



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Zur ‚sozialen Bedeutung‘ von Sprachvarietäten in der Obersteiermark.“

Eine qualitative Analyse der Spracheinstellungen junger Frauen (mit Fokus auf die Mutter-Kind-Kommunikation) im politischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag.

verfasst von / submitted by

Isabella Rechberger, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 353 333

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramt UF Spanisch UF Deutsch

Betreut von / Supervisor

PD Mag. Dr. Manfred Glauningner

Mama gewidmet.

Vorwort

„Du kommst aus der Steiermark, oder? Das hört man am Bellen.“ – Mit dieser wunderschön metaphorischen Stereotypisierung des Steirischen begannen viele meiner Gespräche in Bezug auf meine Herkunft. Oftmals wurde disputiert, welche Merkmale das Steirische kennzeichnen und woran mich meine InteraktionspartnerInnen sofort als Steirerin entlarvten. Da ich leidenschaftliche Dialektsprecherin bin, und nicht zuletzt aufgrund meiner Faszination für die (germanistische) Linguistik, weckten derartige Äußerungen immer mehr mein Interesse an der österreichischen Sprachvarietätenlandschaft – denn nicht nur das Steirische, sondern Dialekte allgemein waren so reich an Unerforschtem. Mit jedem voranschreitenden Semester verfestigte sich mein Interesse und so modellierte ich, im Zuge diverser Seminare, mein Diplomarbeitskonzept. Den Anstoß für die hier vorliegende Arbeit lieferte schlussendlich ein gewöhnliches Internetforum, in dem, vor Emotionen nur so strotzend, über Sprache und ihre Varietäten gefachsimpelt und debattiert wurde. Besonders kontrovers erwiesen sich die Positionen zur Frage nach der (intendierten) Sozialisation der nächsten Generation. Doch nicht nur im Internet, sondern auch am ‚Stammtisch‘ entfaltete das Thema ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ im Kontext Kindererziehung sein Diskussionspotenzial. Und so wurde mir nach und nach klar: Die Forschung zur sprachlichen Sozialisation und zur Kommunikation mit Kindern, zu einem Problem, das in meiner Umgebung so emotional diskutiert wird, sollte durch meine eigene, kleine Fallstudie ergänzt und bereichert werden.

An dieser Stelle möchte ich einigen Personen in meinem Umfeld, die auf unterschiedlichste Art und Weise am Gelingen dieser Arbeit beteiligt waren, meinen Dank aussprechen:

Danke

Ihnen, Herr Professor PD Dr. Mag. Glauninger, für Ihre konstruktive Kritik, Ihre hilfreichen Anmerkungen, Ihren Aufwand und Ihre wertvolle und stets positive Unterstützung während des gesamten Prozesses.

Danke

Bezi, Lilly, Lena, Steffi und Theresa: Dafür, dass ihr keine Mühen gescheut habt, mir meine Interviews zu ermöglichen. Ohne Eure aufrichtigen und emotionalen Antworten wäre die vorliegende Arbeit nicht realisierbar gewesen. Dafür, und für Eure Freundschaft.

Danke

an all meine lieben Freunde und meine Familie, die mich im Laufe meines Studiums und auch davor immer unterstützten. Klaus, danke für alles.

Danke

Stefan. Für dein Dasein. Für deine – metaphorisch gesprochen – unerschöpflichen Ohren, in Zeiten der Frustration. Für deine ‚Stefan-Art‘ und deine lebenswerten ‚Stefan-Schmähs‘, die mich selbst in Momenten der Ernüchterung schmunzeln ließen. Danke dafür, dass du mich selbst dann mochtest, wenn ich mich nicht ertragen konnte.

Mama, Dir danke ich für alles und noch vieles mehr. Danke, dass Du immer an mich geglaubt hast, mich unterstützt und niemals an mir gezweifelt hast. Danke für Deine Aufopferung und dafür, dass Du mein Wohl permanent vor deine eigenen Bedürfnisse stelltest. Dafür, dass Du mir so ein wunderschönes, facettenreiches Leben ermöglicht hast, das an dieser Stelle, am Ende meines Studiums, einen neuen Höhepunkt erreicht. Was ich bin, ist Dein Verdienst – Danke!

Danke, liebes Österreich, für deinen wundervollen Reichtum an Sprachvarietäten.

Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
Anm.	Anmerkung
bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
d. h.	daher
etc.	et cetera
F	Frage
GP	Gewährsperson
Hervorh.	Hervorhebung
HLW	Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe
i. d. R.	in der Regel
Jh.	Jahrhundert
Kap.	Kapitel
NMS	Neue Mittelschule
o. Ä.	oder Ähnliche[s]
OS	Oberstufe
o. S.	ohne Seitenangabe
resp.	respektive
u. a.	und andere/s; unter anderem/n
US	Unterstufe
v. a.	vor allem
vs.	versus
VS	Volksschule
Z	Zeile
z. B.	zum Beispiel
z. T.	zum Teil

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	iii
Abkürzungsverzeichnis	v
1 Einleitung	1
1.1 Aktueller Forschungsstand: ein Überblick	4
1.2 Forschungsleitende Fragestellungen und Annahmen	5
1.3 Aufbau der Arbeit.....	5
2 Theoretischer Teil	8
2.1 Zur sozialen Bedeutung von Sprachvarietäten	8
2.1.1 Prestige und Stigma	8
2.1.2 Prestige-Stigma-Ambivalenz im Licht (sozio-)linguistischer Forschungen.....	11
2.2 Einstellungen	14
Einleitender Exkurs: zur Problematik subjektiver Sprachdaten	14
2.2.1 Einleitendes zur Einstellungstheorie.....	17
2.2.2 Die Einstellungs-Komponentenmodelle	19
2.3 Spracheinstellungen.....	22
2.3.1 Spracheinstellungen unter der Prämisse der Dynamik	24
2.3.2 Der Spracheinstellungserwerb	26
2.3.3 Spracheinstellungen und (sprach-)biographische Schlüsselerlebnisse	28
2.3.4 Bundesländer-, Orts- und Dialektloyalität.....	29
2.3.5 Direkte und Indirekte Methoden der Spracheinstellungsmessung.....	30
2.4 Perceptual Dialectology.....	32
2.5 Sprachvarietäten in Österreich.....	34
Einleitender Exkurs: zum Terminus (Sprach-)Varietät	34
2.5.1 Varietätenmodell und Dialekt-Standard-Kontinuum.....	35
2.5.2 Das Untersuchungsgebiet: der obersteirische Bezirk Bruck-Mürzzuschlag.....	39
2.6 Das Spannungsfeld ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘	42
2.6.1 Sprachvarietäten aus linguistischer Sicht	43
2.6.2 Sprachvarietäten aus Sicht linguistischer LaiInnen	45
2.7 Kommunikation mit Kindern.....	49
2.8 Das Paradigma der qualitativen Sozialforschung	56
2.8.1 Grundpostulate der qualitativen Sozialforschung.....	57
2.8.2 Qualitative Interviews.....	59
2.8.3 Das qualitative, leitfadengestützte Tiefeninterview.....	61
2.8.4 Qualitative Inhaltsanalyse.....	62
3 Empirischer Teil	65
3.1 Das Forschungsdesign	65
3.1.1 Die Konzeption des Interviewleitfadens.....	65
3.1.2 Die Auswahl der Gewährspersonen.....	68
3.2 Erhebung und Bearbeitung der Tiefeninterviews	69
3.2.1 Rahmenbedingungen der Tiefeninterviews	69
3.2.2 Aufbereitung und Transkription der Tiefeninterviews	70
3.3 Kategorienbildung und Kodierung	72

3.4	Ergebnisse.....	74
3.4.1	Ergebnisse der subjektzentrierten Auswertung.....	74
3.4.1.1	Case 1	75
3.4.1.2	Case 2	86
3.4.1.3	Case 3	97
3.4.1.4	Case 4	110
3.4.2	Ergebnisse der inhaltszentrierten Auswertung	121
3.4.2.1	Die Sprachkonzepte im Licht der Prestige-Stigma-Ambivalenz	121
3.4.2.1.1	„Dialekt“	121
3.4.2.1.2	„Umgangssprache“	126
3.4.2.1.3	„Hochdeutsch“	128
3.4.2.1.4	Zur „sozialen Bedeutung“ der Sprachvarietäten.....	129
3.4.2.1.5	Fazit	131
3.4.2.2	Kommunikation mit Kindern.....	132
3.4.2.2.1	Zur „sozialen Bedeutung“ der Sprachvarietäten im Rahmen der Kindererziehung	133
3.4.2.2.2	Beliebtheit der Sprachvarietäten.....	136
3.4.2.2.3	„Dialekt“ als Sprach- und Kommunikationsbarriere.....	138
3.4.2.2.4	Sprechen lernen vs. sprechen können	140
3.4.2.2.5	Lob und Tadel – „Style-Shifting“	142
3.4.2.2.6	Bundesländer-, Orts-, Dialektloyalität	145
3.4.2.2.7	Fazit	146
4	Conclusio	148
	Literaturverzeichnis.....	153
	Internetquellen.....	159
	Anhang	161
	Interviewleitfaden	161
	Mindmap	166
	Kurzfassung	167
	Abstract	169

„Beim Dialekt fängt die gesprochene Sprache erst an.“¹
(Christian Morgenstern)

¹ Quelle: https://www.aphorismen.de/suche?f_thema=Dialekt (letzter Zugriff: 31.3.2017).

1 Einleitung

„Die Natur erklären wir,
das Seelenleben verstehen wir.“
(Wilhelm Dilthey, 1894)

Die deutsche Sprache in Österreich wird maßgeblich durch die Dichotomie ‚Dialekt‘ und ‚Standardsprache‘ konstituiert. Der Dialekt prägt dabei insbesondere private, familiäre, informelle Kommunikationsbereiche und besitzt im Sinne eines regionalen Identifikationsmerkmals Prestige. Den Gegenpol der Kommunikationsmedaille bildet die an der Schriftsprache orientierte Standardsprache, die von den Österreicherinnen und Österreichern v. a. in formelleren Gesprächskonstellationen prestigebehaftet ist. Lässt sich diese scheinbar simple Darstellung aus linguistischer Sicht beinahe auf den gesamtösterreichischen Sprachraum projizieren, so zeigt sich, dass diese Dichotomie in einer spezifischen Kommunikationssituation (tendenziell) aufgebrochen wird: in der Interaktion mit Kindern. Spiegelt sich im österreichischen Sprachbild üblicherweise eine dialektloyale Einstellung der SprecherInnen, so scheint sich diese Haltung im Moment, in dem sprachlich über die Zukunft der Nachkömmlinge entschieden wird, zu verschieben. Plötzlich wird gefragt, ob Kinder im *Dialekt*² – bzw. in dem, was linguistische LaiInnen konzeptionell unter *Dialekt* verstehen, oder doch in *Hochdeutsch* sozialisiert werden sollen. Sollen sie zuerst *schön sprechen* lernen? Und nicht zuletzt: Hat es negative Auswirkungen, wenn mit den Kindern nur im Dialekt interagiert wird? Obgleich viele Österreicherinnen und Österreicher grundsätzlich wohl stolze DialektsprecherInnen sind, macht sich an dieser Stelle eine Unsicherheit breit, worüber in zahlreichen Internetforen konträr und emotional diskutiert wird:

Zumindest in manchen Bereichen müssen die Eltern vor dem Kind/mit dem Kind Hochdeutsch sprechen, damit diese Sprache auch wirklich erworben wird. Oder die Kinder lernen es in der Schule. Das ist schulabhängig und lehrerabhängig, und da sind es eher die Gymnasien, die darauf bestehen und mit ständiger Demütigung Dialektworte zurückweisen, bis es halt funktioniert. Ich finde es einen sozialen Nachteil, wenn Menschen nur Dialekt sprechen können [Hervorh. I. R.].

Wenn hier bei uns jemand ein ähnliches Fast-Hochdeutsch [Hervorh. I. R.] spricht, der hier geboren ist, sein Leben lang den hiesigen Dialekt gesprochen hat, und nun erst mit den Kindern sich

² *Hochdeutsch* und *Dialekt* referieren hier auf die laienlinguistischen Sprecherkategorien. Inwieweit diese Konzepte mit den linguistisch-konzipierten Kategorien übereinstimmen, wird theoretisch in Kap. 2.6.1 bzw. 2.6.2 sowie im empirischen Teil (Kap. 3.4.2.1) diskutiert.

bemüht, ein halbes Hochdeutsch zu sprechen, dann hört sich das etwas seltsam [Hervorh. I. R.] an vielfach. Und schon gar nicht ist das Hochdeutsch.

Ich spreche Dialekt, und das sogar bewusst. Dieser ist ja im Grunde wie eine eigene Sprache, und hat natürlich ihre eigene Grammatik und alles. Ein richtiger Dialekt ist für Kinder sogar wie Zweisprachigkeit (laut Studien) [Hervorh. I. R.], sofern man ihnen ermöglicht, Hochdeutsch an anderer Stelle zu erlernen und auch zu sprechen und ist auch für die Schule förderlich. Zumal es zusätzlich die Heimatverbundenheit [Hervorh. I. R.] bedeutet. Einem Kind den Dialekt nicht beizubringen, das finde ich in mehreren Hinsichten sehr schade³.

Studien, die Auskunft über die Gründe für diese plötzliche Sprachunsicherheit erteilen, sind jedoch nach wie vor ein Forschungsdesiderat und überhaupt wurde der Kommunikationskontext *Eltern-Kind* bzw. *Mutter-Kind* im Rahmen der Soziolinguistik bisher eher stiefmütterlich behandelt. In der einschlägigen Literatur finden sich kaum subjektive Sprachdaten, die auf die Beweggründe für oder gegen eine dialektale (Primär-)Sozialisation der österreichischen Kinder schließen lassen. Obwohl auch die vorliegende Arbeit lediglich ausgewählte Aspekte dieses Themenkomplexes behandeln kann, bietet sie doch einen inhaltsanalytischen Befund der zentralen Motive, die Eltern in dieser Entscheidung beeinflussen.

Dass die sprachliche Kindererziehung nicht nur aus linguistischer Forschungsperspektive, sondern auch gesamtgesellschaftlich besonders relevant und interessant ist, konnte z. B. STEINEGGER (1998: 134) zeigen, denn 46,8 % seiner InformantInnen gaben an, dass eine hochsprachliche Kindererziehung wünschenswert wäre. Gleichzeitig, und hier zeigt sich das ambivalente Verhältnis der ÖsterreicherInnen zu den eigenen Sprachvarietäten, ist es den Informantinnen offenbar auch wichtig, dass Kinder eine dialektale Varietät sprechen, denn das ist „unsere‘ Spr[ache]“ (STEINEGGER 1998: 138). Noch interessanter erscheinen diese Ergebnisse vor dem Hintergrund, dass der Dialekt an und für sich genau im familiären Kreis besonders prestigereich ist: „Am meisten [...] wird mit den Großeltern Dialekt gesprochen, fast ebenso viel auch mit Geschwistern und Eltern. [Im Original Kursivdruck; I. R.]“ (STEINEGGER 1998: 112). Weshalb zeichnet sich also die Tendenz ab, dass in der Interaktion mit (den eigenen) Kindern, und somit im Kreis der engsten Familie, plötzlich eine standardsprachliche Sprechweise bevorzugt wird?

³ Alle Zitate entstammen aus <http://www.parents.at/forum/archive/index.php/t-745371.html> (letzter Zugriff: 22.3.2017) und wurden unverändert übernommen.

LICHTENEGGER (2015), eine Untersuchung zu Sprachattitüden bei jungen Müttern in Linz, weist gerade junge Frauen als sprachlich besonders sensibilisiert aus⁴, die Sprachvarietäten in der Interaktion mit Kindern wohl nicht arbiträr einsetzen. So nehmen Linzer Mütter zwar im Alltag eine dialektloyale Position ein, standardsprachliches Sprechen genießt bei der sprachlichen Sozialisation von Kindern jedoch besonderes Prestige (vgl. LICHTENEGGER 2015: 123). Und auch hier stellt sich die Frage nach den individuellen Beweggründen dieser tendenziell bzw. intendiert standardsprachlichen Kommunikation mit Kindern.

LICHTENEGGER (2015) zeichnet auf quantitativer Basis ein interessantes Bild der Spracheinstellungen junger Linzerinnen im Kontext der Mutter-Kind-Kommunikation. Ausgehend davon beschäftigt sich auch diese vorliegende, qualitative Erhebung mit ausgewählten Aspekten der ‚sozialen Bedeutung‘ von Varietäten der deutschen Sprache. Fokussiert wird dabei ebenfalls die Mutter-Kind-Kommunikation vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘. Im Rahmen dieses Projekts soll an LICHTENEGGER (2015) mittels qualitativ ausgewerteten Tiefeninterviews (zum Teil) angeschlossen werden. Die vorliegende Studie ist jedoch nicht nur methodisch anders ausgerichtet: Auch das Untersuchungsgebiet (hier: Obersteiermark) weist (sozio-)linguistisch durchwegs andere Gegebenheiten auf als der urbane Raum Linz, der im Fokus von LICHTENEGGER (2015) steht.

Empirisch eingebettet ist die vorliegende Studie in das Paradigma der qualitativen Sozialforschung, woraufhin bereits das eingangs angeführte Zitat WILHELM DILTHEYS hinweist. Im Zentrum dieser Arbeit stehen somit das individuell agierende Subjekt (vgl. MAYRING 2016: 20) und dessen tiefliegende (Sprach-)Einstellungen, die es empirisch, mittels qualitativer Tiefeninterviews, zu elizitieren gilt. Im Gegensatz zu quantitativen Methoden erhebt die qualitative Sozialforschung den Anspruch, latente Sinnkonstruktionen des Subjektes zu erforschen:

Es sollen subjektive Wirklichkeiten und subjektive Sinnkonstruktionen und Alltagstheorien untersucht, Lebenswelten von innen heraus beschrieben, individuelle Sichtweisen und Meinungen oder Motive analysiert werden. (MISOCH 2015: 2).

⁴ Zu diesem Schluss kam auch MALLIGA (1997).

1.1 Aktueller Forschungsstand: ein Überblick

Für die vorliegende Arbeit sind v. a. PATOCKA (1986) sowie STEINEGGER (1998) relevant, die sich mit dem Sprachgebrauch und der subjektiven Sprachbeurteilung in Österreich (STEINEGGER [1998] zudem in Südtirol) beschäftigen. STEINEGGER (1998) liefert ferner relevante subjektive Daten in Hinblick auf das obersteirische Untersuchungsgebiet⁵ der vorliegenden Arbeit. GLUDOVACZ (2016) untersuchte die Spracheinstellungen von WienerInnen in Bezug auf die österreichischen Dialekte und lieferte damit eine interessante Außenperspektive auf das ‚Steirische‘. Weitere interessante Erkenntnisse liefert auch MALLIGA (1997), die ihre Untersuchung zur geschlechterabhängigen Sprachverwendung und Spracheinschätzung in Villach durchführte.

In Hinblick auf explizite Spracheinstellungsdaten sind insbesondere MOOSMÜLLER (1991) sowie SOUKUP (2009) zu nennen. MOOSMÜLLER (1991) erhob subjektive Sprachdaten von InformantInnen aus Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck und konnte dabei interessante Aspekte hinsichtlich der Prestige-Stigma-Ambivalenz aufzeigen. SOUKUP (2009) erhob die Spracheinstellungen von LinzerInnen. Ihre Ergebnisse dienen als profitable Forschungsbasis, auf die auch für die vorliegende Studie mehrmals zurückgegriffen wurde. GOLDGRUBER (2011) behandelte, aufbauend auf SOUKUP (2009), die Einstellungen von Wiener und Grazer StudentInnen hinsichtlich Dialekt und Standard in Österreich.

Konkret mit Spracheinstellungen in Bezug auf die Kommunikation mit Kindern beschäftigten sich SCHONER (2011) sowie TOBERER (2013). Beide Arbeiten wurden zwar gesichtet, jedoch für die vorliegende Studie als irrelevant betrachtet. LICHTENEGGER (2015), in der die Spracheinstellungen von Linzer Müttern in Hinblick auf die spezifische Kommunikationssituation mit Kindern problematisiert werden, stellt eine wesentliche Grundlage für die Empirie der vorliegenden Diplomarbeit dar. Die Ergebnisse dieser Arbeit werden daher stets zu LICHTENEGGER (2015) in Bezug gesetzt.

⁵ Wie LICHTENEGGER (2015: 14) richtig erkannte, positionieren PATOCKA (1986), STEINEGGER (1998) und MALLIGA (1997) ihre Forschungen innerhalb der philologisch-strukturalistischen Germanistik Dialektologie, wodurch sie zwar Spracheinstellungsdaten erhoben, diese jedoch z. T. als (objektive) Sprachgebrauchsdaten interpretieren. Die Ergebnisse dieser Erhebungen müssen somit unbedingt vor dem Hintergrund dieser Problematik rezipiert werden.

1.2 Forschungsleitende Fragestellungen und Annahmen

Obgleich die qualitative Ausrichtung der Arbeit verlangt, dass datenbasiert hypothesengenerierend gearbeitet wird (vgl. MISOCH 2015: 2), wurden im Vorfeld forschungsleitende Annahmen hinsichtlich der Fragestellungen formuliert.

So wird in dieser Arbeit etwa diskutiert, welche Konzepte von Varietäten der deutschen Sprache die Probandinnen im Lauf ihrer Sozialisation erworben haben und welche ‚soziale Bedeutung‘ (insbesondere Prestige bzw. Stigma) diese Konzepte indizieren. Diese Fragestellung geht davon aus, dass die Probandinnen im Wesentlichen eine bivariable (‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘) Konzeption der (Variation der) deutschen Sprache erworben haben. Die beiden Konzepte ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ decken – mit entsprechend graduierenden Modifikationen – auch den linguistisch konzipierten ‚umgangssprachlichen‘ Bereich ab. Es wird weiters forschungsleitend angenommen, dass diese Varietäten-Konzepte des Weiteren jeweils sowohl Prestige- als auch Stigma-Aspekte sozialer Bedeutung indizieren. Das ‚Dialekt‘-Konzept spielt im Zusammenhang mit der Konstruktion einer regionalen Identität eine zentrale Rolle, das ‚Hochdeutsch‘-Konzept im Hinblick auf das Vermeiden/Überwinden einer (vermeintlichen) ‚Sprachbarriere‘.

Eruiert wird außerdem, ob es in diesem Zusammenhang sprachbiografische ‚Schlüsselerlebnisse‘ gibt und inwiefern die von den ProbandInnen erworbene soziale Bedeutung der Sprachvarietäten des Deutschen ihre (postulierte bzw. intendierte) Mutter-Kind-Kommunikation beeinflusst. Dieser Frage wird mit der leitenden Annahme nachgegangen, dass sprachbiografische (Schlüssel-)Erlebnisse der Probandinnen deren (postulierte bzw. intendierte) Mutter-Kind-Kommunikation sehr wohl beeinflussen und letztere stärker ‚Hochdeutsch‘ geprägt ist, als es die sprachliche (Primär-)Sozialisation der ProbandInnen gemäß deren Selbsteinschätzung war. In diesem Zusammenhang wird zudem die Frage, inwiefern in diesem Zusammenhang eine Tradierung der sozialen Bedeutung von Sprachvarietäten erfolgt, diskutiert.

1.3 Aufbau der Arbeit

Der theoretische Teil der Arbeit beginnt mit einer Diskussion zur ‚sozialen Bedeutung‘ von Sprache vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz. Erläutert wird, was unter diesen Termini im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu verstehen ist. Des Weiteren wird anhand ausgewählter soziolinguistischer Studien erläutert, wie sich diese Konzepte

empirisch charakterisieren und was bei Erhebungen zur Prestige-Stigma-Ambivalenz berücksichtigt werden muss.

Ausgehend von diesen Erläuterungen findet sich im Mittelpunkt der theoretischen Ausführungen ein ausführlicher Exkurs zum zentralen Thema *Einstellungen und Spracheinstellungen* (Kap. 2.1, 2.2). In einem einleitenden Exkurs wird geklärt, mit welchen Problemen sich die empirische Feldforschung in Bezug auf subjektive Sprachdaten konfrontiert sieht, bevor die (theoretische) Modellierung von Einstellungen expliziert wird (Kap. 2.2.1). Im Anschluss daran wird konkret auf den Komplex *Spracheinstellungen* (Kap. 2.3) übergeleitet. Diskutiert werden diese im Licht der Dynamik von Spracheinstellungen sowie in Hinblick auf eine kontextsensitive Modellierung von (Sprach-)Einstellungen (nach TOPHINKE/ZIEGLER 2002) (Kap. 2.3.1). Davon ausgehend wird geklärt werden, von welchen Faktoren der Spracheinstellungserwerb gesteuert wird (Kap. 2.3.2). Herausgegriffen werden hier die Aspekte ‚sprachbiographische (Schlüssel-)Erlebnisse‘ (Kap. 2.3.3) sowie das extralinguale Referenzobjekt ‚Orts-, bzw. Bundesländerloyalität‘ im Zusammenhang mit dem Faktor ‚Dialektloyalität‘ (Kap. 2.3.4). Abschließend wird erläutert, was innerhalb der (Sprach-)Einstellungsforschung unter direkten und indirekten Messmethoden verstanden wird und wie sich die vorliegende Erhebung methodisch positioniert (Kap. 2.3.5).

Die Theorie zum Thema (Sprach-)Einstellungen erst einmal ausgelotet, wird noch ein Überblick über die Grundzüge der *Perceptual Dialectology* (zu Deutsch: *Wahrnehmungsdialektologie*) geboten (Kap. 2.4), die unweigerlich mit der Sprachattitüdenforschung verknüpft ist.

Den nächsten größeren Block formt ein Abschnitt zu den Sprachvarietäten in Österreich. Ausgehend von einem einleitenden Exkurs zum Terminus *Varietät* wird das Schichtenmodell der Varietäten des Deutschen in Österreich nach WIESINGER (1992; 1997) sowie Substanzielles zur Theorie des Dialekt-Standard-Kontinuums expliziert (Kap. 2.5.1). In Kap. 2.5.2 wird das obersteirische Untersuchungsgebiet im Spiegel der Soziolinguistik betrachtet (Kap. 2.5.2). Kap. 2.6 beschäftigt sich mit den Sprachvarietäten des Deutschen aus linguistischer und laienlinguistischer Perspektive. An dieser Stelle wird geklärt werden, worin die grundlegenden Unterschiede zwischen der subjektiven Konzipierung und Wahrnehmung von Sprache aus Sicht von LaiInnen und dem einschlägigen, objektiven Expertenwissen besteht.

Der aktuelle Forschungsstand zum Thema Kommunikation mit Kindern findet sich in Kap. 2.7. Implementiert wurden hier auch Ergebnisse aus STEINEGGER (1998) und LICHTENEGGER (2015).

Zu guter Letzt wird in Kap. 2.8 auf das Paradigma qualitativer Sozialforschung eingegangen. Ausgehend von den Grundpostulaten qualitativen Forschens (Kap. 2.8.1) wird in diesem Kapitel auch eine Abgrenzung zu quantitativen Methoden stattfinden. Des Weiteren werden qualitative Interviews theoretisch beleuchtet (Kap. 2.8.3), bevor näher auf die vorliegend angewendete Technik, das qualitative Tiefeninterview (Kap. 2.8.3), eingegangen wird. Den letzten Teil des Theorierahmens formiert ein Abriss zur Analysemethode: der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2016) (Kap. 2.8.4).

Die Präsentation des Forschungsdesigns inklusive der Konzeption des Interviewleitfadens sowie die Auswahl der Gewährspersonen bildet den Beginn des empirischen Teils (Kap. 3.1, 3.1.1, 3.1.2). Die Erhebung und Bearbeitung der Interviews steht im Zentrum von Kap. 3.2. Kap. 3.3 expliziert das Kodierungs- und Kategoriensystem, das mithilfe des Analysetools QCAMap⁶ erstellt wurde. In Kap. 3.4 findet die Präsentation und Interpretation der Ergebnisse statt, wobei sich dieses Kap. in zwei Subkapitel untergliedert: in eine subjektzentrierten Aufschlüsselung der Ergebnisse (Kap. 3.4.1) sowie eine inhaltsanalytische Analyse (Kap. 3.4.2).

Abgerundet wird die Arbeit mit einer Conclusio in Kap. 4.

⁶ Quelle: <https://www.qcamap.org/> (letzter Zugriff: 22.5.2017).

2 Theoretischer Teil

2.1 Zur sozialen Bedeutung von Sprachvarietäten

Im Zentrum dieser Arbeit steht die Frage nach der sozialen Bedeutung von Varietäten der deutschen Sprache in der Obersteiermark (im politischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag), wobei das Verhältnis von Dialekt und Hochdeutsch vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz diskutiert werden wird. Der theoretische und empirische Teil der Arbeit wird daher immer im Licht dieser Dichotomie, die im Fokus des nunmehr anschließenden ersten Kapitels stehen wird, zu reflektieren sein.

2.1.1 Prestige und Stigma

Prestige ist gewöhnlich gleichbedeutend mit sozialem Ansehen, sozialer Geltung oder Wertschätzung, während Stigma sich auf diskreditierende Eigenschaften von Personen bezieht, die in zwischenmenschlichen Beziehungen zur Geltung kommen.

So beginnen STRASSER/BRÖMME (2004: 412) ihre Ausführungen zu *Prestige* und *Stigma*. Sie konstituieren diese Termini als dichotomes Begriffspaar, da sich Prestige und Stigma als gesellschaftsbedingtes Phänomen „als soziale Wertschätzung bzw. Geringschätzung manifestieren.“ (STRASSER/BRÖMME 2004: 412). Die Autoren betonen, dass Prestige und Stigma in der sozialen Interaktion entstehen und permanent neu verhandelt werden – sie sind als „Konstruktionsprinzip gesellschaftlicher Organisation anzusehen.“ (STRASSER/BRÖMME 2004: 413). Diese gesellschaftliche Organisation erfolgt über Prestigesymbole, derer sich die Mitglieder einer Gesellschaft, von Gruppen oder Klassen bedienen. Prestigesymbole finden sich „in ausdifferenzierten Formen und Kombinationen [...]“ (STRASSER/BRÖMME 2004: 413) und sind eine Möglichkeit, den individuellen Prestigestatus zu festigen. Als ein derartiges gesellschaftliches Differenzierungsmerkmal bzw. Prestigesymbol könnte bspw. *Sprache* bzw. eine sprachliche Varietät, wie etwa eine dialektale Varietät oder eine Standardvarietät, fungieren. Unter Stigma verstehen STRASSER/BRÖMME (2004: 415) folglich

[...] eine gesellschaftlich definierte, sichtbare oder unsichtbare Eigenschaft von Personen, die eine öffentlich negativ bewertete soziale Identität zur Folge hat. Die diskreditierenden Eigenschaften können von Person zu Person, Gruppe zu Gruppe und Gesellschaft zu Gesellschaft verschieden sein: D. h., die Eigenschaft an sich ist weder kreditierend noch diskreditierend; ein und dieselbe Eigenschaft mag den einen Menschen stigmatisieren, während sie die Normalität des anderen bestätigt.

Obgleich STRASSER/BRÖMME (2004) in ihrem Exkurs ausschließlich auf die Phänomene *Stigma* und *Prestige* in Bezug auf Personen(gruppen) referieren, lassen sich die Konzepte aus soziolinguistischer Sicht auf sprachliche Varietäten ummünzen. HERNÁNDEZ-CAMPOY (2008: 19) bspw. definiert Prestige im soziolinguistischen Sinn folgendermaßen:

In Sociolinguistics prestige [is] a linguistic behaviour motivated by societal attitudes towards linguistic forms: it refers to the respect that some dialectal varieties, accents or even particular linguistic features, achieve as a result of a subjective (and often occasional) good reputation.

TRUDGILL (1983) arbeitet diesbezüglich heraus, dass sprachbezogenes Prestige in zwei differenten Formen auftreten kann: in Form eines *Overt-Prestiges* und eines *Covert-Prestiges*. Unter *Covert-Prestige* versteht TRUDGILL (1983) dabei jenes Prestige, dass in Bezug auf Nonstandardvarietäten auftritt, während sich *Overt-Prestige* v. a. hinsichtlich Standardvarietäten zeigt (vgl. TRUDGILL 1983: 173ff). Overt-Prestige tritt folglich dann auf, so HERNÁNDEZ-CAMPOY (2008: 19), "[w]hen this prestige is widely and openly expressed in the linguistic behaviour of the speech community [...]." Covert-Prestige dagegen umfasst jene sprachlichen Varianten und Varietäten, die möglicherweise gesellschaftlich sanktioniert bzw. prestigeärmer sind⁷. TRUDGILL (1983: 177) exemplifiziert:

[S]tatements about 'bad speech' are for public consumption only. Privately and subconsciously, a large number of male speakers are more concerned with acquiring prestige of the covert sort and with signalling group solidarity than with obtaining social status, as this is more usually defined.

Diese Gedanken resümierend wird deutlich, dass das Phänomen *Covert-Prestige* von Stigmatisationsprozessen determiniert ist und erst die Stigmatisierung einer sprachlichen Varietät (z. B. ‚Dialekt‘) macht es erforderlich, unter dem Schein einer anderen Varietät (z. B. ‚Standard‘) zu agieren.

STEINEGGER (1998) hebt in diesem Zusammenhang die soziosymbolische Bedeutung bestimmter Sprachvarietäten hervor. So fungiere Dialekt vielfach als „soziales Erkennungsmerkmal“ (STEINEGGER 1998: 30), was wiederum zu einer Anhebung des Prestiges dieser, i. d. R. auch negativ konnotierten, Sprachvarietät führt. Dialekt gelte in diesem

⁷ “However, there are also linguistic behaviours that lead some people, privately and subconsciously, to be more favourably disposed towards other linguistic forms, which are not precisely standard, and despite reporting themselves as aiming for the forms which enjoy overt prestige in the speech community: hidden values associated with non-standard speech and not normally overtly expressed; this is the case of covert prestige [...].” (HERNÁNDEZ-CAMPOY 2008: 19f.).

Fall als Identifikationsmerkmal einer bestimmten sozialen Gruppe und genieße in diesem Zusammenhang höheres Prestige als andere Sprachvarietäten (vgl. STEINEGGER 1998: 30):

Schließlich kann gerade der *Dialekt* auch eine Art ‚covert prestige‘ besitzen, das ihn zu einem sozialen Symbol der Gruppenzugehörigkeit werden läßt. Die Gruppenloyalität, die oft auch in Form einer Ortsloyalität⁸ anzutreffen ist, führt dann gruppenintern zu verstärktem Dialektgebrauch [Hervorh. im Original, I. R.].

Ähnliches fand auch ZIEGLER (1996) heraus: Dialekt wie auch Standard würden, vom situativen Kontext abhängig, gewissermaßen Prestigeformen annehmen können. Der Dialekt ist, so ZIEGLER (1996: 238), als Covert-Prestige-Form charakteristisch „für den sozialen Nahraum, d.h. in diesem Fall für die Kommunikation im alltäglich-privaten Bereich, während die Standardsprache als Overt-Prestige mit dem sozialen Fremdraum, d.h. dem öffentlich-formellen Bereich, assoziiert wird.“

PENZINGER (1994: 136) weist darauf hin, dass der Prestigebegriff in der Literatur vielfach unreflektiert und beinahe ‚universell‘ verwendet wurde. So wird oftmals stark vereinfachend von ‚prestigehöheren‘ oder ‚prestigearmeren‘ Sprachvarietäten gesprochen, womit gesamte sprachliche Varietätensysteme, wie etwa ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘, angesprochen sind. Vielmehr beziehe sich soziales Prestige jedoch nur auf „molekulare Teilbereiche von Varianten [...]“. (PENZINGER 1994: 136). Markiert und in Folge stigmatisiert seien vielfach nur einzelne „dialektale Eigentümlichkeiten“ (PENZINGER 1994: 136):

Nach meiner Beobachtung gehören bestimmte einzelne dialektale Eigentümlichkeiten zwar derselben mundartlichen Grammatik an, haben aber, was ihre soziolinguistische Prestigebesetztheit oder Prestigearmut anlangt, verschiedenes Gewicht. (PENZINGER 1994: 136).

Im Folgenden wird anhand ausgewählter soziolinguistischer Studien expliziert, wie sich diese Prestige-Stigma-Ambivalenz konkret auswirkt und welche Aspekte dahingehend unbedingt zu berücksichtigen sind.

⁸ Zum Thema *Ortsloyalität* siehe Kap. 2.3.4.

2.1.2 Prestige-Stigma-Ambivalenz im Licht (sozio-)linguistischer Forschungen

Den Kern von zahlreichen Studien zur Spracheinstellungs- und perceptionsforschung der letzten Jahre bildete, im Lichte der Diskussion zur sozialen Bedeutung sprachlicher Varietäten, die Bewertung systeminhärenter, sprachlicher Merkmale (vgl. z. B. MOOSMÜLLER 1991; LENZ 2010; SPIEKERMANN 2010). In der Sprachperzeption handelt es sich hierbei zumeist um lautliche Merkmale, die vom Rezipienten bewertet werden. So stellte sich bspw. SPIEKERMANN (2010) die Frage, ob sich einzelne Varietäten visualisieren lassen bzw. welche geometrischen Assoziationen einzelne Varietäten beim Rezipienten hervorrufen (vgl. SPIEKERMANN 2010: 223). Er konnte feststellen, dass z. B. das Bairische in überwiegendem Maße mit den Attributen *rund*, *blumig*, *freundlich* konnotiert wurde, wohingegen Varietäten, die sich näher am Konzept Hochdeutsch befinden (z. B. das Norddeutsche), mit *zackig*, *eckig* bzw. *klar* und *strukturiert* assoziiert wurden (vgl. SPIEKERMANN 2010: 229). SPIEKERMANN (2010: 231ff.) erkannte dabei einen Zusammenhang zwischen Lautassoziationen und den tatsächlichen phonetisch-phonologischen Realisierungen. Die Ergebnisse legen also nahe, dass Aussprachemerkmale sehr wohl eine Rolle bei der Bewertung sprachlicher Varietäten spielen und diese Bewertung weitestgehend mit Assoziationen bezüglich prestigereicheren bzw. prestigeärmeren Varietäten kongruiert.

Mit der Perzeption von Sprachvarianten und Sprachvarietäten des Deutschen in Österreich beschäftigte sich u. a. auch MOOSMÜLLER (1991), wobei sie herausfand, dass im gesprochenen Deutsch in Wien, Graz, Innsbruck und Salzburg phonologische Varianten existieren, die „eine soziale Bedeutung haben, andere aber nicht“ (MOOSMÜLLER 1991: 35). Demnach wird „[j]ede Äußerung [...] – bewußt oder nicht bewußt – auch sozial eingeschätzt und bewertet, ist also mit konkreten Auswirkungen auf die soziale Stellung des Sprechers bzw. der Sprecherin verbunden.“ (MOOSMÜLLER 1991: 35). Die Annahme, wonach primär systeminhärente Merkmale perzipiert und bewertet werden, fußt auf der „inherent value hypothesis“ (HUNDT 2011: 101), die die Bewertungskriterien ‚in‘ den sprachlichen Varietäten selbst (Phonologie, Lexik usw.) zu finden versucht (vgl. HUNDT 2011: 101).

Aus bisherigen wahrnehmungsdiagnostologischen Studien geht jedoch auch hervor, dass Prestige und Stigma in enger Verbindung mit dem Faktor *Bekanntheit* stehen. Das

heißt: Erst wenn eine sprachliche Varietät von der Gewährsperson tatsächlich erkannt wird, werden stereotype Vorstellungen ausgelöst und dadurch eine Prestige- bzw. Stigma-Zuweisungen ermöglicht. Würden somit Sprachsamples chinesischer Varietäten vor einer Gruppe von Menschen, die keine Kompetenz im Chinesischen aufweisen vorgespielt werden, wären die Ergebnisse einer Perzeptionsstudie sehr different zu jenen von kompetenten ChinesischsprecherInnen (vgl. HUNDT 2011: 93):

Andere Studien, in denen Probanden mit Sprechproben aus Sprachen konfrontiert wurden, die sie selbst nicht kannten, das heißt, wo die Probanden mangels Sprachkenntnissen auch die mit den einzelnen Akzenten verbundenen Stereotype nicht kennen konnten, zeigten wiederum deutlich, dass ohne die vorhergehende Kenntnis solcher Stereotype auch die Varietäten nicht per se negativ oder positiv bewertet werden [...]. Wenn die Probanden also die Varietäten nicht kennen [...], kennen sie auch nicht die mit den Sprechern und den Regionen verbundenen Stereotype nicht. Fällt dieser Konnex weg, dann entfallen auch einheitliche Stigmatisierungen in der Regel. (HUNDT 2011: 93).

Hinsichtlich der unterschiedlichen dialektalen Varietäten erkannte SPIEKERMANN (2010), dass hier v. a. „Nähe“ und „Distanz“ für die Bewertung entscheidend seien. So wurde in seiner Studie die eigene dialektale Varietät i. d. R. mit positiveren Attributen bewertet als die fremden dialektalen Varietäten, die vorrangig mit „chaotischen“ Formen [...] und neutralen bis negativen Attributen [...] assoziiert [wurden].“ (SPIEKERMANN 2010: 230).

Wie oben anhand des fingierten Beispiels der chinesischen Varietäten angedeutet wurde, erfolgen Prestige- und Stigma-Zuweisungen möglicherweise (teilweise) aufgrund systeminhärenter Sprachmerkmale – wodurch die *inherent value hypothesis* gestützt wird. Es konnte jedoch auch gezeigt werden, dass es v. a. extralinguale Faktoren sind, die als Motor bei der Bewertung sprachlicher Varietäten fungieren. Diese These stützt sich auf die “social connotation hypothesis” (Normdekrethypothese) (HUNDT 2011: 94).

Es sind nicht in erster Linie die den Varietäten auf den verschiedenen Ebenen des Sprachsystems innewohnenden Eigenschaften, die zur Auf- oder Abwertung der Dialekte führen, sondern außersprachliche Faktoren bestimmen Wert und Unwert von Dialekten. (HUNDT 2011: 94).

HUNDT (2011: 94) hebt dabei die Dynamik von Stigma- und Prestigezuweisungen hervor: Er behauptet, dass ein Dialekt, der in einem gewissen politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Kontext stigmatisiert wird, nicht per se dauerhaft stigmatisiert bleiben muss. Zugleich muss eine Sprachvarietät, die zu einem bestimmten Zeitpunkt hohes Pres-

tige genießt, dieses Prestige nicht dauerhaft behalten: „So wie sich die Umgebungsfaktoren ändern, ändert sich auch die Bewertung dieses Dialekts.“ (HUNDT 2011: 94).⁹ Diese These stützt auch MOOSMÜLLER (1991), die herausfand, dass Sprachvarietäten in Österreich immer mit gewissen Prestige- bzw. Stigma-Elementen konnotiert werden und der Gebrauch der Varietäten von diversen Faktoren, wie z. B. der Situation oder dem Kontext, abhängig ist (vgl. MOOSMÜLLER 1991: 13f.). Zugleich wird „[j]ede Äußerung [...] – bewußt oder unbewußt – auch sozial eingeschätzt und bewertet, ist also mit konkreten Auswirkungen auf die soziale Stellung des Sprechers/der Sprecherin verbunden.“ (MOOSMÜLLER 1991: 35).

Eine laut HUNDT (2011: 94) entscheidende Rolle für die Prestige- und Stigma-Zuweisungen spielt dabei die Selbstwahrnehmung der SprecherInnen: Das positive, selbstbewusste Auftreten der SprecherInnen in einer Sprachvarietät evoziert in der Regel auch eine positivere Perzeption dieser Varietät. Werden negative Bewertungsmuster in Hinblick auf die eigene sprachliche Varietät übernommen, so wird die sprachliche Varietät gleichzeitig auch negativer und dadurch stigmatisierter perzipiert werden. In diesem Kontext fand MOOSMÜLLER (1991: 150) z. B. heraus, dass TirolerInnen beim Aufenthalt in anderen Regionen intendieren, regionalspezifische, markierte Merkmale abzulegen, die möglicherweise Stigma besitzen.

Weil das nicht gelingt, werden die Tiroler/innen als eigensinnig an ihrer Varietät festhaltend stereotypisiert, positiv formuliert wird ihnen ein hohes sprachliches Selbstbewußtsein zugeschrieben. Dieses Stereotyp wird von den Tiroler/inne/n angenommen und an der Oberfläche als Selbstdefinition ausgegeben. (MOOSMÜLLER 1991: 149 f.).

Hier befinden sich TirolerInnen in einer Konfliktsituation: Sie wissen, dass eine standardvarietäre Sprechweise für die Interaktanten möglicherweise verständlicher wäre. Ihre Artikulationsschwierigkeiten verhindern dies jedoch, wodurch eine Stereotypisierung der Nonstandardvarietät und der SprecherInnen stattfindet. Gleichzeitig kann dieses sprachliche Verhalten auch positiv gewertet werden, wodurch die Varietät möglicherweise eine Prestigeaufwertung erfährt. Auch hier sind es letztendlich die außerlinguistischen Faktoren, die auf die Bewertung der Sprachvarietät Einfluss nehmen.

⁹ Diese Grundannahme stützt die These nach STRASSER/BRÖMME (2004: 413), derzufolge Prestige und Stigma in jeder sozialen Interaktion situativ anhängig neu verhandelt werden (vgl. Kap. 2.1.1).

Im Licht dieser Ausführungen gilt also herauszufinden, ob und welche sprachliche Varietäten in der Obersteiermark Overt- bzw. Covert-Prestige genießen. Es wäre bspw. möglich, dass Gewährspersonen auf Fragen bezüglich der sprachlichen Kommunikation mit Kindern im Sinne eines Overt-Prestiges standardsprachliche Varietäten scheinbar bevorzugen, da ihnen die Stigmatisierung dialektaler Varietäten bekannt ist, dialektale Varietäten jedoch im Sinne eines Covert-Prestiges und aufgrund ihres soziosymbolischen Bedeutung dennoch höheres Ansehen genießen.

2.2 Einstellungen

Einleitender Exkurs: zur Problematik subjektiver Sprachdaten

Wer sich innerhalb des Forschungsparadigmas der Sprachattitüden- und Sprachperzeptionsforschung positioniert, findet sich schnell mit forschungspraktischen Schwierigkeiten konfrontiert. Immerhin beziehen sich (Sprach-)Einstellungsäußerungen auf subjektive Annahmen und Präsuppositionen in Hinblick auf ein konkretes Objekt, wie im vorliegenden etwa *Sprache* bzw. *Sprachvarietäten*. Aus diesem Grund wird bei Spracheinstellungsdaten von explizit subjektiven Sprachdaten – im Gegensatz zu objektiven Sprachdaten – gesprochen, die weder direkt ‚sichtbar‘ noch direkt messbar sind. Es stellt sich die Frage, weshalb es per se überhaupt lohnenswert ist, subjektive Sprachdaten, „also [...] Äußerungen der Sprecher, wenn sie nach ihrem eigenen Sprachverhalten in verschiedenen Situationen gefragt werden“ (MATTHEIER 1994: 420), im Rahmen soziolinguistischer Untersuchungen zu erheben, beansprucht Wissenschaft doch – zumindest aus erkenntnistheoretischer ‚realistischer‘ Sicht – per definitionem intersubjektive Nachprüfbarkeit und objektive Messbarkeit.

In Hinblick auf diese Prämisse wurden metasprachliche, subjektive Äußerungen von linguistischen LaiInnen in Bezug auf den Komplex Sprache jahrelang als unzulässig und negativ konnotiert angesehen. Derartige Daten wurden „als Quelle von Irrtum und Aberglauben“ (NEULAND 1993: 723 in LICHTENEGGER 2015: 15) wahrgenommen, deren Relevanz und Gehalt in der Linguistik lange Zeit unentdeckt blieb. Im Gegensatz zu „objektiven“ Sprachdaten, bei denen linguistisch modellierte Sprachdaten selbst im Mittelpunkt stehen, wie es z. B. bei Audioaufnahmen der Fall wäre, geben

bewußt-subjektiv[e] Daten [...] ausschließlich Auskunft über eine Meinung oder ein mögliches beziehungsweise zu erwartendes Verhalten der Gewährsperson, aus dem man das wirkliche Verhalten nur mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit ableiten kann. (HUFSCHMIDT/MATTHEIER 1981: 189).

MATTHEIER (1994: 420) sieht die Stärke subjektiv-sprachlicher Daten besonders für die Erhebungen dialektsoziologischer Fragestellungen. Demzufolge inkludieren derartige Daten etwa Informationen in Bezug auf den Sprachgebrauch und Spracheinstellungen (vgl. HUFSCHMIDT/MATTHEIER 1981: 188). Bei der Erhebung subjektiver Sprachdaten muss die forschende Person laut PATOCKA (1986: 9) davon ausgehen, dass die Gewährspersonen die ihnen gestellten Fragen einerseits ehrlich beantworten, andererseits über „die Fähigkeit zur richtigen Selbsteinschätzung“ (PATOCKA 1986: 9) ihres Sprachverhaltens verfügen. Wie einführend in Hinblick auf die Komplexe *Prestige* und *Stigma* sprachlicher Varietäten bereits diskutiert wurde, unterstreicht auch PATOCKA (1986: 10) die soziosymbolische Bedeutung sprachlicher Varietäten und die damit verbundene Prestigeaufwertung der eigenen Person:

[...] Sprache [ist] nicht nur ein Mittel zur Weitergabe von Informationen, sondern sagt darüber hinaus etwas über den Benützer aus. Dialekt und Standardsprache sind auch Symbole für die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen. Der Sprecher einer prestigearmen [Hervorh. I. R.] Varietät wird unter Umständen versuchen, bei der Beantwortung von Fragen nach seinem Sprachgebrauch sein Ansehen durch die Wahl eines höheren Sprechniveaus zu heben.

Des Weiteren betont STEINEGGER (1998), dass jeder Sprecher bzw. jede Sprecherin im Laufe der Sozialisation gewissermaßen eine „*Beziehung* [Hervorh. im Original, I. R.] zur Varietät“ (STEINEGGER 1998: 34) entwickle, wodurch jeder Sprecher bzw. jede Sprecherin auch automatisch andere Konnotationen und „Erlebnisdimensionen [aktualisiert]“ (STEINEGGER 1998: 34). Das heißt, die Einstellung zu einer Sprachvarietät kann je nach Situation variieren und muss nicht mit dem tatsächlichen, objektiv überprüfbaren Sprachgebrauch korrelieren.

Die Erhebung subjektiver Sprachdaten birgt, wie das Angeführte zeigt, einige Schwierigkeiten, denen laut HUFSCHMIDT/MATTHEIER (1981: 189) nur durch kritische Reflexion und genaue Analyse der Bedingungen und des Kontextes, in denen eine Äußerung getätigt wurde, vorgebeugt werden kann. Im Lichte einer kritischen Auswertung der Sprachdaten können „die Resultate solcher Befragungen [...] verwerte[t] [werden]“. (HUFSCHMIDT/MATTHEIER 1981: 189). PATOCKA (1986: 10) betont außerdem, dass „[d]ie

Loyalität zu einer bestimmten Sprachform [...] zu einem großen Teil auch ihre Verwendung [bestimmt] [...]“.

Das Hauptproblem der Erhebung subjektiver Sprachdaten sieht MATTHEIER (1994: 420) darin, „sicherzustellen, daß der Befragte und der Frager jeweils über denselben Gegenstand sprechen“, demnach in der Konzeption der einzelnen Sprachvarietäten. PATOCKA (1986: 11) meint pointiert: „Inwieweit kann man voraussetzen, daß eine Gewährsperson, wenn sie angibt ‚Dialekt‘ zu sprechen, auch wirklich in der bestimmten Situation eine objektiv meßbare dialektale Varietät benützt?“ (PATOCKA 1986: 11). Was für eine Gewährsperson dialektal gefärbte Umgangssprache oder Standard mit Akzent sein könne, werde von einer anderen Gewährsperson möglicherweise bereits als Dialekt perzipiert¹⁰ (vgl. PATOCKA 1986: 11). Die Konzeption einzelner Varietäten unterliegt somit ausschließlich der subjektiven Wahrnehmung und dem subjektiven Verständnis der InformantInnen.

Trotz aller genannten Schwierigkeiten in Hinblick auf subjektive sprachliche Daten konturiert BESCH (1983) die Bedeutung derartiger Daten im Vorwort seines Forschungsprojektes:

Man war und ist zum Teil heute noch geneigt, den Laien-Äußerungen über Sprache wenig Gewicht beizumessen. Sie gelten als subjektiv bestimmt und Klischee geprägt [sic!]. [...] Spracherfahrungen berühren den Menschen in seinem innersten Kern. Es steht der Wissenschaft gut an, nicht nur die Sprache selbst, sondern auch die Spracherfahrungen einzelner oder von Gruppen zur Kenntnis zu nehmen [...] (BESCH 1983: 9).

PATOCKA (1986: 11) kongruiert diesbezüglich mit BESCH (1983) und subsumiert, dass sich die Untersuchung subjektiver Sprachdaten dazu eigne, Tendenzen im Sprachgebrauch in Österreich zu erkennen (vgl. PATOCKA 1986: 11). Der Sprach- bzw. Varietätenegebrauch in einer bestimmten Kommunikationssituation, nämlich der mit Kindern, steht auch im Fokus der vorliegenden Arbeit. Im Licht dieser Fokussierung eignet sich eine Erhebung von subjektiven Spracheinstellungsdaten, da gerade diese Daten einen Einblick in das Denken und Fühlen der ProbandInnen ermöglichen und nur so eine Korrelation zwischen (sprach-)biographischen Schlüsselerlebnissen und dem (situativ deter-

¹⁰ Mit dieser Problematik sieht sich auch die gegenständliche Fallstudie konfrontiert. Um valide, subjektive Sprachdaten zu erhalten wird es im Rahmen des qualitativen Interviews daher notwendig sein, die sprachlichen Konzepte in Bezug auf die deutschen Varietäten auszuloten und mittels adäquater Fragestellungen verlässliche Spracheinstellungsdaten zu elizitieren.

minierten) intendierten Varietätengebrauch in der Kommunikation mit Kindern in Erfahrung gebracht werden kann. Im Verlauf dieser Arbeit müssen subjektive Sprachdaten aus diesem Grund immer in Kontrast zu objektiv erhobenen Sprachdaten gesehen werden – derartige Daten werden im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt.

2.2.1 Einleitendes zur Einstellungstheorie

Im folgenden Teil der Arbeit stehen psychosoziale Aspekte und damit verbunden das „Denken und Fühlen der Sprecher“ (LENZ 2003: 263) und die „(subjektiven) Theorien“ (GÜTTLER 2000: 99 [im Original Fettdruck]) der SprecherInnen hinsichtlich des Komplexes *Sprache* resp. *Sprachvarietäten* im Vordergrund. Expliziert wird vorerst überblicksartig die Struktur von Einstellungen allgemein, bevor der Bogen zu Spracheinstellungen im Besonderen (Kap. 2.3) gespannt wird. Diskutiert wird dieser Komplex vor dem Hintergrund des *Dynamikaspekts* (CASPER 2002; LENZ 2003) sowie der *Kontextabhängigkeit* (TOPHINKE/ZIEGLER 2002) von Spracheinstellungen. Für die vorliegende Arbeit essenziell ist der Konnex zwischen individuellen (sprach-)biographischen Erlebnissen und der davon ausgehenden Konstruktion und Modellierung von (Sprach-)Einstellungen. Diese Diskussion ist als Ausgangsbasis für die Konzeption der gegenwärtigen Fallstudie zu verstehen.

Erstmals wurde dem Komplex der Einstellungen¹¹ im Zuge der sozialpsychologischen Untersuchungen von THOMAS/ZANIECKI 1918 Aufmerksamkeit geschenkt, die die Lebensweise polnischer Einwanderer in den USA erforschten (vgl. CASPER 2002: 15). Seit dieser ersten Auseinandersetzung mit Einstellungen sah sich die Forschung hinsichtlich dieses Phänomenkomplexes mit zahlreichen Definitionsversuchen konfrontiert¹² (vgl. TRIANDIS 1975: 3). Primäres Ziel der Einstellungsforschung war bzw. ist es, das Verhalten einzelner Individuen zu explizieren bzw. mögliche Handlungen prospektiv vorherzusagen (vgl. CASPER 2002: 15).

FASOLD (1984: 147) betont in seinen Ausführungen, dass jeder Explorator bzw. jede Exploratorin, der oder die sich innerhalb der Einstellungsforschung positioniert, erstmals “a decision between two competing theories about the nature of attitudes“ zu fällen hat.

¹¹ LENZ (2003) wählt den Terminus *Einstellungen* im Plural, angelehnt an den anglo-amerikanischen Begriff *attitudes*. Es ist außerdem davon auszugehen, dass Einstellungen immer gebündelt auftreten (vgl. LENZ 2003: 263), weshalb die Pluralform auch in vorliegender Arbeit präferiert wird.

¹² Eine allgemeingültige Definition von Einstellungen existiert bisher nicht (vgl. GARRETT 2010: 19).

Unterschieden wird zwischen einem behavioristischen Ansatz, in dem “attitudes are to be found simply in the responses people make to social situations” (FASOLD 1984: 147), und dem mentalistischen Ansatz, der, nach ALLPORT (1935), im weiteren Verlauf vorliegender Arbeit diskutiert wird. ALLPORT (1935: 810 in FISKE [u. a.] 2010: 356) lieferte erstmals eine einschlägige Definition, die seither vielfach rezipiert und redigiert wurde:

[An attitude is] a mental and neural state of readiness [Hervorh. I. R.], organized through experience, exerting a directive and dynamic influence upon individual's response to all objects and situations with which it is related.

Nach dieser Definition werden Einstellungen als ein mentaler Bereitschaftszustand, der sich durch individuelle Erfahrungen und Erlebnisse kennzeichnet, bzw. eine „Bereitschaft zur Reaktion“ (TRIANDIS 1975: 3) auf eine Situation oder ein Objekt (“a person, a group, an event, [...], a language variety, a linguistic variant etc.” [DEPREZ/PERSOONS 1987: 125]), verstanden¹³. TRIANDIS (1975: 4) spezifiziert in seiner Definition, dass es sich hierbei um „eine mit Emotionen angereicherte Vorstellung“ handelt, die bestimmte Verhaltensweisen oder eine „Prädisposition“ (TRIANDIS 1975: 4) evozieren kann, die entsprechende Handlung aber nicht zwingendermaßen ausgelöst werden muss (vgl. TRIANDIS 1975: 4).

OPPENHEIM (1982: 39) porträtiert in seiner Auffassung des Einstellungskomplexes ein weiteres wesentliches Charakteristikum:

[It is] a construct, an abstraction [Hervorh. I. R.] which cannot be directly apprehended. It is an inner component of mental life which expresses itself, directly or indirectly, through much more obvious processes as stereotypes, beliefs, verbal statements or reactions, ideas and opinions, selective recall, anger or satisfaction or some other emotion and in various other aspects of behavior. (OPPENHEIM 1982: 39).

Demzufolge werden Einstellungen ganz konkret als „hypothetische Konstrukte“ (GÜTTLER 2000: 96 [im Original Fettdruck, I. R.]) verstanden, die keineswegs direkt beobachtbar sind,¹⁴ sondern vielmehr aufgrund impliziter und expliziter Äußerungen sowie dem interindividuellen Verhalten einer Gewährsperson bezüglich eines Einstellungsobjekts elizitiert und interpretiert werden (vgl. GÜTTLER 2000: 98; GARRETT

¹³ “[...] [A]ttitude has a lot to do with behaviour, but it is not behaviour; attitude means readiness to behaviour.” (DEPREZ/PERSOONS 1987: 125).

¹⁴ “Constructs cannot be observed directly, and so we have to rely on our abilities to infer them from [...] emotional reactions, statements etc.” (GARRETT 2010: 20).

2010: 20). FASOLD (1984: 147) sieht darin essenzielle Probleme hinsichtlich der Einstellungsmessung:

This view [Einstellungen als hypothetische Konstrukte; I. R.] poses problems for experimental methods, because if an attitude is an internal state of readiness, rather than an observable response, we must depend on the person's reports of what their attitudes are, or infer attitudes indirectly from behavior patterns. As we know, self-reported data are often of questionable validity, and inferences from behavior take the researcher one step away from what he has actually observed.

2.2.2 Die Einstellungs-Komponentenmodelle

Ausgehend vom mentalistischen Konzept nach ALLPORT (1935) konstituierte sich in weiterer Folge ein Modell dreier Komponenten (nach KATZ/STOTLAND 1959), das Einstellungen als einen ‚Organismus‘ aus (a) kognitiven, (b) evaluativen und (c) konativen Elementen¹⁵ bzw. Aspekten zu verstehen (vgl. GÜTTLER 2000: 100), die als „latente Verhaltensdispositionen interpretiert werden“ (LENZ 2003: 261). Das, laut DEPREZ/PERSOONS (1987), sequentielle Zusammenspiel dieser Komponenten beschreiben die Autoren folgendermaßen:

[...] before somebody can react consistently to an object, he first has to know something about it. Only then he evaluates the object positively or negatively. Finally, this knowledge and these feelings are accompanied by behavioural intentions. (DEPREZ/PERSOONS 1987: 125).

Die kognitive Komponente referiert demnach auf jegliche Formen des tatsächlich vorhandenen ‚Wissens‘ einer Person gegenüber eines definierten Einstellungsobjekts (vgl. DEPREZ/PERSOONS 1987: 125). Dieses Wissen beruht auf der Basis von direkten Beobachtungen oder Erfahrungen, die mit dem Einstellungsobjekt konnotiert werden, sowie „interferentielle[n] Meinungen“ (LENZ 2003: 263) und „informativen Ansichten“ (LENZ 2003: 263). Die evaluative Komponente – the central component (DEPREZ/PERSOONS 1987: 126) – referiert auf emotionale Werte und subjektive Gefühle, die mit dem Einstellungsobjekt assoziiert werden, und koppelt somit an das kognitiv vorhandene Wissen an (vgl. DEPREZ/PEERSOONS 1987: 126). In der konativen, verhaltensorientierten Komponente schlussendlich werden kognitive und evaluative Ansichten zusammengeführt und dadurch mögliche Handlungsintentionen bzw.

¹⁵ Vielfach wird von einer *kognitiven*, *affektiven* und einer *Verhaltenskomponente* gesprochen (vgl. zum Beispiel TRIANDIS 1975). Diese Termini sind grundsätzlich synonym zu den oben genannten zu verstehen. Dem Terminus *konativ* wird jedoch Vorrang gegeben, da dadurch der rein dispositive Charakter deutlich wird (vgl. MICKARTZ 1983). Zur ausführlichen Diskussion siehe KATZ/STOTLAND (1959).

Verhaltensabsichten evoziert – “the relevant beliefs and emotional values are transformed into more or less specific behavioural intentions.” (DEPREZ/PERSOONS 1987: 126). Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist abzulesen, dass Einstellungen keine angeborenen Größen sind, sondern in der täglichen sozialen Interaktion¹⁶ erlernt werden (vgl. GARRETT 2010: 22).

Der oben genannten Definition von DEPREZ/PERSOONS (1987: 126) zufolge treten die Einstellungskomponenten ‚logisch‘ und chronologisch auf, was, wie das Dreikomponentenmodell selbst, in der Forschungsliteratur kritisch diskutiert wird¹⁷ (vgl. GÜTTLER 2000: 100). Wäre bspw. das Erlernen einer Fremdsprache konativ oder kognitiv bedingt? PRESTON (2010: 8) betont diesbezüglich: “[...] since emotions or attitudes themselves are surely not ‘non-cognitive’, that distinction does not seem helpful.” Unklar bleibt weiterhin auch die gegenseitige Einflussnahme und Rückkoppelung in Bezug auf die drei Komponenten, da nur ein Verhalten evoziert werden kann (= konative Komponente), sofern die kognitive und die evaluative Komponente tatsächlich aktiviert wurden.

Aufgrund der Mangelhaftigkeit des Dreikomponentenmodells hat sich daher seit (z. B.) QUASTHOFF (1987) ein alternatives Einkomponentenmodell etabliert, das konsequent nur die evaluative¹⁸ Komponente beinhaltet (vgl. CASPER 2002: 32). In Hinblick auf dieses Modell wird in der Forschungsliteratur oftmals die evaluative Komponente herausgegriffen, die zwingendermaßen erfüllt sein muss, um von Einstellungen sprechen zu können (vgl. EAGLY/CHAIKEN 2003: 1). Es wird argumentiert, dass es sich bei dem Einkomponentenmodell „in erster Linie um ein methodisches Prinzip [...] [handelt], als Lösungsvorschlag für die Unmöglichkeit einer adäquaten Erfassung, Trennung und Feststellung der Beziehungen der einzelnen Komponenten des Dreikomponenten-Modells.“ (CASPER 2002: 33). EAGLY/CHAIKEN (2003: 1) definieren im Zuge dieser

¹⁶ Laut GARRETT (2010: 22) fungieren, neben sozialer Interaktion, auch Medien als fundamentale Quelle für den Einstellungserwerb. Diese scheinbar nebensächliche Anmerkung ist im Rahmen der vorliegenden Arbeit außerordentlich bedeutsam, da sich die forschungsleitenden Annahmen maßgeblich auf metalinguistische Kommentare von LaiInnen in einem Internetforum stützen. Es darf also auch davon ausgegangen werden, dass sich eine gewisse Dynamik von Spracheinstellungen innerhalb der Medien entwickelt und linguistische LaiInnen in Hinblick auf Einstellungen unter immensem medialen Einfluss stehen.

¹⁷ „Kritiker des Strukturmodells bemängeln u.a. die Schwierigkeiten, die sich bei der Operationalisierung dieses Trios ergeben, ferner zweifeln sie an der Validität und der geringen empirischen Trennbarkeit der drei Komponenten.“ (GÜTTLER 2000: 100).

¹⁸ QUASTHOFF (1987) spricht wie auch TRIANDIS (1975) von einer *affektiven Komponente* bzw. *Affektivität*. In Hinblick auf eine konsistente Verwendung der Termini wurde hier wie bereits in den vorgegangenen Ausführungen auf den Begriff der evaluativen Komponente zurückgegriffen.

Diskussion *Einstellungen* folgendermaßen und unterstreichen in ihrer Strukturierung von Einstellungen v. a. den Wert der evaluativen Komponente:

Attitude is a psychological tendency that is expressed by evaluating [Hervorh. I. R.] a particular entity with some degree of favor or disfavor. [...] Evaluating refers to all classes of evaluative responding, whether overt or covert, cognitive, affective, or behavioural.

Für die subjektiven Sprachdaten aus der vorliegenden Fallstudie eignet es sich, in Anbetracht der eingehend diskutierten definitorischen Schwierigkeiten, mit einem kritischen, adaptiv komprimierten Dreikomponentenmodell zu arbeiten. Ziel der Arbeit ist es herauszufinden, welche kognitiven, evaluativen Vorstellungen mit der Bewertung sprachlicher Varietäten einhergehen und welches (potenzielle) Verhalten diese in weiterer Folge evozieren. Für die Erfassung der Einstellungs-Verhaltens-Relation¹⁹ haben FISHBEIN/AJZEN (1975) eine Theorie – “theory of reasoned action“ (GÜTTLER 2000: 190) – konstituiert, die besagt, dass insbesondere der Verhaltenskomponente (= konative Komponente) besondere Signifikanz zugeschrieben werden muss (vgl. GÜTTLER 2000: 190). Hinsichtlich der Erfassung konativer, verhaltensorientierter Aspekte argumentiert CASPER (2002: 30), dass diese Komponente „meistens anhand von Fragen oder Aussagen zur Bereitschaft bestimmter sprachbezogener Handlungen wie z.B. Erziehung der Kinder in einer bestimmten Sprache [bzw. Varietät; I. R.]“ erfasst wird. Diese Auffassung bedarf jedoch einer kritischen Reflexion: Das vorliegend entworfene qualitativ-empirische Forschungsdesign fokussiert zwar unter anderem den Aspekt *Mutter-Kind-Kommunikation* und somit auch die sprachliche Sozialisation der nächsten Generation, objektive Sprachdaten, die den tatsächlichen Sprachgebrauch in der Interaktion mit Kindern reflektieren, können aber nicht erhoben und überprüft werden. Sämtliche Aussagen, die sich theoretisch der konativen Komponente zuordnen ließen, sind folglich rein subjektiver Natur und daher kein evidenter ‚Beweis‘ für das tatsächliche Sprachverhalten der Gewährspersonen.

Summa summarum stellt sich in Hinblick auf die Einstellungskonstruktion die Frage, welche Funktion Einstellungen im alltäglichen Leben erfüllen und weshalb der Mensch derartige hypothetische Konstrukte bildet. TRIANDIS (1971: 4 in DEPREZ/PERSOONS 1987: 128) subsumiert:

The reason is because attitudes a. help them understand the word around them, by organizing and simplifying a very complex input from their environment, b. protect their self-esteem, by making it possible for them to avoid unpleasant truths about themselves, c. help them adjust in a complex

¹⁹ Ausführlich wird dieser Themenkomplex in GÜTTLER (2000: 189 ff.) diskutiert.

world, by making it more likely that they will react so as to maximize their rewards from the environment, and d. allow them to express their fundamental values.

Der Mensch versucht mittels Einstellungen seine Umwelt in ihrer Komplexität zu simplifizieren, wodurch jene als „Orientierungs- und Interpretationshilfe bei der Frage nach situationsangemessenem Verhalten“ (LENZ 2003: 265) fungieren. Als hypothetische, psychologische Konstrukte sind Einstellungen jedoch weder direkt messbar noch sichtbar, weshalb sie anhand der subjektiven Äußerungen der Gewährspersonen implizit erschlossen werden müssen.

2.3 Spracheinstellungen

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die Fragestellung, ob ein Konnex zwischen (sprach-)biographischen Schlüsselerlebnissen und der intendierten bzw. postulierten sprachlichen Sozialisation der eigenen Kinder besteht, zu überprüfen, somit behandelt das folgende Kapitel konkret den Komplex *Spracheinstellungen*. In diesem Zusammenhang werden zudem der Spracheinstellungserwerb, Spracheinstellungen im Licht sprachbiographischer Erfahrungen, die Dynamik von Spracheinstellungen und zuletzt Spracheinstellungen und das extralinguale Referenzobjekt Orts-/ bzw. Bundesländerloyalität vor dem Hintergrund der Dialektloyalität thematisiert.

Das Interesse an Spracheinstellungen ist ein relativ junges Phänomen. Erstmals behandelte der Kanadier WALLACE LAMBERT Mitte der 1960er-Jahre das Thema (vgl. DEPREZ/PERSOONS 1987: 125), als man innerhalb der soziolinguistischen Forschung erkannte, dass sprachliches Handeln immer mit sozialem Handeln verbunden ist, denn „[...] die unterschiedlichen Sprachstile [tragen] unterschiedliche soziale Bedeutung [...]“. (CASPER 2002: 17).

Spracheinstellungen unterscheiden sich von *Einstellungen* faktisch nur aufgrund der direkten Referenz auf den Komplex Sprache – “by the fact that they are precisely about language.” (FASOLD 1984:148). Laut GARRETT (2010) können Spracheinstellungen auf verschiedene (Sprach-)Ebenen rekurren: “spelling and punctuation, words, grammar, accent and pronunciation, dialects and languages.“ (GARRETT 2010: 2). So können bspw. einzelne Wörter bzw. Phrasen (vgl. GARRETT 2010: 3) als *salient* (auffällig) gelten oder auch einzelne Akzente – “Stories about British regional accents range from positive to

negative attitudes“ (GARRETT 2010: 13). Selbiges ist auf den Komplex der Varietäten ausdehnbar, die je nach situativer Variation adäquat oder inadäquat erscheinen (vgl. MOOSMÜLLER 1991: 163).

Spracheinstellungsäußerungen referieren demzufolge einerseits auf pragmatische Aspekte von Sprachvarietäten, die soziosymbolische Bedeutung sprachlicher Varietäten oder aber auch auf sprachliche Varianten, also auf innersprachliche, strukturelle Merkmale²⁰.

FASOLD (1984) hält dem entgegen, dass Spracheinstellungen oftmals isoliert im Kontext ‚Spracheinstellungen gegenüber einzelnen Sprachen/Varietäten‘ betrachtet wurden und der Konnex zwischen Einstellungen gegenüber Sprache und zugleich deren Sprechern lange Zeit ungeachtet blieb (vgl. FASOLD 1984: 148). Insofern plädiert er für eine breiter gefasste Definition von Spracheinstellungen, die Einstellungen gegenüber SprecherInnen einzelner Sprachen oder Dialekte mitberücksichtigt (vgl. FASOLD 1984: 148). CASPER (2002) kongruiert in ihrer Dissertation mit der Interpretation FASOLDS (1984) und betont die Verbindung zwischen der Bewertung des sprachlichen Handelns und der Bewertung der SprecherInnengruppen ebenfalls:

Es wurde allgemein festgestellt, dass die Bewertung von Sprachvarietäten in erster Linie nicht an ihren linguistischen oder ästhetischen Eigenschaften, sondern auf den sozialen Konventionen der Sprachgemeinschaft(en) über Status und Prestige [Hervorh. I. R.] der Sprecher der unterschiedlichen Varietäten beruht. (CASPER 2002: 17f.).

CASPER (2002: 17) arbeitet also heraus, dass für die (inter-)individuelle Etablierung von Spracheinstellungen extralinguale Faktoren oftmals eine weitaus größere Rolle spielen als intralinguale. Im Licht der Prestige-Stigma-Ambivalenz betonen auch BARDEN/GROßKOPF (1987: 234), dass etwa sprachexterne Faktoren, wie z. B. das gesellschaftliche Ansehen der SprecherInnen, von großer Bedeutung für die Übertragung von Prestige- und Stigma-Aspekten auf Sprachvarietäten seien:

Deutlicher als Urteile über Sprachvarietäten spiegeln sich in Spracheinstellungen Haltungen gegenüber Sprechern und deren kulturellen Werten wider. So werden Varietäten, deren Sprecher und Spre-

²⁰ Für derartige innersprachliche Merkmale, die dem einschlägigen „psycholinguistischen Faktor der Auffälligkeit“ (LENZ 2010: 92) zugrunde liegen, hat sich innerhalb der Forschungsrichtung der Terminus *Salienz* eingebürgert. „Unter Salienz wird hier die kognitive Auffälligkeit eines sprachlichen Merkmals verstanden, in dem Sinne, dass ein sprachliches Element aus seinem Kontext hervorgehoben wird und dadurch dem Sprachbewusstsein leichter und schneller zugänglich ist als nicht-saliente Varianten.“ (LENZ 2010: 94). Zur ausführlichen Diskussion siehe LENZ 2010.

cherinnen ein hohes gesellschaftliches Ansehen genießen, im allgemeinen positiver beurteilt als Varietäten, deren Sprecher und Sprecherinnen über ein geringes Sozialprestige verfügen. (BARDEN/GROßKOPF 1998: 234).

Wie auch CASPER (2002) gehen sie davon aus, dass die Beurteilung oftmals nicht aufgrund varietätenspezifischer, systeminhärenter Kriterien erfolgt, sondern im Allgemeinen die SprecherInnen der jeweiligen Varietät und deren soziales Prestige bzw. Stigma bewertet werden (vgl. BARDEN/GROßKOPF 1998: 234).

2.3.1 Spracheinstellungen unter der Prämisse der Dynamik

In den letzten Jahren rückten innerhalb der soziolinguistischen Sprachattitüdenforschung neue, modifizierte Überlegungen in den Fokus der Betrachtung: Ausgehend von der Annahme, erworbene Spracheinstellungen evozierten ein bestimmtes Verhalten beim Sprecher bzw. der Sprecherin, zeigten rezente empirische Forschungen (LENZ 2003), dass Spracheinstellungen das tatsächliche Verhalten von Gewährspersonen zwar beeinflussen, jedoch entscheidend mehr Faktoren in diese Verhaltensdisposition einfließen (vgl. CASPER 2002: 75). CASPER (2002: 75) bekräftigt:

[...] Spracheinstellung[en] [können] nicht einfach eine Reaktion auf sprachliche Reize sein [...] [,] wie auch Sprachverhalten nicht allein von dieser als ‚konstant‘ und ‚stabil‘ bezeichneten Reaktion bzw. Disposition abhängt.

Eine Auffassung von Spracheinstellungen unter der Prämisse eines statischen Komponentenmodells greife somit zu kurz: Spracheinstellungen befinden sich, als Teil eines rekursiven Systems zwischen SprecherInnen und Sprache (vgl. GLUDOVACZ 2016: 38), in einem permanenten Wandel. Auch die „ständig wechselnde Handlungssituation“ (CASPER 2002: 28) sei bei der Modellierung eines (Sprach-)Einstellungsmodell zu berücksichtigen.

In engem Zusammenhang mit der Dynamik von (Sprach-)Einstellungen steht auch die Kontextabhängigkeit in Bezug auf (Sprach-)Einstellungsäußerungen nach TOPHINKE/ZIEGLER (2002). Deren Theorie zur kontextsensitiven Modellierung von Spracheinstellungen ist für die vorliegende Fallstudie forschungsleitend, denn

Spracheinstellungsäußerungen [sind] eine Form sozialen Handelns und somit immer kontextuell eingebettet. Der Kontext bestimmt [Kursivdruck im Original, I. R.] die Äußerung von Spracheinstellungen. (TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 192).

Die Kontextabhängigkeit ist damit v. a. in einer Interviewsituation besonders zu berücksichtigen.

TOPHINKE/ZIEGLER (2002) plädieren dafür, Spracheinstellungen bzw. Spracheinstellungsäußerungen immer auch im soziokulturellen Kontext zu betrachten und gesellschaftliche, situationsbedingte und interaktionelle Aspekte der Einstellungsäußerungen zu berücksichtigen (vgl. TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 187). Die Autorinnen unterscheiden dabei konkret zwischen einem Makro-, Meso- und Mikrokontext. Die Ebene des Makrokontextes rekurriert auf gesellschaftliche Gesamtzusammenhänge, kulturelle Gegebenheiten wie auch Werteinstellungen, die im kulturellen Kontext angesiedelt sind (vgl. TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 187). Der Makrokontext konstituiert demnach für mehr oder weniger sämtliche Mitglieder einer Gesellschaft ein kollektives Alltagswissen, wodurch die soziale Interaktion entscheidend beeinflusst wird (vgl. LENZ 2003: 266f.). Die zweite Ebene, jene des Mesokontextes, bezieht sich auf die soziale Situation und damit verbundene Parameter, wie zum Beispiel „Rollenmuster und das Verhältnis von Nähe und Distanz, Öffentlichkeit und Privatheit, Spontanität und Reflektiertheit sowie die Freiheitsgrade in den Handlungsspielräumen.“ (TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 187). Abhängig ist dieser Kontext immer von Interaktanten und Exploratoren, was bedeutet, dass es sich um „dynamische Kontexte“ (TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 187 [Hervorh. I. R.]) handelt, „die sich aus wechselseitiger Auseinandersetzung und Abgleichung des Situationsverständnisses ergeben.“ (TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 188). Das heißt, sämtliche TeilnehmerInnen verhandeln je nach Erhebungssituation den Kontext neu. Der Mikrokontext, die konkrete Interaktion, formiert die dritte Ebene des Kontextmodells und umfasst gegenseitige Normerwartungen, Wissensbestände und die eigenen Intentionen. Vor diesem Hintergrund wird die konkrete Situation interindividuell permanent neu verhandelt, abgeglichen und konstituiert: „[E]s wird interaktiv festgelegt, welche Art von sozialer Situation realisiert wird.“ (TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 188).

In diesem Zusammenhang sei auch auf das sogenannte „Beobachter-Paradoxon“ nach LABOV (1972: 209) verwiesen. Im Labov'schen Sinne bedeutet dies bspw., dass Exploratoren das Ziel verfolgen, eine möglichst natürliche, authentische Gsprächssituation bei der Erhebung von Daten zu erzeugen – “the aim of linguistic research in the community must be to find out how people talk when they are not being

systematically observed“ (LABOV 1972: 209). Aufgrund diverser Experimentutensilien (bspw. Aufnahmegerät in einer Interviewsituation o. Ä.) ist das Kreieren einer ‚natürlichen‘ Gesprächssituation nicht möglich (vgl. LABOV 1972: 209). Eine mikrokontextuelle Einbettung umfasst die konkrete Interaktion zwischen ProbandInnen und ExploratorInnen. Während dieser Interaktion fließen verschiedene Faktoren wie das Alltagswissen, Normerwartungen oder auch das jeweilige Selbstkonzept der Interaktanten, um einige Beispiele zu nennen, in das Gespräch mit ein (vgl. TOPHINKE/ZIEGLER 2002: 188f).

Innerhalb des vorliegenden Projekts wird daher versucht, die gewonnen (subjektiven) Spracheinstellungsdaten unter reflektierter Bezugnahme auf die genannten soziokulturellen und situativen Kontextbedingungen, in denen die Interviews stattfanden, zu analysieren und zu interpretieren. Denn immerhin, so resümieren TOPHINKE/ZIEGLER (2002: 188), „[lässt sich] dieser Hintergrund [...] durch keine noch so ausgeklügelte Datenerhebung [...] ausblenden“. Eine per se kontextuelle Einbettung findet in der vorliegenden Erhebung alleine schon aufgrund der Berücksichtigung der (sprach-)biographischen Erlebnisberichte statt.

Für die vorliegende Fallstudie lässt sich, vor dem Hintergrund der angesprochenen Problematiken²¹, ein fundamentaler Grundsatz formulieren: (Sprach-)Einstellungserhebungen, wie bspw. die vorliegende eine ist, können keine gesicherte Auskunft darüber erteilen, wie eine Gewährsperson sich hinsichtlich eines bestimmten (Sprach-)Einstellungsobjekt tatsächlich ‚objektiv‘ verhält, sondern nur darüber, wie eine gewisse Anzahl an Informantinnen²² – im vorliegenden Fall fünf – unter Einfluss von gewissen soziokulturellen, situativen und interaktionalen Faktoren denkt bzw. äußert, sich in spezifischen, dynamischen Kontexten zu verhalten.

2.3.2 Der Spracheinstellungserwerb

Attitudes are not innate but develop on the basis of learning-processes. The period of socialization is most important in this respect. (DEPREZ/PERSOONS 1987: 128).

²¹ Verwiesen sei hier etwa auf den dynamischen Charakter von (Sprach-)Einstellungen sowie deren Modellierung als hypothetische, psychologische Verhaltensdispositionen.

²² Für die vorliegende empirische Erhebung wurden fünf (ausschließlich weibliche) Informantinnen befragt. Wird in Folge also von Informantinnen ohne Binnen-I gesprochen, so bezieht es sich konkret auf die Informantinnen aus der gegenständlichen Fallstudie.

Als Bestandteile eines dynamischen, prozessualen Systems²³ (vgl. LENZ 2003: 265), wie oben eingehend erläutert, dürfen (Sprach-)Einstellungen somit auch in ihrer Entstehung nicht als statische, angeborene Größen verstanden werden. Als Komponente des Alltagswissens beruhen sie vielmehr auf persönlichen Erfahrungen und Lernprozessen (vgl. LENZ 2003: 265). (Sprach-)Einstellungen werden folglich in der sozialen Interaktion und “through human socialization“ (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 4) erworben.

DEPREZ/PERSOONS (1987) schreiben der Primärsozialisation eine bedeutende Rolle im Einstellungserwerb zu. Parallel zum Erwerb der Erstsprache bilden sich allmählich auch die Spracheinstellungen. In dieser frühen Phase der Sozialisation nehmen die Eltern eine entscheidende Funktion ein – sie definieren und konstruieren die soziale Realität des Kindes: “It is the parents who convey to the children their first attitudes [...]“ (DEPREZ/PERSOONS 1987: 128). Im andauernden Sozialisationsprozess beginnen Kinder sich mit den Einstellungen und Meinungen der Eltern zu identifizieren, indem sie sich nach dem Vorbild der Eltern verhalten (vgl. DEPREZ/PERSOONS 1987: 128; CASPER 2002: 138). HUFSCMIDT/MATTHEIER (1981: 58) bezeichnen das Aneignen von bestimmten Verhaltens- und Denkmustern als einen Prozess der Identifikation, der den Subjekten ermöglicht, anhand dieser Muster zu agieren und somit erfolgreich am sozialen Geschehen teilzunehmen.

GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS (2003) arbeiten des Weiteren heraus, dass sich Einstellungen auf unterschiedlichen psychischen Ebenen positionieren können. Oberflächliche Einstellungen sind etwa weniger stabil und “[e]valuative responses may be so superficial and unstable that they might be labelled ‘non-attitudes’.” (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 5). Oberflächliche, latente Einstellungen konstituierten sich bspw. etwa durch spontane, erste Reaktionen auf ein bisher unbekanntes Objekt oder Objekte, deren Komplexität nicht sofort gänzlich erfasst und gedeutet werden kann (vgl. GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 5). CASPER (2002: 90) bezeichnet derartige Einstellungen als *Uneinstellungen* und bezieht sich dabei auf Einstellungskonditionen, die im Rahmen einer empirischen Untersuchung erst entstanden sind, da es bisher für die Gewährsperson nicht notwendig war, sich mit diesen

²³ „Sie [Einstellungen; I.R.] sind keine angeborenen, vordefinierten, invariablen Konstanten, sondern dynamische, prozessuale Größen, die in sozialen Interaktionsprozessen aus Sedimentierungen von eigenen und tradierten Erfahrungen entstehen, weiterentwickelt und variiert werden.“ (LENZ 2003: 265).

Überlegungen und Fragestellungen zu beschäftigen. Dadurch waren auch keine expliziten Einstellungen zum Komplex vorhanden²⁴ (vgl. CASPER 2002: 90).

Im Kontrast dazu bilden sich dauerhafte Einstellungen in Folge der Primärsozialisation und lassen sich daher im späteren Leben oftmals nur schwer ändern: “[...] some language attitudes are acquired at an early age, and so, [...] are likely to be relatively enduring.” (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 5). Die zweite wesentliche Sozialisationsphase, in der Einstellungen verfestigt und neu erworben werden, steht unter dem Einfluss der ‚Peer-Group‘, d. h. von Freunden, der Schule und der Medien²⁵ (vgl. CASPER 2002: 139). CASPER (2002: 139) führte zudem an, dass die Anlagen für einen intensiven (Sprach-)Einstellungserwerb v. a. bei Jugendlichen im Alter von 13 bis 16 Jahren besonders gegeben sind, weshalb CASPER (2002) dieser Phase eine bedeutende Rolle im Einstellungserwerb zuschreibt. Abschließend lässt sich somit sagen, dass die Phase der Sozialisation (Primär- und Sekundärsozialisation) allgemein in Hinblick auf den Einstellungserwerb sehr brisant und prägend ist (vgl. CASPER 2002: 139). DEPREZ/PERSOONS (1987: 128) subsumieren: “[...] attitudes acquired during the period of socialization generally appear to be particularly resistant.”

Ziel der vorliegenden empirischen Erhebung ist es, diesen Sozialisationsprozess, in dem die Weichen für spätere Spracheinstellungsmuster gestellt werden, zu beleuchten. Vor diesem Hintergrund werden sprachbiographischen Erfahrungen und (Schlüssel-)Erlebnissen eine besondere Rolle innerhalb des Spracheinstellungserwerbs zugeschrieben, wie im Folgenden diskutiert wird.

2.3.3 Spracheinstellungen und (sprach-)biographische Schlüsselerlebnisse

Wie oben bereits eingehend erörtert, werden in den frühen Sozialisationsphasen die grundsätzlichen Anlagen für den Spracheinstellungserwerb gelegt, woraus gefolgert werden kann, dass ein enger Konnex zwischen (sprach-)biographischen Erlebnissen und (Sprach-)Einstellungs- bzw. Sprachverhaltensmustern besteht. Aus diesem Grund sei

²⁴ „Es ist möglich, dass die in der Erhebung erhaltenen Einstellungsäußerungen das Ergebnis von Einstellungskonditionierung sind [...]. Diese Gefahr macht nach der Untersuchung eine klärende Diskussion mit den Informanten notwendig [...]“ (CASPER 2002: 90).

²⁵ “Also novels, magazines, radio, TV, movies, etc. contribute actively to the formation and the reinforcement of attitudes.” (DEPREZ/PERSOONS 1987: 128).

auch „das Einbeziehen sprachlicher Lebensläufe in die Interpretation der Sprach- wie Einstellungsdaten [...] [naheliegend].“ (LENZ 2003: 166). BARDEN/GROßKOPF (1998) heben hervor, dass nicht nur sprachbiographische Ereignisse hinsichtlich der Spracheinstellungen relevant sind, sondern generell jeder Bericht, der Aufschluss über soziale Ereignisse liefert (vgl. BARDEN/GROßKOPF 1998: 240).

(Sprach-)Biografische Daten sind nicht nur im Sinn der Spracheinstellungsforschung vielversprechend; auch MAYRING (2016: 10) betont hinsichtlich qualitativer Fallstudien die wachsende Rolle biografischer Aspekte:

Die Analyse einzelner Lebensläufe [...] ist ein immer wichtiger werdendes interdisziplinäres Feld qualitativer Analyse [...]. In den unterschiedlichsten Bereichen [...] sucht man durch einzelne ausführliche Lebenslaufanalysen relevantere Erkenntnisse zu gewinnen als durch groß angelegte Repräsentativuntersuchungen.

Im Licht der Subjektbezogenheit²⁶ des qualitativen Paradigmas wird (sprach-)biographischen Schlüsselerlebnissen somit auch aus interdisziplinärer Sicht eine bedeutsame Rolle zugeschrieben.

Das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit liegt u. a. in der Erhebung sprachbiographischer Daten und ihrer Relation zur sozialen Bedeutung von Sprachvarietäten. Nur mittels tiefgreifender, sprachbiographischer Daten wird es möglich zu überprüfen, welche Konzepte von Sprachvarietäten im Laufe der Sozialisation erworben wurden und welche ‚soziale Bedeutung‘ diese Konzepte im Licht der Prestige-Stigma-Ambivalenz indizieren. Vor dem Hintergrund einschlägiger Äußerungen wird herauspräpariert, ob und wie diese erworbene ‚soziale Bedeutung‘ sprachlicher Varietäten der deutschen Sprache prospektiv die intendierte Mutter-Kind-Kommunikation beeinflusst und ob in diesem Zusammenhang eine Tradierung von Spracheinstellungen erfolgt.

2.3.4 Bundesländer-, Orts- und Dialektloyalität

Eine Vielzahl an dialektsoziologischen Arbeiten schreibt dem Faktor *Ortsloyalität* bzw. *Ortsbindung* (vgl. MATTHEIER 1980: 69f.; ZIEGLER 1996: 8f.; LENZ 2003: 272f.) (als extralinguaalem Referenzobjekt) im Sinne eines spracheinstellungssteuernden Einflussfaktors eine entscheidende Rolle zu (vgl. MATTHEIER 1980: 69; ZIEGLER 1996:

²⁶ Vgl. die Ausführungen zur qualitativen Sozialforschung ab Kap. 2.8.

8). STEINEGGER (1998) konstituierte auf Basis seiner Erhebungsdaten etwa einen Konnex zwischen Ortsloyalität, Gruppenloyalität und der gruppeninternen Prestigeaufwertung sprachlicher Varietäten (vgl. STEINEGGER 1998: 30). MATTHEIER (1980: 69) definiert Ortsloyalität als „die geistige und affektive Bindung eines Sprechers an den Wohnort mit seinen festen Meinungs- und Einstellungsstrukturen und seinen Sozialverhaltenssystemen.“ ZIEGLER (1996: 9) betont, dass

der Faktor Ortsloyalität den subjektiven Grad der Bindung eines Sprechers an einen bestimmten Ort mißt [...] [und] er Einblick in die Bereitschaft zur Übernahme traditioneller ortsspezifischer Werte und Normen [gibt], wozu auch der Ortsdialekt zu zählen ist.

Demzufolge beeinflusst der Parameter *Ortsloyalität* das individuelle Sprachverhalten, und zwar auch in Bezug auf die situative Variation – „in alltäglichen und privaten Kommunikationssituationen [wird] der Dialekt gegenüber der Standardsprache favorisiert [...]“ (ZIEGLER 1996: 9). Dialektalen (Orts-)Varietäten wird somit ein identitätsstiftendes Charakteristikum zugeschrieben und der Dialektgebrauch wird „zum Symbol für emotionelle Bindung“ (ZIEGLER 1996: 9) an einen definierten Ort. Während sich der Parameter *Ortsloyalität* auf die emotionale Verbundenheit zum Wohnort bezieht, handelt es sich bei *Ortsbindung* um objektivere Faktoren, wie zum Beispiel „Ortsgebürtigkeit“, „Abwesenheitszeiten“ oder „Vereinstätigkeit“ (LENZ 2003: 273), was ZIEGLER (1996: 243) als „overt Verhaltensweisen“ bezeichnet.

Im Spiegel dieser Loyalitätskonzepte versucht die vorliegende Studie einen Einblick in die subjektiv-affektiven Spracheinstellungen der Informantinnen zu geben. Es wird untersucht, ob Informantinnen, die mit dem Heimatort bzw. dem Bundesland (hier: Steiermark) eng verwurzelt sind, im Sinn einer Dialektloyalität eher dazu neigen, sich den pragmatischen und sprachlichen Gegebenheiten des Orts „anzupassen“ und folglich eine dialektale Sprachsozialisation der nächsten Generation intendieren.

2.3.5 Direkte und Indirekte Methoden der Spracheinstellungsmessung

Zu guter Letzt stellt sich noch die Frage, auf Basis welcher Methodik Spracheinstellungen elizitiert werden. Hierbei unterscheidet man in der Spracheinstellungsforschung grundsätzlich zwischen drei unterschiedlichen Zugängen: der direkten und indirekten Messung von Spracheinstellungen und dem “social treatment approach” (GARRETT/COUPLAND 2003: 15). Während Ansätze des “social treatment of language

varieties“ (GARRETT/COUPLAND 2003: 14). Methoden wie bspw. Beobachtungsverfahren beinhalten, die sich keiner direkten Befragung bedienen, beziehen sich direkte Einstellungsmessungen auf Prozesse, in denen ExploratorInnen den ProbandInnen gezielt Fragen stellen, wie es z. B. bei einem Interview oder einem Fragebogen der Fall ist (vgl. GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 15f.). Die indirekte (Sprach-)Einstellungsmessung versucht, ‚tiefliegende‘ Einstellungen gegenüber einem Objekt zu elizitieren. Die indirekte Einstellungsmessung wird seit den 1960er-Jahren unweigerlich mit der *matched-guise-Technik* (im Folgenden MGT²⁷), eingeführt von HAROLD LAMBERT (u. a.) (1960), konnotiert:

In language attitude research, however, the indirect approach is generally seen as synonymous with the matched-guise technique (MGT) [...]. (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 17).

Die vorliegende Studie basiert auf einer direkten Erhebung von (Sprach-)Einstellungen. Dieser Ansatz “is characterized by elicitation [...]“ (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 16), wobei die InformantInnen direkt – “through ‚word-of-mouth²⁸“-Technik (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 25) – nach ihren Einstellungen gefragt werden. Dabei spielt die Formulierung der Fragen eine besonders wichtige Rolle: So geben bspw. hypothetische Fragen nach einem intendierten (zukünftigen) Verhalten der InformantInnen oftmals nur einen ungenauen Einblick in die Einstellungskonzepte und sollten daher mit weiteren, realitätsnahen Fragen kombiniert werden (vgl. GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 27). Des Weiteren tendieren die InformantInnen vielfach dazu, sich bei Interviews und Befragungen selbst in einem besseren Licht darzustellen. In Folge findet eher eine Präsentation sozial erwünschter Antworten statt, als dass (Sprach-)Einstellungen freigelegt werden:

Respondents harbouring negative views towards a particular group may not wish to admit to the researcher, or even to themselves, that they hold such feelings, and so, ‘they may avoid giving answers that would make them look like bigots’ (Perloff, 1993: 44). (GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 28).

Hier zeichnet sich also ein ähnliches Bild, wie zuvor schon im Kapitel zur Prestige-Stigma-Ambivalenz diskutiert wurde, ab: Die InformantInnen tendieren grundsätzlich

²⁷ Für eine detaillierte Ausführung zur Theorie und Anwendung der MGT siehe LAMBERT (u. a.) (1960); GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS (2003).

²⁸ Zur Kategorie der ‚word-of-mouth‘-Techniken gehören neben Interviews auch Umfragen (vgl. GARRETT/COUPLAND/WILLIAMS 2003: 26).

dazu, sich selbst als Personen mittels Äußerungen aufzuwerten. Sämtliche Erläuterungen vonseiten der Gewährspersonen im Interview sind daher stets im Licht dieser forschungspraktischen Schwierigkeiten zu analysieren. Interviews sind zudem sozial konstruierte Interaktionsereignisse (vgl. DEPPERMAN 2013: o. S.), die permanent vor dem Hintergrund der Kontextsensitivität (TOPHINKE/ZIEGLER 2002) zu analysieren sind.

2.4 Perceptual Dialectology

Als eine „wissenschaftsgeschichtliche Merkwürdigkeit“ bezeichnen KREFELD/PUSTKA (2010: 9) die Tatsache, dass die Rezipientenseite der Sprachdimension, also die Sprachperzeption, lange Zeit ungeachtet blieb, und auch HUNDT/ANDERS/LASCH (2010: XI) betonen, dass es sich im deutschsprachigen Raum bei der Perceptual Dialectology (nach PRESTON 2005; 2010 u. a.) beinahe um „eine terra incognita“ handelt. HUNDT/ANDERS/LASCH (2010: XI) schreiben hierzu:

Eine umfassende und systematische Erkundung des Alltagswissens, der mit den Dialekten verbundenen Einstellungen und des zugrundeliegenden kulturell-konsensualen Wissens ist bislang nicht erfolgt und stellt ein dringendes Forschungsdesiderat dar.

Das Anliegen dieser speziellen Forschungsrichtung, der Perceptual Dialectology, ist es, der Wahrnehmung von Sprache auf Hörerseite nachzugehen. Dabei geht sie explizit auf die Perspektive des linguistischen Laien bzw. der linguistischen Laiin ein und fragt danach, wie linguistische LaiInnen Sprache bzw. vorgegebene Sprachstimuli wahrnehmen und über welches (sprachbezogene) Wissen sie verfügen (vgl. HUNDT/ANDERS/LASCH 2010: XI). KREFELD/PUSTKA (2010: 19) exemplifizieren, dass „was Sprachwissenschaftler *Dialekte* nennen, nicht in den Produktionsdaten selbst, sondern vielmehr in den Köpfen der Sprecher anzutreffen [ist] [Hervorh. im Original, I. R.]“. Sie bemerken, dass die linguistische der laienlinguistischen Perspektive voranging und primär nur eine stupide Definition einzelner Begrifflichkeiten vorgenommen wurde, bevor die tatsächlichen SprecherInnen der Varietäten in den Fokus rückten (vgl. KREFELD/PUSTKA 2010: 19).

Der Name *Perceptual Dialectology* geht auf die Pionierarbeiten des US-amerikanischen Forschers DENNIS PRESTON zurück, der innerhalb der Laiendialektologie (*folk-linguistics*) zahlreiche Studien durchführte und dabei Fragestellungen wie z. B. „Why are there degrees of correlations between folk perception and actual dialects? What

linguistic facts [...] are most salient?“ (PRESTON 2005: 1683) in den Fokus rückte. Im deutschsprachigen Raum hat sich seit ANDERS (2010) der Begriff *Wahrnehmungsdialektologie* etabliert, worunter eine Forschungsrichtung zu verstehen ist, die sich innerhalb der synchronen Dialektologie neben den Disziplinen ‚Dialektgeographie‘, ‚Dialektographie‘ und der ‚Dialektsoziologie‘ positioniert (vgl. HUNDT 2011: 77). Neben jenem Terminus findet man vielfach weitere (teils) synonyme Begriffe wie etwa *Alltagsdialektologie*, *Ethnodialektologie*, *Volksdialektologie* etc., was laut HUNDT (2011: 77) darauf hinweist, dass sich diese spezielle Forschungsrichtung innerhalb der Germanistischen (Sozio-) Linguistik eben erst zu konstituieren beginnt.

Die ersten Arbeiten innerhalb dieser Forschungsrichtung konzentrierten sich auf die Erhebung von Vorstellungen linguistischer LaiInnen hinsichtlich sprachlicher Räume. Operiert wurde hier mit ‚mental maps‘, mit denen herausgefunden werden konnte, “where ordinary people believe things, kinds or populations, and even prevailling ideologies [can be located, I. R.]“ (PRESTON 2010: 15). Wo lokalisieren linguistische LaiInnen Sprachvarietäten und welche Assoziationen resp. Spracheinstellungen sind mit diesen Sprachräumen konnotiert?

KREFELD/PUSTKA (2010: 13f.) kritisieren diese Herangehensweise jedoch dahingehend, dass der Laie bzw. die Laiin nicht mit Sprachmaterial per se konfrontiert werde, wodurch die Perzeption desselben gar nicht möglich wäre. Nur durch die tatsächliche Konfrontation des Laien bzw. der Laiin mit Sprachproduktionsdaten ist vor diesem Hintergrund die Erforschung der „sprachliche[n] Formen[, die] bei den Sprachteilhabern normativen Rang genießen [oder] nicht“ (HERRGEN 2015: 146) möglich. Im Zentrum der Analyse steht somit nicht mehr nur „die Emittentenrolle, sondern die bei den Sprachteilhabern zu beobachtende Wahrnehmung und Konzeptualisierung regionalsprachlicher Variation“ (HERRGEN 2015: 146).

Neben Arbeiten zu mentalen Karten, also zu Vorstellungen der (deutschen) Dialekträume aus Sicht linguistischer LaiInnen, beschäftigt sich die Wahrnehmungsdialektologie mit der Perzeption salienter Dialektmerkmale. Im Zentrum steht hier die Frage, welche *Triggermerkmale* perzipiert werden und welche Bewertung diese Merkmale evozieren. Über die Perzeption genannter Triggermerkmale werden etwa stereotype Vorstellungen und (Sprach-)Einstellungen aktiviert, die in weiterer Folge

Aufschluss über sprachbezogene Wissensbestände geben (vgl. HUNDT/ANDERS/LASCH 2010: XII).

2.5 Sprachvarietäten in Österreich

Im Zentrum des Forschungsinteresses vorliegender Arbeit steht u. a. die Frage nach den Konzepten sprachlicher Varietäten, die von den Gewährspersonen im Lauf der Sozialisation erworben wurden. Aus diesem Grund soll in der Folge kurz veranschaulicht werden, was unter einer *Varietät* zu verstehen ist. Ferner dient das folgende Kapitel einer schematischen Illustration der (sozio-)linguistischen Situation in Österreich, mit Fokus auf das vorliegend fokussierte obersteirische Untersuchungsgebiet.

Einleitender Exkurs: zum Terminus (Sprach-)Varietät

AMMONS (1995: 1) Überlegungen zum Komplex *deutsche Sprache* basieren auf der Erkenntnis, dass Sprache per se nicht als homogenes Gesamtsystem verstanden werden dürfe, und erkennt, dass *Sprache* ein Bündel aus zahlreichen Varietäten ist (vgl. AMMON 1995: 1):

Bei diesem Ansatz wird eine Sprache, sagen wir L_a (L = lingua), als Menge von Varietäten $l_a, l_b, \dots, l_n$ gesehen: $L_a = \{l_a, l_b, \dots, l_n\}$. Beispiele solcher Varietäten sind dann Dialekte (‚dialektale Varietäten‘), Standardvarietäten (oft auch mißverständlich ‚Standardsprachen‘ genannt) oder ‚Umgangsvarietäten‘ (ebenfalls meist ‚Umgangssprachen‘ genannt). Die konsistente Bezeichnung als ‚X-Varietäten‘ drückt aus, daß es sich eben nicht um ganze Sprachen, sondern nur um Bestandteile, Elemente einer ganzen Sprache handelt. (AMMON 1995: 1).

Vor dem Hintergrund kontemporärer linguistischer Theorien, die den dynamischen Aspekt von Sprachen berücksichtigen, ist eine derartige Definition, wie AMMON (1995) sie postuliert, zu relativieren. AMMONS (1995) Definition impliziert ein Homogenitätspostulat von Sprachvarietäten, das davon ausgeht, jede Sprachvarietät sei ihrerseits in sich ‚geschlossen‘, was im Licht des Sprachdynamikparadigmas nach SCHMIDT/HERRGEN (2011) nicht haltbar ist. SCHMIDT/HERRGEN (2011) gehen davon aus, dass Sprache per se dynamisch ist und die von der traditionellen Linguistik postulierte Homogenität der Sprache nicht adäquat ist. Immerhin gebe „[es] keine zwei Menschen, die über dasselbe Sprachwissen verfügen. Und deshalb ist es kein Zufall, dass Sprache uns für den gesamten Zeitraum, für den wir gesicherte Daten haben (Überlieferung), als heterogen entgegentritt“. (SCHMIDT/HERRGEN 2011: 19). Hinsichtlich sprachlicher Varietäten explizieren

SCHMIDT/HERRGEN (2011: 28ff), dass auch die sprachliche Interaktion stets dynamisch verlaufe und zahlreichen Synchronisierungsprozessen²⁹ unterliege, wodurch die Interaktionspartner ihre Sprache permanent neu ‚verhandeln‘ und synchronisieren: „Die Basis für die Synchronisierung ist der Wille, verstanden zu werden oder zumindest nicht missverstanden zu werden.“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011: 29). In anderen Worten befinden sich die interagierenden Personen permanent in einem Prozess sprachlicher Anpassung mit dem Ziel wechselseitiger Verständlichkeit (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011: 29).

Die Definition einer Sprachvarietät setze somit voraus, dass diese komplexen sprachdynamischen Prozesse berücksichtigt werden, denn nur eine solche Definition, sei im Sinne eines Heterogenitätspostulats von Sprache. In diesem Sinne versteht man unter einer Sprachvarietät Folgendes:

Individuell-kognitiv sind **Varietäten** [Hervorh. im Original, I. R.] also durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens. Da es sich um in gleichgerichteten Synchronisierungsakten herausgebildetes gemeinsames sprachliches Wissen handelt, sind Varietäten immer auch sozial konstituiert. Daher definieren wir Varietäten sprachsozial als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren. (SCHMIDT/HERRGEN 2011: 51).

Ergänzend sei die Auffassung LÖFFLERS (2016: 79) zu erwähnen, demzufolge man

Varietäten [...] als gebündelte Textexemplare ansehen [kann], deren sprachliche Merkmale in der Hauptsache von redekonstellationstypen oder sozio-pragmatischen Bedingungen wie Individuum, Gruppe, Gesellschaft, Situation, Milieu oder Funktion geprägt sind.

Entscheidend ist also, dass (Sprach-)Varietäten immer in Hinblick auf das Postulat der Dynamik von Sprache sowie in Korrelation zu sozio-pragmatischen, extralingualen Faktoren zu verstehen sind.

2.5.1 Varietätenmodell und Dialekt-Standard-Kontinuum

Innerhalb des gesprochenen Deutschen in Österreich wird traditionellerweise mit einem vierstufigen Varietätenmodell (*Schichtenmodell*), dessen Konzipient PETER WIESINGER (u. a. 1992) ist, operiert. Die Spitze der „natürlichen Schichten“ (WIESINGER 1992: 291)

²⁹ Unter Synchronisierung verstehen SCHMIDT/HERRGEN (2011: 28) „den Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen.“

formt die an der Schriftsprache orientierte *Standardsprache*³⁰. Darauf folgt „die in sich stark variable, wenig strukturierte Zwischenschicht der *Umgangssprache* als Ausgleichsprodukt mit deutlicher Ausrichtung auf die Standardsprache [...] [Hervorh. I. R.].“ (WIESINGER 1997: 11) Der Komplex *Umgangssprache* lässt sich demzufolge nur sehr schwammig definieren und v. a. eine (deutliche) Abgrenzung zum Dialekt wie auch zur Standardsprache erscheint beinahe unmöglich (vgl. WIESINGER 1997: 15). WIESINGER (1992: 293) stellt die daraus resultierende linguistische Problematik pointiert dar:

Obwohl der Terminus ‚Umgangssprache‘ in der Linguistik als ein schillernder, unscharfer Begriff gilt, ist den Sprechern nicht nur die Existenz einer zwischen ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ angesiedelten sprachlichen Zwischenschicht bewußt, sondern diese wird vor allem von der jüngeren und mittleren Generation auch als solche bezeichnet.

Aufseiten des dialektalen Pols positioniert WIESINGER (1992: 292) einerseits den *Verkehrsdialekt*, der sich etwa bei der jüngeren Generation in ländlichen Regionen als ‚Regiolekt‘ durchsetzt, sowie der *Basisdialekt*, der sich innerhalb des vertikalen Varietätenspektrums von der Standardsprache in maximaler Distanz unterscheidet. Der Basisdialekt repräsentiert die „ererbte, bodenständige, lokale Sprachform, die als Landdialekt vor allem von der eingewohnten, traditionellen Dorfbevölkerung [...] als durchschnittliche Alltagssprache gesprochen wird.“ (WIESINGER 1992: 292). WIESINGER (1992: 292) weist jedoch auch darauf hin, dass der Basis- und Verkehrsdialekt, obgleich es strukturelle Differenzen innerhalb dieser Varietäten gibt³¹, „im Sprachbewusstsein der Sprecher auch nur als ‚Dialekt‘ eingestuft und bezeichnet [werden].“

Das präsentierte, schemenhafte Modell der Varietäten der deutschen Sprache in Österreich, an dem sich zahlreiche empirische Studien orientierten (etwa PATOCKA 1986; MALLIGA 1997; STEINEGGER 1998), fungierte lange Zeit als linguistische Grundlage „[z]ur Beschreibung der komplizierten österreichischen Sprachverhältnisse“ (MALLIGA 1997: 31). Es muss aus heutiger soziolinguistischer Sicht jedoch relativiert bzw. als überholt angesehen werden. Die sprachliche Situation innerhalb Österreichs präsentiert sich wohl als wesentlich differenzierter und komplexer, als WIESINGERS Modell (1992) auf

³⁰ Laiensprachlich wird der Begriff *Standardsprache* durch das Konzept *Hochsprache* bzw. *Hochdeutsch* repräsentiert. Wird in weiterer Folge in vorliegender Arbeit also *Hochdeutsch* verwendet, so referiert dies auf die entsprechende Konzeption der InformantInnen.

³¹ WIESINGER (1992: 292) unterstreicht auch die zahlreichen Gemeinsamkeiten von Basis- und Verkehrsdialekt, v. a. allem auf lautlicher Ebene. Dass eben diese Varietäten demzufolge einheitlich als *Dialekt* perzipiert werden, ist infolgedessen nur logisch.

den ersten Blick konturiert. So werden etwa modernere linguistische Ansätze, insbesondere interaktional-soziolinguistische vor dem Hintergrund der Sprachdynamiktheorie (nach SCHMIDT/HERRGEN 2011; vgl. einleitender Exkurs), in diesem Modell nicht berücksichtigt. Ein varietätenlinguistisches Modell des deutschen Sprachraumes (inklusive Österreich), das dem Paradigma der Sprachdynamik gerecht wird, existiert bisher nicht³².

Im Kontrast zur im Wesentlichen diglossischen Situation des Alemannischen im äußersten Westen stehen sich im bairischen Sprachraum Österreichs „das Schriftdeutsche und der Dialekt [...] nicht konträr gegenüber [...] (MALLIGA 1997: 30), sondern „man [hört] alle fast erdenklichen Übergänge zwischen ausgeprägtem Dialekt und Standarddeutsch [...]“ (AMMON 2003: 166), ein Phänomen, das in der Fachliteratur als sprachliches Kontinuum bezeichnet wird (vgl. AMMON 2003: 166; AMMON [u. a.] 2016: XLVI). AMMON (2003: 166f.) definiert das für den bairischsprachigen Raum im Allgemeinen relevante Dialekt-Standard-Kontinuum folgendermaßen:

Entsprechend der hier gewählten Benennung der Region hört man fast alle erdenklichen Übergänge zwischen ausgeprägtem Dialekt und Standarddeutsch. Diese Übergangsstufen werden gebildet durch Kombination von Formen des Dialekts und der Standardvarietät. Dabei sind allerdings keineswegs alle denkbaren Kombinationen gebräuchlich oder akzeptabel, jedoch sind die zulässigen Kombinationen so mannigfaltig, dass der Eindruck eines kontinuierlichen Übergangs entsteht. Man spricht deshalb auch vom *Gradualismus* [oder Kontinuum, I. R.] zwischen Dialekt und Standardvarietät.

Die meisten Redeereignisse, so AMMON [u. a.] (2016), sind dabei in diesem Zwischenbereich, zwischen den beiden varietätenspezifischen Extrempolen angesiedelt, für den sich eben der oben genannte Begriff Umgangssprache etabliert hat (vgl. AMMON [u. a.] 2016: XLV).

Wie im Zitat oben angeführt, wählen SprecherInnen nicht zufällig zwischen den zur Verfügung stehenden Sprechweisen, sondern ihr Sprecherverhalten reflektiert verschiedene extralinguale Faktoren, wie zum Beispiel Öffentlichkeitsgrad der Gesprächssituation, Nähe und Distanz zu den Gesprächspartnern, Situation (formell oder informell), Thema, stilistische Absichten usw. (vgl. AMMON [u. a.] 2016: XLVI). Soziale Parameter, wie bspw. die soziale und regionale Herkunft sowie der Bildungsgrad, spielen ebenfalls eine Rolle bei der Wahl bzw. ‚automatisierten‘ Realisierung der situationsadäquaten

³² Aktuell wird im Rahmen des Projekts DiÖ (‚Deutsch in Österreich. Variation – Kontakt – Perzeption‘) daran gearbeitet, ein umfassendes linguistisches Bild der Sprachvariation im österreichischen Sprachraum zu zeichnen. U. a. wird versucht, teilweise ‚antiquierte‘ Modelle unter Berücksichtigung moderner linguistischer Ansätze zu adaptieren (vgl. <https://dioe.at/ueber-dioe/ueberblick/> [letzter Zugriff: 21.5.2017]).

Sprachvarietät. Dadurch wird deutlich, dass „[g]esellschaftliche Gebrauchsformen bestimmen, welche Sprachform in welchem sozialen Umfeld als zulässig erscheinen.“ (MALLIGA 1997: 30). Von diesen Überlegungen geht auch PATOCKA (1986: 6) aus. Sie betont, dass die für den ‚Gradualismus‘ kennzeichnenden Sprachvarianten interferieren: „Die Sprecher wechseln also nicht jeweils in ein ganz anderes System, sondern merkmalsweise je nach den situativen Erfordernissen.“ (PATOCKA 1986: 6). Da eben die sprachliche Variation immer auch in Zusammenhang mit geographischen, situativen und sozialen Parametern steht, bezeichnet WIESINGER (2014: 96) Österreich als ein Land, in dem eine Situation der *Polyglossie* besteht. Das heißt, dass jedes Individuum über die Fähigkeit verfügt, je nach situativen Erfordernissen, graduell zwischen den verschiedenen Sprechweisen im Dialekt-Standard-Kontinuum zu wechseln (im Sinne eines ‚Style-Shifting‘³³) (vgl. LÖFFLER 2016: 141).

In Anbetracht der Fragestellungen, die in der vorliegenden Arbeit diskutiert werden, lässt sich also zusammenfassen, dass die individuell verwendete Sprachvarietät niemals getrennt von den SprecherInnen gesehen werden darf und ein Sprechakt wiederum niemals isoliert von extralingualen Einflussfaktoren vollzogen wird. Insofern ist jede sprachliche Handlung von diversen Parametern, wie z. B. der Situation und den Gesprächspartnern determiniert. Zugleich aber konstituiert sich auch die soziale Sphäre, der Kontext durch sprachliches Handeln. Es gilt hier also herauszupräparieren, welche Konzepte (vor dem Hintergrund der Trias Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache) von den Gewährspersonen im Laufe der Sozialisation erworben wurden und wie sich die Sprecherinnen, im Sinn sprachlicher Variation gemäß ihrer Aussagen innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums ‚hin- und herbewegen‘, sofern ihre Gesprächspartner Kinder sind.

³³ SOUKUP (2009: 5 ff.) diskutiert die verschiedenen Auffassungen zum Komplex *Code-Switching* und *Code-Shifting*. Angelehnt an SOUKUP (2009) wird im weiteren Verlaufe der vorliegenden Arbeit der Terminus *Style-Shifting* präferiert, denn, so SOUKUP (2009: 7), “‘style-shifting‘ appears to be the more frequently used label in connection with the juxtaposition of two closely related varieties such as standard Austrian German and Austrian dialect [...]”. Wird zwischen *Switching* und *Shifting* unterschieden, so bezeichnet *Shifting* ein ‚Hin- und Hergleiten‘ am Dialekt-Standard-Kontinuum, *Switching* einen abrupten ‚Wechsel‘ der Sprechweisen.

2.5.2 Das Untersuchungsgebiet: der obersteirische Bezirk Bruck-Mürzzuschlag

Die vorliegende Studie fokussiert die ‚soziale Bedeutung‘ von Sprachvarietäten in der Obersteiermark, die mittels leitfadengestützten Tiefeninterviews ermittelt werden soll. Linguistisch ist diese Region, wie beinahe die gesamte Steiermark, dem südmittelbairischen Übergangsgebiet zuzuordnen (vgl. WIESINGER 1983: 841³⁴; vgl. Abb. 1). Dieses Übergangsgebiet konnte sich, so WIESINGER (1983: 841), „hauptsächlich durch das unterschiedlich weite Vordringen mittelbairischer Neuerungen [...]“ entwickeln und charakterisiert sich, wie Salzburg, durch das Aufeinandertreffen „südbairischer und mittelbairischer Formen [...]“.

STEINEGGER (1998) zentrierte seine Forschungen unter anderem im obersteirischen Mürztal, das auch im Fokus der gegenwärtigen Arbeit steht. Da sich die politischen Gegebenheiten seit STEINEGGER (1998) etwas verändert haben, soll hier überblicksartig auf die kürzlich in Kraft getretene Gemeinde- und Bezirksfusionierung eingegangen und in diesem Rahmen auch soziodemographisch Wesentliches expliziert werden.

Das Mürztal, das sich entlang der Mürz erstreckt, reicht von Mürzsteg im Norden bis nach Bruck an der Mur im Süden. Bis zur Gemeinde- und Bezirksfusionierung, die mit dem 1.1.2013 in Kraft trat, war das Mürztal Teil des politischen Bezirkes Mürzzuschlag. Nach der Fusionierung wurden die benachbarten Bezirke Bruck an der Mur und Mürzzuschlag zum politischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag zusammengeführt (vgl. LAND STEIERMARK³⁵; siehe Abb. 2). Im Bezirk Bruck-Mürzzuschlag sind derzeit etwa 100 000 Menschen ansässig. Soziolinguistisch von Bedeutung ist hier v. a. die sozioökonomische ‚Schichtung‘ im Bezirk, die von der höchsten abgeschlossenen Ausbildung ansatzweise indiziert wird: Demnach hatten 2012 6,4 % der Ansässigen einen Abschluss an einer Universität o. Ä. (z. B. Fachhochschule), 27,5 % eine abgeschlossene Pflichtschule, 39,6 % eine abgeschlossene Lehre. Die restlichen 26,5 % verteilen sich auf Personen, die eine Fachschule, eine Allgemeinbildende Höhere Schule oder eine Berufsbildende Höhere Schule besucht haben, danach jedoch keinen akademischen Weg einschlugen (vgl. LAND

³⁴ Leider existiert bis dato, abgesehen von WIESINGERS (1983) Ausführungen, keine objektive Beschreibung des deutschen Sprachraumes. Es kann somit nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob die von WIESINGER (1983) beschriebenen Merkmale aus synchroner Sicht mit den aktuellen Gegebenheiten kongruieren.

³⁵ URL: <http://www.statistik.steiermark.at/cms/beitrag/11685488/103034513/> (letzter Zugriff: 27.3.2017).

STEIERMARK). Summa summarum lässt sich daraus schließen, dass Akademiker in der Region eher eine Minderheitengruppe bilden und v. a. industrielle und handwerkliche Berufe das Bezirksbild prägen.

Sprachlich steht das Mürztal, aufgrund des Hauptverkehrsweges der Südbahn unter starkem niederösterreichischen bzw. wienerischen, und somit mittelbairischen, Einfluss (vgl. WIESINGER 1983: 841). Aus soziolinguistischer Sicht ist hier STEINEGGERS (1998) besonders bedeutend, worin ein sehr interessantes Bild der Steiermark³⁶ gezeichnet wird: So fand er heraus, dass sich nur 56,9 % der befragten Personen (Männer und Frauen) subjektiv eine Dialektkompetenz zuwiesen und Dialekt sogar nur für 33,2 % die bevorzugte Sprechweise sei. 58,7 % präferierten eine umgangssprachliche Sprechweise, 8,2 % eine hochsprachliche/standardsprachliche. Auf die Frage, wie sie es fänden, wenn andere Leute Dialekt sprächen, antworteten 40,8 % mit ‚gut‘, 56,9 % mit ‚von der Situation abhängig‘ und 2,4 % mit ‚schlecht‘ (vgl. STEINEGGER 1998: 201f.). STEINEGGER (1998: 203) betont, dass die steirischen Ergebnisse durchwegs verwunderlich seien, zumal angenommen werden könnte, dass es sich bei der Steiermark um ein dialektloyales Bundesland handle und auch das dialektale Kommunizieren geschätzt würde. STEINEGGER (1998: 203) kommt zu dem Schluss, dass sich im industriellen Mürztal wohl eine Art Verkehrsdialekt durchgesetzt hätte, „der [...] von den Gewährspersonen nicht als *Dialekt* [Hervorh. im Original, I. R.] aufgefaßt werden könnte.“ (STEINEGGER 1998: 203). Interessant sind im Vergleich dazu die Ergebnisse von GLUDOVACZ (2016: 78; 91), die herausfinden konnte, dass der Dialekt der Steiermark für HörerInnen aus Wien besonders salient zu sein scheint: 14 von insgesamt 50 befragten Personen bekundeten, den ‚steirischen-Dialekt‘ besonders leicht zu erkennen. Zudem gaben die InformantInnen in GLUDOVACZ (2016: 92) an, eine geographisch gegliederte Varietätenlandschaft in der Steiermark wahrzunehmen. Exemplifiziert wurden die „Dialekte in der Ost- und Obersteiermark“ (GLUDOVACZ 2016: 92). Insofern nehmen Rezipienten aus der Wiener Außenperspektive ganz offensichtlich sehr wohl wahr, dass die Steiermark, und hier insbesondere die Ost- und Obersteiermark, stark dialektal geprägte Regionen sind.

Im Licht dieser Ergebnisse wird es besonders interessant sein zu sehen, wie sich die in vorliegender Untersuchung befragten jungen Frauen innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums subjektiv positionieren, welche soziale Bedeutung mit dem entsprechend

³⁶ „In der Steiermark liegt der Schwerpunkt der Erhebung im Mürztal.“ (STEINEGGER 1998: 203).

postulierten Sprachgebrauch verknüpft wird und welche sprachliche Sozialisation der nächsten Generation, vor dem Hintergrund sprachbiographischer Schlüsselerlebnisse, angestrebt wird.

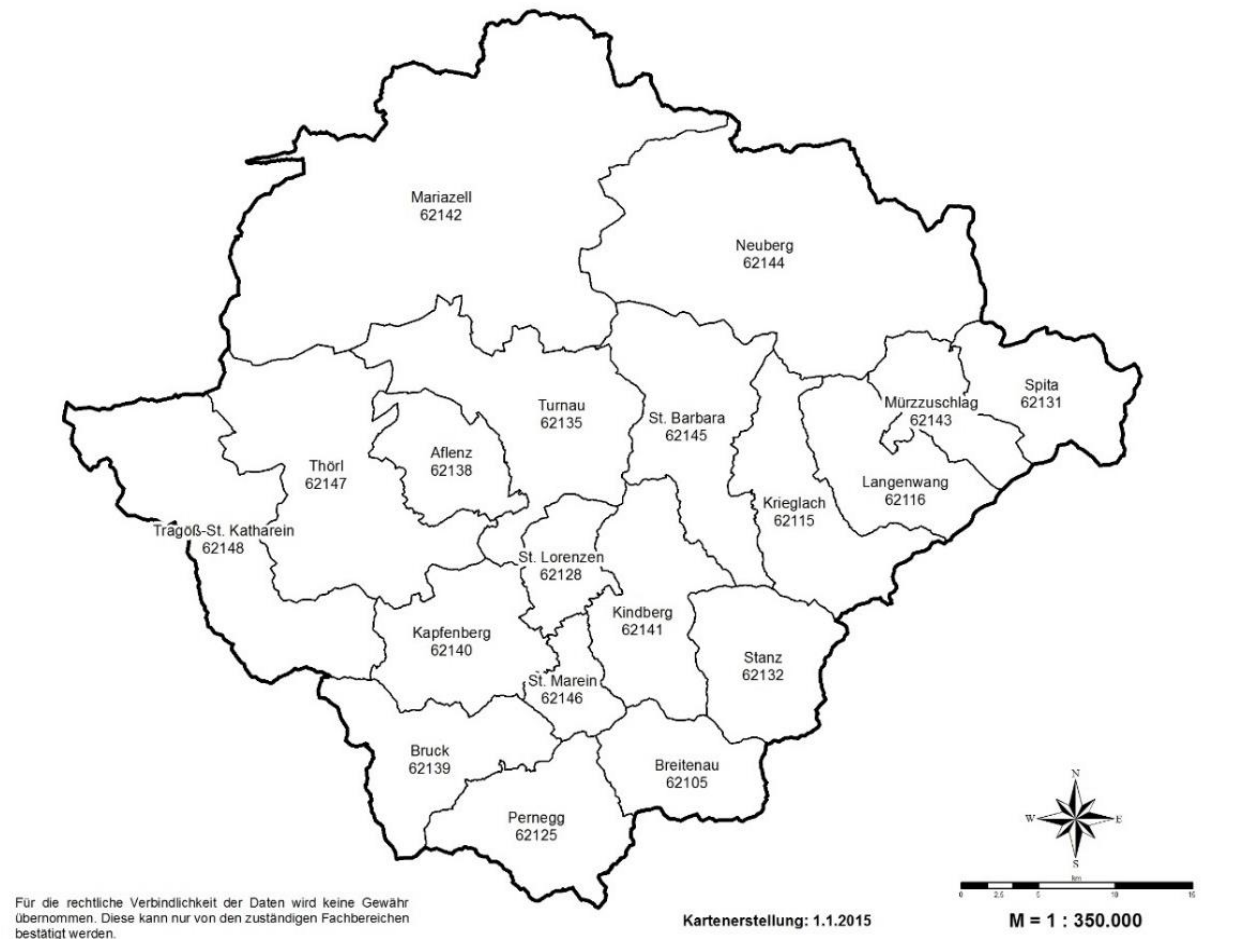


Abb. 1: Karte politischer Bezirk Bruck-Mürzzuschlag mit Gemeindenamen. Quelle: http://gis2.stmk.gv.at/gis2.stmk.gv.at/gis/content/karten/download/GemBruckmuerzzuschlagmitNamen_2015.jpg (letzter Zugriff: 22.4.2017).

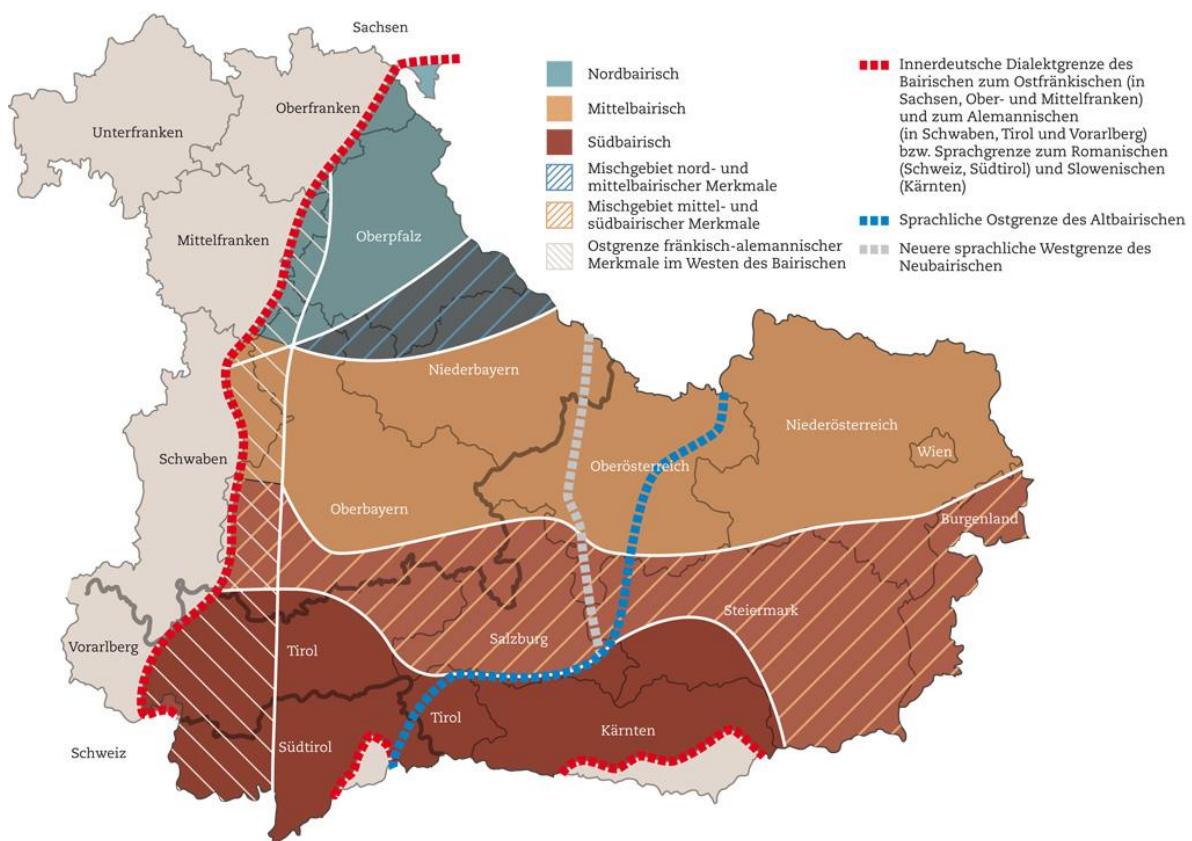


Abb. 2: Gesamtdeutscher Sprachraum. Quelle: <http://www.stifter-haus.at/upload/content/pictures//Sprachforschung/Bairisch.jpg> (letzter Zugriff: 18.4.2017).

2.6 Das Spannungsfeld ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘

Für diese Arbeit relevant sind des Weiteren die Konzepte, die von den Gewährspersonen im Laufe der Sozialisation in Hinblick auf das bivariable Feld *Dialekt* und *Hochdeutsch* erworben wurden. Aus diesem Grund ist es an dieser Stelle notwendig, dieses Spannungsfeld aus zweierlei Perspektiven zu illustrieren ist: einerseits auf Basis der einschlägigen Forschungsliteratur und somit aus wissenschaftlicher, linguistischer Sicht, andererseits werden laienlinguistische Meinungen und Konzepte, wie sie in der vorliegenden Arbeit im Fokus stehen, illustriert. HUNDT (2011: 78) begründet mit Blick auf die Forschungsperspektive der Perceptual Dialectology:

Entgegen traditioneller Ansätze der Dialektologie geht es der Wahrnehmungsdialektologie darum, zu eruieren, über welches Wissen linguistische Laien in Bezug auf einzelne, regionale Substandardvarietäten verfügen. Das Konzept ‚Dialekt‘, das linguistische Laien haben, unterscheidet sich von dem Expertenwissen z. T. erheblich. Dies betrifft nicht nur die Ausprägung der einzelnen Dialekte, sondern alle Begriffskomponenten.

Was verstehen linguistische LaiInnen unter ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘, und welche (stereotypen) Assoziationen resp. Spracheinstellungen sind von diesem Verständnis begleitet?

2.6.1 Sprachvarietäten aus linguistischer Sicht

Eine Definition für das linguistische Konzept Dialekt liefert bspw. BUßMANN (2008: 131):

Dialekt [Hervorh. im Original; I. R.] [...] Varietät mit begrenzter räumlicher Geltung im Gegensatz zur überdachenden → Standardsprache; Sprachsystem (im Sinne von → langue), das (a) zu anderen Systemen ein hohes Maß an Ähnlichkeit aufweist, sodass eine – zumindest partielle – wechselseitige Verstehbarkeit möglich ist, (b) regional gebunden ist in dem Sinne, dass die regionale Verbreitung dieses Systems nicht das Gebrauchsgebiet eines anderen Systems überlappt, und (c) keine Schriftlichkeit bzw. Standardisierung im Sinne offiziell normierter orthografischer und grammatischer Regeln aufweist.

MATTHEIER (1980: 13) konstatiert, dass Dialekt v. a. unter sprachsoziologischen Gesichtspunkten greifbar sei. So hebt er einerseits den Substandardcharakter des Dialekts hervor, das heißt, wie schon bei BUßMANN (2008: 131) gesagt wurde, dass dialektale Varietäten stets von einer Standardsprache überdacht sind (vgl. MATTHEIER 1980: 13). Zusätzlich konturiert auch MATTHEIER (1980: 13) den Faktor Regionalität als spezifisches Kriterium der Dialekte. Dieser Aspekt „[zeigt] sich etwa darin [...], daß Dialekt-sprecher jederzeit nach ihrer Herkunftsregion eingeordnet werden können.“ (MATTHEIER 1980: 13). Für rein linguistische Charakteristika erkennt MATTHEIER (1980), „daß Dialekte linguistisch grundsätzlich nicht von Sprachen unterscheidbar sind. Alle Strukturelemente, die Sprachen zukommen, kann man Dialekten nicht prinzipiell absprechen.“ (MATTHEIER 1980: 13). Auch LÖFFLER (2003: 5) räumt mit dem Vorurteil, Dialekte besäßen keine eigene Grammatik und seien deshalb als defizitär zu charakterisieren, auf und exponiert:

Die Einzelforschung hat nachgewiesen, dass sich Dialekt und Hochsprache nach ihren prinzipiellen Möglichkeiten nicht unterscheiden. Der auffallende Unterschied liegt vielmehr in der Besetzung und der Häufigkeit der Verwendung (Frequenz) bestimmter grammatischer Möglichkeiten. Die Unterschiede, z.B. die häufigere Parataxe im Dialekt (beigeordnete Sätze) oder die konkrete Ausdrucksweise gegenüber der Hypotaxe und der abstrakteren Ausdrucksweise in der Hochsprache, sind keine Systemunterschiede, sondern lassen sich durch die verschiedenen Verwendungsbereiche von Dialekt und Hochsprache erklären. Die grammatischen und kommunikativen Möglichkeiten sind grundsätzlich gleich angelegt.

Per se restriktiv sei Dialekt weniger aus systemlinguistischer, grammatikalischer Sicht, sondern vielmehr aus kommunikativer Sicht, denn, wie bereits angedeutet, fehlt den Dialekten die „überregionale (kommunikative) Reichweite.“ (LÖFFLER 2016: 142).

Gleichzeitig wird aber, im Sinne einer soziolinguistischen Perspektive auf Dialekte, das Miteinbeziehen extralingualer Faktoren wie etwa situativer und sozialer Parameter in den Fokus genommen, was LÖFFLER (2016: 145) als ‚Sozio-Dialektologie‘ titulierte. Diese ‚Sozio-Dialektologie‘ versucht sich von der traditionellen Dialektologie (partiell) abzugrenzen, in dem nicht mehr „die sprachliche Gestalt des Dialektmerkmals (grammatische Form [...] etc.) als vielmehr die [sprechenden] Personen“ (LÖFFLER 2016: 128) von Bedeutung sind. In die Dialekt-Definition der traditionellen Dialektologie (wie z. B. die Definition BUßMANNs 2008) seien die Faktoren Alter, Geschlecht und soziale Schicht zu integrieren, die erst eine adäquate Beschreibung der dialektalen Varietät ermöglichen würde. Eine Definition, die ausschließlich den geographischen Aspekt der Dialekte unterstreicht, greife folglich zu kurz (vgl. LÖFFLER 2016: 128).

Für die Standardsprache findet BUßMANN (2008: 680) folgende Definition:

Standardsprache. [...] Seit den 70er Jahren in Deutschland übliche deskriptive, überregionale, mündliche und schriftliche Sprachform der sozialen Mittel- bzw. Oberschicht; in diesem Sinn synonyme Verwendung mit der (wertenden) Bezeichnung ‚Hochsprache‘. Entsprechend ihrer Funktion als öffentliches Verständigungsmittel unterliegt sie [...] weitgehender Normierung, die über öffentliche Medien und Institutionen, vor allem aber durch das Bildungssystem kontrolliert und vermittelt wird.

BUßMANN (2008: 680) weist auf den vielfach synonym verwendeten, wertenden Begriff *Hochsprache* resp. *Hochdeutsch* hin, der im sprachsoziologischen Sinn für „die (überregional gültige, normierte, kodifizierte) [...]“ (BUßMANN 2008: 265) Sprachvarietät steht, ganz im Gegensatz zur Umgangssprache oder zu Dialekten (vgl. BUßMANN 2008: 265). Hochdeutsch weist im linguistisch engeren, sprachgeographischen Sinne jedoch de facto auf einen Dialektraum hin und bündelt all jene Dialekte, die von der zweiten Lautverschiebung betroffen sind (vgl. BUßMANN 2008: 265). Dennoch hat sich dieser Begriff als laiensprachliches Pendant zum linguistischen Terminus technicus *Standardsprache* etabliert.

Der Stellenwert der Standardsprache ist in Österreich je nach Region bzw. dem Parameter ‚Stadt‘ oder ‚Land‘ unterschiedlich hoch. Prestige besitzt die Standardsprache v.

a. im Sinne einer überregionalen, überdachenden, normierten Schriftsprache (vgl. LÖFFLER 2016: 56) sowie in der Verwendung im Rahmen von mündlichen, formellen Sprechakten, wie etwa in öffentlichen Diskussionsrunden (vgl. AMMON u. a. 2016: XLV). Informelle Sprechakte finden vermeintlich v. a. innerhalb der gehobenen Bildungsschicht und im urbanen Sprachraum (und hier v. a. in Ostösterreich) im (intendierten) Standard statt (vgl. AMMON u. a. 2016: XLV).

Welche spezifischen Charakteristika den ‚Standard‘ per se ausmachen, wird in der Linguistik seit Langem und immer noch sehr intensiv und überdies sehr konträr diskutiert³⁷ (vgl. HERRGEN 2015: 139). HERRGEN (2015: 139) bekräftigt an dieser Stelle, dass auch die Standardsprache – trotz Kodifikation – vor dem Hintergrund der Sprachdynamik zu verstehen sei: „Diese Dynamik war jedoch nicht nur in der Vergangenheit, vor und in der Kodifizierungsphase, zu beobachten, sondern ist auch rezent trotz Kodizes beobachtbar.“

Im Licht des Sprachdynamik-Paradigmas und passend als Abschluss zu diesen Ausführungen definieren SCHMIDT/HERRGEN (2011: 62) die Standardsprache wie folgt:

Standardsprache heißt diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierung ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet.

2.6.2 Sprachvarietäten aus Sicht linguistischer LaiInnen

Die laienhafte Meinung zum Konzept *Dialekt* siedelt sich – vorsichtig ausgedrückt – in der Tradition des *restringierten Codes* nach BERNSTEIN (1972) an. Die Theorie von BERNSTEIN (1972), die vom linguistischen Kontrahenten LABOV (1971) und der Auffassung der Differenzhypothese in Folge widerlegt wurde, besagt, dass Kinder aus ‚Unterschichtfamilien‘ aufgrund ihrer soziokulturellen Determiniertheit auch kognitiv Probleme hätten und diese Probleme mit dem von ihnen verwendeten defizitären, restringierten Code (‚Dialekt‘) zu tun habe (vgl. BERNSTEIN 1972: 189). BERNSTEIN (1972) fußt die Theorie auf

³⁷ Dieser Thematik kann und soll im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht genauer nachgegangen werden.

einer Untersuchung der sprachlichen Ausdifferenzierung (aus grammatischer und pragmatischer Sicht) der verschiedenen sozialen Schichten³⁸. Bestimmte („untere“) Gesellschaftsschichten verfügen demzufolge über ein eingeschränktes Kommunikations- und Ausdrucksspektrum (vgl. BERNSTEIN 1972: 189).

Obwohl diese Diskussion in der Soziolinguistik seit Langem nicht mehr aktuell ist, zeigen soziolinguistische Erhebungen der letzten Jahre (z. B. MOOSMÜLLER 1991; STEINEGGER 1998; SOUKUP 2009; GOLDGRUBER 2011), dass dialektale Varietäten aus Sicht linguistischer LaiInnen, nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer vermeintlichen Sprachbarriere (vgl. LÖFFLER 2016: 143), nach wie vor sozial stark stigmatisiert sind. Innerhalb einer Gruppe sei die spezifische Verwendung dialektaler Varietäten zwar gruppenfestigend, nach außen zeigten sich dialektale Varietäten jedoch vielfach als (vermeintliche) Sprach- und Kommunikationsbarriere. Interessanterweise werden zumeist die SprecherInnen der dialektalen Sprachvarietäten der ‚Schuld‘ für diese Kommunikationsbarriere bezichtigt, wodurch sich eine generelle Tendenz der Stigmatisierung von DialektsprecherInnen formiert (vgl. LÖFFLER 2016: 143).

LÖFFLER (2016: 144) bekräftigt ferner, dass der „Dialekt [...] in weiten Teilen Deutschlands [Wie aus empirischen Studien hervorgeht, gilt dies (zumindest teilweise) auch für Österreich, I. R.] aber auch mit kognitivem Defizit, niederem Sozialstatus, geringer Bildung konnotiert [ist].“ SOUKUP (2009: 41) fand etwa mittels der Verbal-Guise-Methode heraus, dass das Konzept *Dialekt* mit Schlagwörtern wie *ungebildet*, *schlampig*, *sich nicht bemühen* assoziiert wurde, wohingegen das Konzept *Hochsprache* als *deutlich*, *sauber* und *richtig* titulierte wurde (vgl. SOUKUP 2009: 41). Es wird deutlich, dass die Meinung, Dialekt sei eine defizitäre Sprachvarietät, wohingegen die Hochsprache ‚richtiges, normiertes Deutsch‘ sei, unverändert in den ‚Köpfen‘ vieler linguistischer LaiInnen verankert ist. Dies konnte auch MOOSMÜLLER (1991: 161) zeigen, indem sie herausfand, dass ‚richtige‘, in diesem Sinne ‚prototypische‘ DialektsprecherInnen, mit dem Attribut der kommunizierten Fehlerhaftigkeit assoziiert werden:

³⁸ BERNSTEIN (1972) führte seine Untersuchungen in England durch und differenzierte ausschließlich zwischen der ‘working class’, die *public language* und somit einen restringierten Code spricht, und der ‘middle class’, die *formal language* und somit einen elaborierten Code verwendet. Die Hypothese, dass die soziokulturelle Determiniertheit Auswirkungen auf die kognitiven Leistungen der Kinder habe, wurde zwar bald angezweifelt, tatsächlich fallen gelassen wurde die These jedoch erst spät (vgl. LÖFFLER 2016: 157).

Denn immer wieder wird bemängelt, daß Dialektsprecher/innen ‚Fallfehler‘ [...] machen, daß sie ‚wie‘ und ‚als‘ nicht unterscheiden können, daß sie ‚wegen‘ und ‚trotz‘ mit Dativ verwenden. Hier wird dem Dialekt also kein eigenes System zugestanden, er wird als eine Deformierung des Systems der Hochsprache angesehen. (MOOSMÜLLER 1991: 161).

Die Standardsprache wird als ‚exakt‘ und ‚ordentlich‘ perzipiert, während dialektale Varietäten als defizitär und restringiert im Sinne einer Sprach- und Kommunikationsbarriere wahrgenommen und stigmatisiert werden. DialektsprecherInnen seien vor dem Hintergrund der Sprachbarrierendiskussion demnach Individuen, „die sich nicht bemühen wollen, nicht an sich arbeiten, unbeherrscht ihre ‚sprachlichen Triebe‘ ausleben und folglich den/die Interaktionspartner/in nicht achten.“ (MOOSMÜLLER 1991: 163).

MOOSMÜLLER (1991) sieht hier einen deutlichen Konnex zum Faktor Prestige, denn, so MOOSMÜLLER (1991: 39), „[z]unächst muß sie [die Hochsprache, I. R.] von den SprecherInnen und Sprechern als solche akzeptiert werden; für die Akzeptabilität einer Varietät ist es sehr wichtig, daß Personen mit Prestige diese Varietät sprechen [...]“. Dieser Normgedanke, der immer wieder im Zusammenhang mit Hochsprache offenbar wird, hängt also maßgeblich vom Status der SprecherInnen einerseits und damit einhergehend mit von sozialen Akzeptanz dieser sprachlichen Varietät andererseits ab (vgl. MOOSMÜLLER 1991: 39).

MOOSMÜLLER (1991) brachte außerdem hervor, dass Dialekt, im Gegensatz zur Hochsprache, in Österreich als funktional restringiert wahrgenommen wird. So äußerte eine Probandin bspw., „Dialekt ja, aber nur dort, wo er hingehört.“ (MOOSMÜLLER 1991: 164), was die Autorin folgendermaßen kommentiert: „Keine der befragten Personen hat jemals der Hochsprache derartige Beschränkungen auferlegt.“ (MOOSMÜLLER 1991: 164). MOOSMÜLLER (1991) und auch SOUKUP (2009) verdeutlichten, dass in Österreich ein durchwegs ambivalentes Verhältnis zum Dialekt wie auch zur Hochsprache vorherrscht. SOUKUP (2009: 127) subsumierte:

The results showed that the dialectal speakers were perceived as more natural, honest, emotional, relaxed, and likeable than their standard speaking peers, as well as having a better sense of humor. Yet they were also judged to sound more aggressive. By contrast, the standard speakers were perceived as more polite, intelligent, educated, gentle, serious, and refined, but also as sounding more arrogant. The results furthermore suggest that standard speakers could be regarded as tendentially more competent, more industrious, cleverer, but also stricter than dialect speakers [...].

Mit diesen Resultaten kongruieren auch die Ergebnisse in LICHTENEGGER (2015: 65). Darin zeigte sich, dass Linzer Mütter mit ‚Dialekt‘ Attribute wie *vertraut*, *authentisch*, *gewohnt* und *sympathisch* sowie *regionale Identität* und *Heimat* assoziierten. Dahingegen klängen SprecherInnen des ‚Hochdeutschen‘ *gebildeter* und *kultivierter*, jedoch auch *hochnäsiger*, *versnobt*, *distanziert* und *befremdlich*. LICHTENEGGER (2015) interpretiert diese Ergebnisse vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘: Der Linzer Dialekt besitzt hinsichtlich einer vertrauten, regional-authentischen ‚Normalsprechlage‘ Prestige, wohingegen ‚Hochdeutsch‘ – zumindest im Sinne eines Covert-Prestiges – in Hinblick auf die Faktoren Bildung und Intelligenz positiver perzipiert und bewertet wird (vgl. LICHTENEGGER 2015: 67f.). Und auch MOOSMÜLLER (1991: 149) fand deutliche Worte für die Spracheinstellungssituation in Österreich:

Die Österreicherinnen und Österreicher haben ein sehr ambivalentes Verhältnis zum Dialekt: Er wird gesprochen und gleichzeitig verleugnet, romantisiert und gleichzeitig stigmatisiert.

MOOSMÜLLER (1991) fokussierte jedoch ausschließlich die Spracheinstellungen bei der gehobenen Bildungsschicht (AkademikerInnen, UniversitätsprofessorInnen und PolitikerInnen), die DialektsprecherInnen über deren Sprache gewissermaßen verdeckt stigmatisiert. Eine offene Diskriminierung und Stigmatisierung wäre im Sinne einer modernen, liberalen, auf Gleichheit beruhenden Gesellschaft nicht erwünscht, weshalb dies mehr oder weniger „auf Umwegen“ (MOOSMÜLLER 1991: 152) passiert: „Diskriminiert wird eine sprachliche Varietät, gemeint sind die Menschen, die diese Varietät, in den meisten Fällen handelt es sich um Dialekte, sprechen.“ (MOOSMÜLLER 1991: 152). Stigmatisierte dialektale Varietäten werden vor diesem Hintergrund daher vorerst positiv bewertet, bevor eine ‚Ja, aber ...‘-Konstruktion die sprachliche Diskriminierung einleitet. MOOSMÜLLER (1991) bringt dies in direkten Zusammenhang mit der soziosymbolischen Hierarchisierung der Gesellschaft: „Hochsprache = ‚Oben‘ (obere soziale Schichten), Dialekt = ‚Unten‘ (niedere soziale Schichten).“ (MOOSMÜLLER 1991: 152).

2.7 Kommunikation mit Kindern

Wenn man Mütter im Gespräch mit ihren Kindern beobachtet, kann man feststellen, daß Frauen in der Mutterrolle sich anderer sprachlicher Mittel bedienen als im Verkehr mit anderen, nämlich erwachsenen Gesprächspartnern. Es gibt also offenbar für den Verkehr mit Kindern eine eigene Sprachvariante, die von der ‚normalen‘ Verkehrssprache abweicht [...]. (PENZINGER 1994: 137).

In Anbetracht dieser Annahme soll an dieser Stelle kurz auf den bisherigen Forschungsstand zum Thema *Kommunikation mit Kindern*, auf dem – unter anderem – der Fokus vorliegender Arbeit liegt, eingegangen werden. Zu nennen ist hier PENZINGER (1994), eine Arbeit, die sich mit dem Thema der Sprachvarietätenverwendung in Bezug auf die Eltern-Kind-Kommunikation in Graz beschäftigte. Der Fokus liegt dabei einerseits auf der Erhebung schichtspezifischer Unterschiede und andererseits auf der situativen Variation der Eltern, die als ModellsprecherInnen gelten.

PENZINGER (1994: 132) hebt jedoch auch hervor, dass nicht nur die Eltern eine wesentliche Rolle im Erstspracherwerb (und somit auch im Spracheinstellungserwerb) spielen: Kinder stehen zudem unter dem Einfluss der Peer-Group sowie später auch von fremden Erwachsenen, wie etwa KindergartenpädagogInnen, LehrerInnen etc.³⁹.

Vor dem Hintergrund der bereits ausführlich diskutierten Prestige-Stigma-Ambivalenz von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ bekräftigt auch PENZINGER (1994: 132), dass sich Eltern vielfach darum bemühen, ihren Kindern eine prestigehöhere Sprachvarietät zu vermitteln, „in der Hoffnung, damit deren sozialem Aufstieg förderlich zu sein.“ Dies geschehe v. a. in denjenigen Sprachregionen, in denen mehrere sprachliche Varietäten kommunikativ aufeinandertreffen (z. B. in Städten), die unterschiedlich hohes Prestige genießen. Hier wird von den Eltern darauf geachtet, „daß die Kinder eine prestigehaltigere, normnahe Variante erlernen und auch gebrauchen.“ (PENZINGER 1994: 132). Eltern würden folglich darauf achten, Kindern ein bestimmtes Sprachvarianten-Repertoire zu vermitteln, das ermöglicht, dass sich Kinder, abhängig von Situation und Gesprächspartner, sprach- und situationsadäquat verhalten können:

Die Fähigkeit zum Gebrauch verschiedener soziolektaler Varianten ist also eine weitere Dimension der kommunikativen Kompetenz, nämlich die Fähigkeit, sich an verschiedene Kommunikationssituationen und Kommunikationspartner anzupassen. [Kursivdruck im Original, I. R.] (PENZINGER 1994: 312).

³⁹ Vor diesem Hintergrund wurden in den Interviewleitfaden der im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführten Empirie auch Fragen zum Sprachgebrauch der KindergartenpädagogInnen und Lehrpersonen gestellt, die Aufschluss über mögliche Stigma- oder Prestigeerlebnisse liefern sollten.

Das oberste Ziel vieler Eltern ist es folglich, ihren Kindern verschiedene Register(-kompetenzen) beizubringen. Ein möglichst breites Spektrum an Sprachgebrauchsformen soll dazu führen, dass Kinder die Fähigkeit besitzen, abhängig von den extralingualen Bedingungen, sprachlich zu reüssieren:

Es ist allgemein anerkannt, daß die sog. Kompetenz des einheimischen (auch die des einsprachigen) Sprechers mehrdimensional – und auch *mehrfunktional* ist. Daß er also über mehr als eine Variante verfügt. Und daß er diese Varianten nicht wahllos, sondern abhängig von bestimmten Bedingungen und Intentionen verwendet. [Kursivdruck im Original, I. R.] (PENZINGER 1994: 133).

PENZINGER (1994: 133) spricht des Weiteren die Problematik an, dass Erwachsene vielfach hinsichtlich der intendierten Sprachvarietät (wie z. B. der Standardsprache) erhebliche Probleme haben, diese konsistent anzuwenden. Dieses Phänomen zeichnet sich v. a. dann ab, wenn eine Sprechlage verwendet wird, die nicht der alltäglichen ‚Normalsprechlage‘ entspricht. Dies geschieht etwa dann, wenn SprecherInnen bspw. in einer dialektalen Varietät sozialisiert wurden und sich die (intendierte) Standardvarietät nicht in deren alltäglichen Sprachgebrauch ‚integriert‘ hat. LICHTENEGGER (2015: 46) schlussfolgert: „Trägt man das Bewusstsein, dass einem die Standardsprache einfach nicht leicht genug fällt, in sich, so könnte dies einen Einfluss auf die Einstellung zum Kommunikationsverhalten mit dem Kind haben.“

Vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz erläutert PENZINGER (1994: 134) zudem, dass die Tendenz, die eigene Sprechlage in Richtung einer prestigereicheren Sprachvarietät zu modifizieren, v. a. ein Phänomen der „sog. unteren (kleinbürgerlichen) Mittelschicht“ (PENZINGER 1994: 134) sei und hier besonders Frauen sprach- und prestigeaffin agieren würden (vgl. hierzu die Diskussion in Kapitel 3.1.2 sowie MALLIGA 1997). Doch auch das gegenteilige Phänomen ist zu beobachten: So bemühen sich diejenigen SprecherInnen, die der sogenannten sozialen (Arbeiter-)Unterschicht angehören oft nicht darum, eine prestigereichere Sprachvarietät anzuwenden und ihr eigenes Sprachverhalten im Lichte der Prestigeaufwertung zu modifizieren (vgl. PENZINGER 1994: 134).

Es scheint also, daß für die sozusagen etablierten ‚Schichten‘ (sog. Unterschicht, die nichts ‚zu verlieren‘ hat, bzw. obere Mittelschicht, die sich nichts ‚vergift‘) eine sprachliche *Prestigesensibilität* in dem Maße nicht existiert, wie sie vorwiegend für die sozial mobile untere Mittelschicht charakteristisch ist: diese ist die prestigeempfindlichste Sprechergruppe. [Kursivdruck im Original; I.R.] (PENZINGER 1994: 134).

Für die vorliegende Erhebung ist diese Diskussion besonders dahingehend interessant, als dass es sich bei den Gewährspersonen um junge Frauen aus der eben erwähnten prestigeempfindlichsten SprecherInnengruppe handelt. Es wird daher interessant sein zu sehen, ob und inwiefern diese gemäß ihrer Selbstbekundung sprachlich prestigeaffin agieren. Präferieren sie eine standardsprachliche Sozialisation von Kindern, vor dem Hintergrund, deren sozialen Aufstieg zu ermöglichen, oder verhalten sie sich doch, im Sinne eines Covert-Prestiges und in Hinblick auf das (regional und sozial) identitätsstiftende Moment, dialektloyal?

Wie bereits mehrmals im Laufe dieser theoretischen Ausführungen erwähnt, ist Inner-sprachliches, also die Wahl einer bestimmten Sprachvarietät, stets von mehreren – zu-meist extralingualen Bedingungen – determiniert. Damit kongruiert auch die Auffassung von PENZINGER (1994: 136), die den Bildungsstatus, das Selbstverständnis der ModellsprecherInnen (Eltern), das Thema, den Grad der Öffentlichkeit und den Grad der Emotionalisiertheit als diejenigen Faktoren anführt, die den Wechsel von einer in die andere Sprachvarietät (= Code-Switching) beeinflussen würden (vgl. PENZINGER 1994: 136).

Eltern bzw. insbesondere Mütter nehmen in der Kommunikation mit Kindern eine bestimmte Rolle ein: Sie formieren das sprachliche Vorbild bzw. Modell. Es kann beobachtet werden, dass Mütter in der spezifischen Kommunikationssituation mit Kindern eine andere Sprachvarietät verwenden als in der Alltagskommunikation mit Erwachsenen. Ein Rollenkonflikt tritt dann auf, wenn die ModellsprecherInnen (Eltern) in Anwesenheit von Kindern und anderen Erwachsenen sind und somit vor der Entscheidung stehen, ob das, was zu den Erwachsenen gesagt wird, „für das Kind als sprachliche Modellhandlung gelten soll oder nicht.“ (PENZINGER 1994: 137).

Für die konkrete Mutter-Kind-Kommunikation ist somit des Weiteren der Grad der Öffentlichkeit, sprich, ob die Interaktion vor einem ‚Publikum‘ oder im Privatbereich stattfindet, entscheidend für einen Code-Wechsel (vgl. PENZINGER 1994: 139). Eltern, und auch hier allen voran wieder Mütter (vgl. HESS-LÜTTICH 1987: 124), verspüren in der Öffentlichkeit am ehesten den Drang, eine prestigehöhere Sprachvarietät zu verwenden. Dieses Phänomen tritt insbesondere dann auf, wenn auch die ZuhörerInnen einen höheren gesellschaftlichen Rang besetzten (z. B. Ärzte, Lehrer etc.). Code-Switching tritt

folglich am ehesten in einer halb-öffentlichen Situation auf und hier wieder v. a. bei der oberen Mittelschicht in Anwesenheit von Personen aus einer spezifischen Gesellschaftsschicht (vgl. PENZINGER 1994: 139). Hier wird deutlich, dass Sprache unweigerlich mit sozialem Handeln verflochten ist: Indem sich Eltern in der Anwesenheit eines (vermeintlich) prestigereicheren Publikums, wie etwa Ärzte etc., auch einer prestigehöheren Sprachvarietät bedienen, also bspw. einer standardnahen Umgangssprache, bereiten sie die Kinder auf das gesellschaftliche Leben vor, das häufig von ‚unvertrauten Situationen‘ gekennzeichnet ist (vgl. PENZINGER 1994:139f.). Kinder sollen hier auf verschiedene interaktionelle Handlungen vorbereitet werden. Oberstes Ziel der sprachlichen Sozialisation ist es, das Kind multivarietär zu erziehen, sodass Kinder im späteren Leben stets situationsadäquat agieren können: „Da Sprache als wesentliches Instrument sozialen Handelns dient, ist es wichtig, den Kindern [im Original Kursivdruck] den Umgang mit diesem Instrument durch vorbildhafte Verwendung beizubringen.“ (STEINEGGER 1998: 132)

Des Weiteren ist der Grad der Emotionalisiertheit „bzw. die [intendierte, I. R.] perlokutive Wirkung auf den Rezipienten“ (PENZINGER 1994: 141) für die Wahl der Sprachvarietät entscheidend. In der empirischen Studie vorliegender Arbeit wird gefragt werden, wie die jungen Frauen in einer Situation des Lobes bzw. der Rüge agieren, denn Code-Switching ist „nicht nur eine linguistische, sondern auch eine pädagogische Transaktion“ (PENZINGER 1994: 143). Emotionalisiertheit evoziert laut PENZINGER (1994: 141) per se immer einen Code-Wechsel, wobei hier zwischen negativen und positiven Emotionen unterschieden werden muss. Dieser Sprachvarietäten-Wechsel kann etwa in Richtung normierter Standardsprache wie auch in die gegenteilige Richtung, also hin zur dialektalen bzw. umgangssprachlichen Varietät, gehen (vgl. PENZINGER 1994: 142). PENZINGER (1994) zeichnet hier ein interessantes Bild, indem sie erwähnt, dass sich „privater Ärger, also größere Ich-Nähe der Emotion [,] [...] eher der Intimsprache bedienen [wird], wohingegen offizielle Rüge sich eher der Mediennorm [Standardvarietät, I. R.] bedienen wird, um Distanzierung auszudrücken.“ (PENZINGER 1994: 142).

Durch den Kindergarten- bzw. Schuleintritt kommen auf das Kind – egal in welcher Sprachvarietät die Sozialisation überwiegend stattgefunden hat – erhebliche Neuerungen und dadurch möglicherweise auch Schwierigkeiten zu:

Durch den Eintritt in die Institution Schule wird das Kind zugleich in ganz neue und durch die Formalität der Situationen und Rollenverteilung der Teilnehmer geprägte Kommunikationsverhältnisse

eingeführt, die im Vergleich mit der Primärerziehung auch neue sprachliche Anforderungen an das Kind stellen [...]. (HESS-LÜTTICH 1987: 124).

Wurde das Kind – monovarietär – in einer dialektalen Varietät erzogen, so steht es mit dem Schuleintritt vor der Schwierigkeit, eine weitere, standardsprachliche, Varietät erlernen zu müssen. Hat die Primärsozialisation in einer Standardvarietät stattgefunden, wird das Kind womöglich im Kindergarten oder in der Schule mit dialektalen Varietäten konfrontiert, die es hinzulernen sollte. Ansonsten bestünde womöglich die Gefahr, dass das Kind bereits zu Beginn innerhalb der Peer-Group zum sozialen Außenseiter wird (vgl. HESS-LÜTTICH 1987: 124).

In Anbetracht der These, dialektale Varietäten werden vor allem im informell-privaten Bereich wie etwa Familie und Freundeskreis gesprochen (vgl. HESS-LÜTTICH 1987: 121; STEINEGGER 1998: 132), verwundert die Tendenz, dass sich Eltern allem Anschein nach genau in der Interaktion mit Kindern tendenziell einer standardsprachlichen Varietät bedienen, doch etwas.

Offensichtlich nimmt die Kommunikation mit Kindern also eine Sonderstellung innerhalb der situativen Varianz ein. Es fällt auf, dass hier Eltern vielfach eine (intendierte) Standardvarietät gebrauchen bzw. danach trachten, den Kindern zumindest eine „Mischform“ (STEINEGGER 1998: 132), folglich eine ‚gehobene‘ Umgangssprache, beizubringen. Wie STEINEGGER (1998) zeigen konnte, agieren Eltern besonders in Hinblick auf die Schule sprachsensibel. So wollen sie offenbar vermeiden, dass ihre Kinder später in der Schule vor einer vermeintlichen Sprachbarriere stehen. Die Ergebnisse zwischen gewünschtem und tatsächlichem Sprachgebrauch in der Interaktion mit Kindern klaffen jedoch auseinander: So konnte STEINEGGER (1998) herausfinden, dass 46,8 % aller InformantInnen Hochdeutsch als die gewünschte Sprachvarietät in der Kommunikation mit Kindern angaben, nur 18,8 % postulieren, gemäß deren Selbsteinschätzung⁴⁰, tatsächlich Hochdeutsch sprechen (vgl. STEINEGGER 1998: 134). PATOCKA (1986), deren Erhebung ein ähnliches Bild zeichnete – nur 38,2 % der befragten Personen gab an, mit ihren Kin-

⁴⁰ STEINEGGER (1998) erhob Spracheinstellungsdaten und kontrastierte diese nicht mit ‚objektiven‘ Sprachdaten.

dern in einer dialektalen Varietät zu kommunizieren –, interpretiert ihre Ergebnisse ebenfalls im Licht der Sprachbarrierendiskussion und sieht hier v. a. einen Nachteil für Kinder aus ländlichen Regionen:

Die Schwierigkeiten der Kinder, die in einer dialektalen Umgebung aufwachsen und dann in der Schule mit der Standardsprache konfrontiert werden, sind nach Auskunft der Befragten beträchtlich. Da heutzutage immer mehr Kinder aus dem ländlichen Raum weiterführende Schulen außerhalb ihres engsten Heimatgebietes besuchen, tritt dieses Problem auch wesentlich deutlicher als früher zutage. (PATOCKA 1986: 55).

STEINEGGER (1998) konnte ebenfalls zeigen, dass die Beweggründe für eine intendiert standardsprachliche Sozialisation in der Vermeidung bzw. Überwindung einer vermeintlichen Sprachbarriere liegen. Besondere Relevanz wird einer standardsprachlichen Kompetenz v. a. im Kontext *Schule* zugeschrieben. So äußerten die InformantInnen ihre Bedenken hinsichtlich dialektaler Sozialisation insbesondere dann, wenn es um den Aspekt der ‚richtigen Spracherziehung‘ geht. Sie nehmen an, dass der ‚fehlerhafte‘, ‚defizitäre‘ Dialekt dazu führe, dass Kinder nie ‚richtig‘ sprechen lernen und ihnen somit der soziale Aufstieg möglicherweise verwehrt bleibt (vgl. STEINEGGER 1998: 136f.). Gleichzeitig erfahren standardsprachliche Varietäten in diesem Kontext eine Prestigeaufwertung, zumal die Standardsprache als die normierte, ‚richtige‘ Sprachvarietät wahrgenommen wird (vgl. STEINEGGER 1998: 136).

STEINEGGER (1998: 133) und LICHTENEGGER (2015: 80) konnten anhand ihrer Erhebungen zudem herausarbeiten, dass ein Unterschied in der (postulierten) Kommunikation mit Kindern, die noch nicht sprechen können bzw. gerade sprechen lernen, und in der Kommunikation mit Kindern, die schon sprechen können, besteht. So gaben bei LICHTENEGGER (2015: 80) etwa 62 % aller Informantinnen an, mit Kindern, die gerade sprechen lernen, ‚nahe am Hochdeutschen‘ zu sprechen. Mit Kindern, die schon sprechen können, nannten nur 34 % ‚nahe am Hochdeutschen‘ als ihre usuelle Sprechweise, 50 % erwähnten jedoch, mit Kindern, die schon sprechen können ‚nahe am Dialekt‘ zu sprechen (vgl. LICHTENEGGER 2015: 80). Es wird folglich in den vorliegend relevanten Interviews auch darum gehen auszuloten, ob sich auch bei der steirischen Informantinnengruppe ein ähnliches Bild abzeichnet und die Sprecherinnen zwischen ‚sprechen lernen‘ und ‚sprechen können‘ von Kindern differenzieren.

Das oberste Ziel wäre somit, dass Kinder in mehreren Varietäten/Sprechweisen sozialisiert werden, sprich, dass sie beides (Standardsprache und Dialekt) beherrschen und

somit ‚innere Mehrsprachigkeit‘ erwerben. Immerhin handle es sich beim Dialekt um die „übliche, gebräuchliche Sprache im Ort, in der Familie“, um „unsere‘ Sprache [im Original Fettdruck, I.R.]“ (STEINEGGER 1998: 138).

Ähnliche Ergebnisse konnte auch LICHTENEGGER (2015) herausarbeiten. Ausgehend von der Frage, welchen Stellenwert ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ in Linz einnehmen, fand sie ebenfalls heraus, dass sich hier ein sehr ambivalentes Verhältnis der LinzerInnen zu ihrem Dialekt abzeichnet. Dialektloyal zeigten sich die Linzer Frauen insbesondere dahingehend, als dass eine dialektale Sprechweise die Alltagssprache konstituiert. Die signifikant wichtige Rolle des Dialekts zeichnet sich auch dadurch ab, dass ein Großteil der Linzer Mütter angab, den Dialekt an ihre Kinder weitergeben zu wollen. Dialekt wird hier v. a. aufgrund des immanent „sozialen Potenzials“ (LICHTENEGGER 2015: 121) als außerordentlich positiv perzipiert bzw. bewertet. Gleichzeitig wurde eine dialektale Sprechweise in der Primärsozialisation (zumindest partiell) abgewertet. Dies geschah zumeist vor dem Hintergrund einer möglichen Sprachbarriere. So kamen zahlreiche Mütter zu dem Schluss, mit ihren Kindern am ehesten nahe am Hochdeutschen zu sprechen, sodass diese von Beginn an die ‚korrekte‘ Sprache lernten (vgl. LICHTENEGGER 2015: 76). Deutlich wird, dass in den ‚Köpfen‘ der Linzer Mütter die Vorstellung eines Hochdeutschen als kodifizierte Normsprache dominiert und dieser Gedanke die Entscheidung der Sprach-erziehung maßgeblich beeinflusst. So folgert LICHTENEGGER (2015: 122) beispielsweise:

Wenn es darum geht, dem Nachwuchs das Sprechen der ersten Wörter beizubringen, so wird der ‚Dialekt‘ abgewertet, während das ‚Hochdeutsche‘ eine Aufwertung erfährt, da die Mütter zu einem großen Teil der Meinung sind, dass die neuen Begriffe für das bessere Verständnis des Kindes besonders betont bzw. hervorgehoben werden müssen.

Im Licht dieser Ausführungen lassen sich auf Basis der ‚Tiefbohrung‘ im Interview interessante Ergebnisse erwarten: Immerhin kommen sämtliche Probandinnen der vorliegenden Studie selbst vom Land und verfolgen möglicherweise die Idee, die eigenen Kinder auch ebendort zu sozialisieren. Zudem sahen sie sich eventuell selbst einmal mit einer vermeintlichen Sprachbarriere konfrontiert, welcher der ‚vertraute‘, ‚ursprüngliche‘ und ‚liebenswerte‘ Dialekt zugrunde liegt. Die Probandinnen sehen sich möglicherweise in einer Konfliktsituation. Daher stellt sich die Frage, wie die jungen Frauen in der Obersteiermark vor dem Hintergrund dieser Dialekt-Standard- bzw. Prestige-Stigma-Ambivalenz (vermeintlich) kommunikativ agieren bzw. welches Sprachverhalten sie sich subjektiv zuschreiben?

2.8 Das Paradigma der qualitativen Sozialforschung

Qualitative Forschung ist an der Subjektperspektive, an den ‚Sinndeutungen‘ des Befragten interessiert. [Hervorh. I. R.] (DIEKMANN 2010: 531).

Die Subjektperspektive bzw. die Subjektbezogenheit (MAYRING 2016: 19; DIEKMANN 2010: 531), innerhalb der qualitativen Sozialforschung das Schlagwort *par excellence*, kann hinsichtlich der gegenständlichen soziolinguistischen Arbeit unweigerlich in direkter Konnotation zu den Begriffen *subjektive Sprachdaten*, *Spracheinstellungen* und dem methodologischen Begriff *qualitatives Interview* gesehen werden. Immerhin beschäftigt sich die qualitative Sozialforschung mit „subjektiven Wirklichkeiten und subjektiven Sinnkonstruktionen [Hervorh. I. R.]“ (MISOCH 2015: 2), die soziolinguistische Sprachattitüdenforschung mit den „(subjektiven) Theorien [im Original Fett-druck statt Sperrung; I.R.]“ (GÜTTLER 2000: 99) bezüglich des Komplexes *Sprache*.

Der folgende Abschnitt widmet sich einer komprimierten Darstellung der Grundpostulate der qualitativen empirischen Sozialforschung in Abgrenzung zu quantitativen Methoden. Davon ausgehend wird der Bogen zur Explikation des qualitativen Interviews (Tiefeninterview) und somit – *medias in res* – zum durch vorliegende Arbeit repräsentierten Forschungsprojekt gespannt. Die Explikation des applizierten Auswertungsverfahrens, der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015), bildet den Abschluss des Teils zum qualitativen Paradigma der Sozialforschung.

LICHTENEGGER (2015) lieferte quantitative Daten zur sozialen Bedeutung sprachlicher Varietäten in Österreich. Ausgehend davon wurde die vorliegende Erhebung konzipiert. Dabei legen die theoretische Auslegung des vorliegenden Projekts sowie auch die formulierten Fragestellungen nahe, empirisch qualitativ vorzugehen, denn „[i]nteressant für die [qualitative] Forschung wird es immer dann, wenn eine theoretisch inspirierte Fragestellung der empirischen Beobachtung vorausgeht [...]“ (DIEKMANN 2010: 533). Lieferte LICHTENEGGER (2015) vorallem interessante Daten in Hinblick auf die ‚Oberfläche‘ der Spracheinstellungen bei Linzer Müttern, so setzt sich die gegenständliche Diplomarbeit zum Ziel, tiefgreifend subjektive bzw. implizite Daten zu elizitieren, das Denken und Fühlen der Gewährspersonen in Bezug auf den Komplex *Sprache*, resp. *Sprachvarietäten* auszuloten.

2.8.1 Grundpostulate der qualitativen Sozialforschung

Die qualitative Forschung konstituierte sich seit den 1970er Jahren⁴¹ in Opposition bzw. als Ergänzung zu quantitativen Methoden, deren Fokus auf „quantitativ messenden, nomothetisch ableitenden und experimentell überprüfenden Forschungsverfahren“ (KALLMEYER 2005: 978) liegt. Empirisch erhobene, quantifizierbare Daten soll(t)en dem Anspruch gerecht werden, möglichst repräsentativ und statistisch auswertbar zu sein, wodurch das Subjekt der Erhebungen „nicht in seiner Ganzheit, sondern als Merkmals-träger bestimmter Variablen“ (MISOCH 2015: 2) gesehen wird. Lange Zeit sah sich die qualitative Forschung vom „experimentell-messende[n] Paradigma“ (KALLMEYER 2005: 978) der quantitativen Sozialforschung an den Rand gedrängt (vgl. KALLMEYER 2005: 979). Qualitative Forschung zielt darauf ab, soziale Phänomene differenziert und fundiert zu analysieren, um Aussagen über „subjektive Wirklichkeiten und subjektive Sinnkonstruktionen“ (MISOCH 2015: 2) treffen zu können:

Eines der Hauptschlagworte qualitativer Analyse ist, die volle Komplexität ihrer Gegenstände erfassen zu wollen, während quantitative Analyse ihren Gegenstand zerstückle, atomisiere, in einzelne Variablen zerteile und ihm auf diese Art seine eigene Bedeutung nehme. (MAYRING 2010: 19).

Nach MAYRING (2016: 19) liegt die Stärke, das „Grundgerüst qualitativen Denkens“, in „[der] Forderung, die Subjekte auch in ihrer natürlichen, alltäglichen Umgebung (statt im Labor) zu untersuchen [...]“. In Opposition zu quantitativen, statistischen Erhebungen und Forschungsmethoden liegt die Stärke der qualitativen Methode v. a. in ihrem Postulat, dass „[die] betroffenen Subjekte [...] Ausgangspunkt und Ziel der Untersuchung sein.“ (MAYRING 2016: 20). Die Subjekte werden in ihrer Ganzheit untersucht und auch im Kontext analysiert und verstanden: „Repräsentativität wird nicht im statistischen, sondern im inhaltlichen Sinne realisiert.“ (MISOCH 2015: 2). A priori werden die Daten aus der sozialen, kommunikativen Interaktion gewonnen (Interview bzw. Beobachtung). Dabei wird versucht, tiefgründige Antworten der Gewährsperson zu erhalten, ihr Rahmen und Raum für Erläuterungen und Ausführungen zu bieten und daraufhin „[...] das gewonnene Material intensiver auszuwerten und nicht nur auf statistische Kennwerte zu verdichten.“ (DIEKMANN 2010: 532).

⁴¹ Die Wurzeln der qualitativen Forschung gehen bis ins 19. Jh. zurück. „Seit den 1970er Jahren ist die qualitative Forschung in den Sozial-, Erziehungs- und Kommunikationswissenschaften wieder verstärkt präsent [...]“. (KALLMEYER 2005: 979).

Die deutlichste Abgrenzung zu quantitativen Methoden sieht MISOCH (2015: 2) in der Tatsache, dass qualitative Methoden „induktiv und hypothesen- und/oder theoriegenerierend“ arbeiten. Extensive, im Vorhinein ausformulierte Thesen und Fragen sind in qualitativen Erhebungen somit aller Regel nach nicht anzufinden⁴².

MAYRING (2016: 24) hebt außerdem hervor, dass Subjekte in ihrer „Gewordenheit“, also in ihrer Historizität betrachtet und analysiert werden müssten⁴³. Im Lichte dieser Annahme postuliert MISOCH (2015: 3) etwa das Kriterium der Prozessualität: Individuelle Sichtweisen und Inhalte sollen in ihrer Prozesshaftigkeit verstanden und eruiert werden, wodurch die Einbeziehung (sprach-)biographischer Ereignisse in die Analyse der erhobenen Daten von besonderer Bedeutung ist. Dadurch werden „manifeste und ggf. latente Sinnstrukturen“ (MISOCH 2015: 3) herausgearbeitet, Hypothesen formuliert und explizit subjektive (Sprach-)Einstellungen ermittelt (vgl. MISOCH 2015: 2f.).

Seit sich qualitative Methoden innerhalb der Sozialforschung als Fixum etablierten, stießen Projekte, die sich innerhalb dieser Forschungsrichtung positionierten, vermehrt auch auf Kritik. Kritik insbesondere dahingehend, als dass sich die Erhebungen zumeist nur als Stichprobe realisieren lassen und somit keine quantifizierbaren, statistisch bedeutenden Ergebnisse liefern (vgl. LAMNEK 2005: 3). Des Weiteren kritisiert DIEKMANN (2010: 531) „die Künstlichkeit der Interviewsituation“. LAMNEK (2005: 3f.) hebt hier insbesondere die Auswahl der Probanden hervor, die, nicht nach dem Zufallsprinzip erfolgt, „weil die geringe Zahl von Untersuchungspersonen eine sinnvolle Stichprobenrealisierung ausschließt“ (Lamnek 2005: 3). Vielmehr werden die Gewährspersonen nach bestimmten, für die Studie relevanten Parametern ausgewählt (vgl. LAMNEK 2005: 3), wodurch qualitative Techniken, und insbesondere qualitative Interviews durch die Perspektive der Forscherin/des Forschers dominiert seien (vgl. DIEKMANN 2010: 531).

Diesbezüglich hebt MAYRING (2005) jedoch hervor, dass qualitative und quantitative Methoden nicht in Opposition zueinander verstanden werden dürften, sondern auch die Möglichkeit einer Methodenüberlappung aus beiden Lagern bestünde. In Hinblick auf

⁴² Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden zuvor forschungsleitende Annahmen formuliert, die den theoretischen Rahmen und die Eckpunkte der Studie abdecken sollten. Diese Fragestellungen werden während der Analyse um interessante, induktiv erarbeitete Aspekte erweitert.

⁴³ Dieses Postulat wird in der vorliegenden Studie in Form von Fragen zu sprachbiografischen Erfahrungen berücksichtigt. Die Frage, ob sprachliche Erfahrungen in Bezug auf Prestige und Stigma tradiert werden, steht im Fokus der Untersuchung.

das Forschungsdesign empfiehlt er, selbstverständlich in Abhängigkeit vom tatsächlichen Forschungsinteresse und der Fragestellung, quantitative und qualitative Phasen aneinanderzukoppeln (vgl. MAYRING 2005: 9). Gesprochen wird dann etwa von “Mixed Methodologies” (vgl. MAYRING 2005: 9).

2.8.2 Qualitative Interviews

Interviews bieten Zugang zur subjektiven Sicht [...]: Wenn biographische Selbstdeutungen, Selbstkonzepte, Deutungsmuster, Meinungen, Einstellungen und Präferenzen erfragt werden, werden Interviews als ‚Fenster zum menschlichen Geist‘ (vgl. EDWARDS 1997) verwendet. (DEPPERMAN 2013: o. S.).

Seit Beginn der qualitativen Sozialforschung nehmen qualitative Interviews einen besonderen Stellenwert als Erhebungsmethode ein: „[B]ei grober Betrachtung könnte man fast meinen, qualitative Sozialforschung sei im Wesentlichen gleichbedeutend mit Interviewforschung.“ (DEPPERMAN 2013: o. S.). Diese Grundannahme beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, dass das Fundament qualitativer Sozialforschung per definitionem im Gespräch und der sozialen Interaktion liegt (vgl. MISCH 2015: 2; MAYRING 2016: 66). Interviews zielen gemäß dem Postulat der Subjektbezogenheit darauf ab, einen Verstehensprozess „von innen heraus“ (MISCH 2015: 2) zu ermöglichen, worin sich MAYRINGS (2016: 66) Schlussfolgerungen manifestieren und spiegeln:

Subjektive Bedeutungen lassen sich nur schwer aus Beobachtungen ableiten. Man muss hier die Subjekte selbst zur Sprache kommen lassen; sie selbst sind zunächst die Experten für ihre eignen Bedeutungsinhalte.

Aufgrund der Nähe zur Alltagskommunikation seien Interviews zudem eine ertragreiche Möglichkeit, subjektive Sinnkonstruktionen zu erfragen (vgl. MISCH 2015: 13). Nichtsdestotrotz unterscheiden sich Interviews hinsichtlich ihrer Strukturierung maßgeblich von Alltagsgesprächen: Die Gewährsperson und der/die ExploratorIn begegnen einander in einer asymmetrischen Konstellation (vgl. DEPPERMAN 2013: o. S.; MISCH 2015: 14), in der eine Person das exklusive und extensive Fragerecht sowie die Themensteuerung innehat, während die interviewte Person über ein „monologisches Rederecht“ (DEP-

PERMANN 2013: o. S.) verfügt. In dieser Interviewsituation kreieren die beteiligten Personen dabei eine interindividuelle-interaktionale, soziale Wirklichkeit⁴⁴ in der der/die InterviewerIn sowie der/die Interviewte gleichermaßen Verstehensarbeit leisten (vgl. DEPPERMAN 2013: o. S.). In diesem Sinne sind „InterviewerInnen [...] also unweigerlich MitkonstrukteurInnen des im Interview entstehenden Sinnes [...]“ (DEPPERMAN 2013: o. S.).

Interviews ermöglichen dabei den Interviewten, anders als bei standardisierten Befragungen, dass „eigene thematische Relevanzsetzungen“ (KALLMEYER 2005: 984) eingebracht werden können, der/die InterviewerIn quasi nur als teilnehmende/r ZuhörerIn und BekunderIn des Interesses fungiert (vgl. KALLMEYER 2005: 984):

Oberstes Gebot ist, den Interviewten keine Kategorien und Relevanzen als verbindlich vorzugeben und die Antwortmöglichkeiten nicht auf vorgegebene Möglichkeiten einschränken, sondern Gelegenheit geben zur Entfaltung eigener Relevanzen. (KALLMEYER 2005: 984).

Empirisch qualitativ erhobene Interviews stellen dennoch den Anspruch der Vergleichbarkeit. So eignet es sich laut KALLMEYER (2005: 984) einen thematischen Interviewleitfaden zu konzipieren, der „aber nur im Hintergrund zur Kontrolle dient“. Damit lässt sich sicherstellen, dass auch wirklich alle vorab als forschungsrelevant eingeschätzten Themenkomplexe in den Erzählungen der/des Interviewten inkludiert sind (vgl. KALLMEYER 2005: 984).

In Anbetracht der forschungsleitenden Fragestellungen der gegenständlichen Erhebung fiel die Wahl auf das leitfadengestützte, narrative Tiefeninterview als die adäquateste und profitabelste Methode für die Erhebung der subjektiven Sprachdaten – diese Interviewform bildet den theoretischen Schwerpunkt im folgenden Kapitel.

⁴⁴ DEPPERMAN (2013: o. S.) nennt hier etwa „das wechselseitige *Aufeinander-Bezugnehmen* [Hervorh. im Original; I. R.]“, oder „die *gemeinsame Herstellung von Sinn* [Hervorh. im Original; I. R.] durch die wechselseitige Vorgabe von sinnkonstitutiven Kontexten [...]“ als Merkmale der Interaktion.

2.8.3 Das qualitative, leitfadengestützte Tiefeninterview

Dass Interviews Konjunktur haben, zeigt sich auch an den mannigfaltigen Interviewtechniken, die sich im Lauf der Zeit als effektive Erhebungsinstrumente konstituieren konnten⁴⁵. Dabei besitzt jede dieser Techniken ihre Stärken und Schwächen, wodurch der/die ExploratorIn, je nach Erhebungssituation, die adäquate Interviewform auszuwählen hat.

Ziel der empirischen Erhebung im Rahmen der vorliegenden Studie ist es, auto- bzw. sprachbiographische (Schlüssel-)Erlebnisse der Gewährspersonen in Hinblick auf die ‚soziale Bedeutung‘ von Sprachvarietäten zu rekonstruieren und zu hinterfragen. Gleichzeitig soll die Methode eine ‚Tiefenbohrung‘ nach „latente[n], unbewusste[n] Inhalte[n]“ (MISOCH 2015: 88) der Gewährspersonen ermöglichen.

Angelehnt an von MICKARTZ (1983) wurden die vorliegend applizierten qualitativ Interviews in Form leitfadengestützter Tiefeninterviews konzipiert. MISOCH (2015: 89) expliziert hierzu:

Tiefeninterviews werden typischerweise angewendet, wenn das Forschungsziel in der Analyse individueller Entscheidungswege, innerer Überzeugungen oder Wahrnehmungen, Meinungen und Werte, Gefühle und Emotionen, der persönlichen Lebensgeschichte oder in der Analyse tiefgehender Informationen zu sensiblen Themen liegt. Hier kann diese Methode ihr besonderes Potenzial entfalten.

Der Leitfaden dient dabei der thematischen Orientierung und zugleich als roter Faden, der sich durch das Interview zu ziehen versucht. Die thematische, leitfadengestützte Absteckung des Interviews führt i. d. R. zu reliablen und besser vergleichbaren Daten, da sämtliche InterviewteilnehmerInnen zumeist mit den mehr oder weniger selben Fragen konfrontiert werden. Der Leitfaden selbst ist als nicht-standardisiert und halbstrukturiert (vgl. MICKARTZ 1983: 60; MISOCH 2015: 66) zu charakterisieren. Das heißt, der Leitfaden umfasst im Interview anzusprechende Themenkomplexe und Subfragen, wobei sich diese in ihrer Struktur und Detailliertheit situativ und individuell unterscheiden können⁴⁶.

Das Ziel von qualitativen Tiefeninterviews, so MISOCH (2015: 88), sei es „tief liegende, verborgene und für die Interviewten oft unbewusste Emotionen, Motive und Ge-

⁴⁵ MISOCH (2015: 65) nennt in der Kategorie *Leitfadeninterview* etwa das problemzentrierte und themenzentrierte Interview, das fokussierte Interview, das Tiefeninterview, ethnografische Interviews oder Experteninterviews.

⁴⁶ Zur Diskussion des Interviewleitfadens in der konkreten Fallstudie siehe Kap. 3.1.1.

danken“ zu elizitieren. (Sprach-)Einstellungen sind zweifelsohne in diese Kategorie einzuordnen, wodurch das Tiefeninterview für das vorliegende Forschungsprojekt als geeignet und vielversprechend erschien.

Als Kennzeichen des Tiefeninterviews formuliert MISOCH (2015: 88f.) Folgendes:

- Struktur und Flexibilität: Das Interview orientiert sich an einem Leitfaden, ist gleichzeitig jedoch auch offen für neue Erkenntnisse und Inhalte.
- Interaktivität: Das Tiefeninterview versteht sich, wie schon DEPPERMAN (2013) postulierte, als interaktionaler Prozess, in dem der/die Interviewte und der/die InterviewerIn gemeinsam im Kollektiv Sinn konstruieren. Demnach stellt der/die Forschende eine einleitende Frage, das weitere Gespräch orientiert sich an den Antworten des/der Interviewten.
- Antworttiefe: Das Tiefeninterview strebt, wie bereits der Name sagt, eine inhaltliche ‚Tiefenbohrung‘ an. Oberflächliche Antworten der Interviewten sollen durch tiefgreifende Fragen durchbrochen werden, wodurch latente, unbewusste Sinnstrukturen und Inhalte zum Vorschein kommen können.
- Aufmerksamkeitsfokus: Tiefeninterviews können nur unter der Prämisse der vollkommenen Aufmerksamkeit des/der Forschenden gelingen, da es sich per definitionem um einen interaktionalen Konstruktionsprozess handelt, in dem beide Beteiligte den Fokus auf den untersuchten Gegenstand richten. Der/die Forschende sollte an dieser Stelle noch keine inhaltlichen Analysen durchführen, sondern ausschließlich auf die Äußerungen des/der Befragten fokussiert sein.

Im Fokus des folgenden letzten Kapitels der theoretischen Erläuterungen zum qualitativen Paradigma der Sozialforschung steht die im vorliegenden Fall verwendete Analyse-methode: die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015). Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Ausführungen wird es im zweiten Teil der Arbeit konkret um das empirische Projekt gehen.

2.8.4 Qualitative Inhaltsanalyse

Analysiert und ausgewertet wurden die erhobenen Interviews gemäß dem Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015). Dieses Verfahren versteht sich erneut

als Gegensatz zu quantitativen Methoden der Inhaltsanalyse, „die vor allem Probleme mit dem Einfluss des Kontextes auf die jeweilige Textstelle hat.“ (MAYRING 2005: 10). Neben dem Kontext berücksichtigten quantitative Inhaltsanalysen zudem „*latente* Sinnstrukturen“ und „*markante* Einzelfälle“ [Hervorh. im Original, I. R.] nicht (MAYRING 2016: 114). Die qualitative Inhaltsanalyse setzt sich zum Ziel, die Vorteile der quantitativen Systematik zu nutzen, indem das gesamte Material systematisch und theoriegeleitet in Form eines am Text orientierten Kategoriensystems schrittweise zerlegt und analysiert wird (vgl. MAYRING 2016: 114). Das Kategoriensystem umfasst jene Aspekte, die theoretisch und praktisch für die Forschung von Interesse sind und die anhand des Materials ermittelt werden sollen (vgl. MAYRING 2016: 114).

MAYRING (2005; 2015) postuliert für seine qualitative Inhaltsanalyse dabei vier wesentliche Grundsätze: Ziel der qualitativen Inhaltsanalyse sei es, das vorliegende Material als Teil einer größeren, komplexeren „Kommunikationskette“ (MAYRING 2015: 29) zu verstehen. Es wäre falsch, Äußerungen isoliert und kontextfrei zu analysieren (vgl. MAYRING 2015: 50). Des Weiteren muss die Analyse systematisch und regelgeleitet erfolgen – „[s]onst muss sie sich Vorwürfe des Impressionistischen, des Beliebigen gefallen lassen.“ (MAYRING 2015: 29). Hier unterscheidet sich die qualitative Inhaltsanalyse maßgeblich von der freien Interpretation, denn der Analyseschritt sollte anhand eines zuvor festgelegten Regelsystems (Ablaufmodell der Analyse) erfolgen (vgl. MAYRING 2015: 51). Im Zentrum der qualitativen Inhaltsanalyse steht, wie bereits angedeutet, die Kategorienbildung. Das Kategoriensystem soll die intersubjektive Nachprüfbarkeit gewährleisten, wobei die Kategorien begründet sein sollen und im Auswertungsprozess kontinuierlich revidiert und überarbeitet werden (vgl. MAYRING 2005: 10). Die Orientierung an bestimmten Gütekriterien soll intersubjektive Überprüfung und die Komparabilität mit anderen Studien gewährleisten⁴⁷. Dieses methodische Grundgerüst grenzt die qualitative Inhaltsanalyse maßgeblich von anderen Analyseverfahren wie bspw. der Textanalyse ab. Neben einer genauen Analyse wird gleichzeitig auch eine Interpretation „in Richtung der Kategorien“ (MAYRING 2005: 11) möglich:

⁴⁷ Idealerweise wird die Analyse von zwei Forschenden durchgeführt, wodurch eine Komparabilität der Analyse im Sinne der intersubjektiven Nachprüfbarkeit angestrebt wird. War die Inhaltsanalyse erfolgreich, so kommen beide AnalytikerInnen i. d. R. auf dieselben Kategoriensysteme (vgl. MAYRING 2005: 12f.).

Die Zuordnung der Kategorien zu den Textstellen geschieht nicht automatisch, sondern stellt einen Interpretationsakt dar. Jedoch soll diese Interpretation so regelgeleitet und so explizit wie möglich sein. (MAYRING 2005: 11).

Bei der Kategorienbildung wird, so MAYRING (2005), zwischen deduktiven und induktiven Analyseverfahren unterschieden. Deduktive Verfahren entwickeln, ausgehend vom theoretischen Input, bereits im Vorhinein Kategorien und tragen somit die theoretisch formierten Kategorien an das Analysematerial heran. Die induktive Kategorienbildung erfolgt erst anhand der Materialsichtung, sozusagen also eine „Kategorienentwicklung aus dem Material heraus“ (MAYRING 2005: 11). Das Textmaterial ist folglich der Ausgangspunkt, von dem aus, möglichst nahe am Text, Kategorien formuliert werden. Das theoretische Fundament, die forschungsleitenden Fragestellungen spielen in diesem Kontext eine wichtige Rolle (vgl. MAYRING 2005: 11; MAYRING 2015: 59). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde und wird sowohl deduktiv wie auch induktiv vorgegangen: Einerseits wurden, a priori, im Vorfeld, auf Basis der theoretischen Explikationen, vier Kategorien vorformuliert (= deduktiv), die, induktiv, im Zuge der Inhaltsanalyse modifiziert und um Subkategorien erweitert werden. Induktive Verfahren sind, so CASPER (2002: 196), innovativer, da sie offen für neue Konzepte, die aus der sozialen Interaktion gewonnen werden, sind und dadurch auch neues Wissen elizitiert werden kann, das im Vorhinein möglicherweise nicht Gegenstand der Untersuchung war (vgl. CASPER 2002: 196).

Induktives Vorgehen hat eine große Bedeutung innerhalb qualitativer Ansätze [...]. Es strebt nach einer möglichst naturalistischen, gegenstandsnahen Abbildung des Materials ohne Verzerrungen durch Vorannahmen des Forschers, eine [sic!] Erfassung des Gegenstands in der Sprache des Materials. (MAYRING 2015: 85f.).

3 Empirischer Teil

3.1 Das Forschungsdesign

3.1.1 Die Konzeption des Interviewleitfadens

Der Interviewleitfaden berücksichtigt einerseits Aspekte der (zum Teil) qualitativen Spracheinstellungserhebung von LENZ (2003) sowie, soweit sinnvoll, der quantitativen Spracheinstellungsstudien von STEINEGGER (1998) und LICHTENEGGER (2015). Auf Basis dieser Fragekonzeption wurden, gemäß dem Fokus der vorliegenden Arbeit, spezifische Fragestellungen formuliert. Daraus ergab sich ein Interviewleitfaden, der im Wesentlichen aus vier größeren Blöcken bestand und einen inhaltsanalytischen Befund in Hinblick auf die Prestige-Stigma-Ambivalenz von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ ermöglichen:

- Sprachbiographie
- Orts-, Bundesländer-, Dialektloyalität
- Kommunikation mit Kindern
- Allgemeine Spracheinstellungen

Der Block zur individuellen Sprachbiographie bildete dabei im gesamten Interview die umfangreichste Komponente, da hier etwa sprachbiographische Schlüsselerlebnisse (als Faktor der vorhandene Prestige-Stigma-Ambivalenz) thematisiert wurden.

Die Fragen zur Orts- bzw. Bundesländerloyalität basieren auf der oben explizierten Annahme, dass jene Personen, die besonders ortsverbunden bzw. orts- und/oder bundesländerloyal eingestellt sind, eher dialektaffin seien, und auch einer Tradierung des Dialekts an die nächste Generation positiv(er) gegenüberstehen (vgl. Kap. 2.3.4). Die bei LENZ (2003) verwendeten Variablen *Ortsloyalität* und *Ortsverbundenheit* wurden auf die Bundesländerebene (hier: Steiermark) erweitert, da sich v. a. jene Probandinnen, die sich derzeit nicht am Sozialisationsort leben, möglicherweise (im Sinne eines Nähe-Distanz-Verhältnisses), eher als bundesländerloyal als ortsloyal erweisen könnten. Die Fragen bezogen sich daher einerseits auf das Bundesland Steiermark und andererseits konkret auf den Sozialisationsort. In Folge zentrierte sich das Gespräch in Bezugnahme auf jene Variable, über die die Probandinnen ausführlicher und emotionaler sprechen konnten.

Um den Fokus auf die (intendierte) Mutter-Kind-Kommunikation zu richten, beinhaltete der dritte Block prospektive Fragen zur intendierten Spracherziehung bei Kindern bzw. konkret zur Kommunikation mit Kindern. Diese Fragen beruhen maßgeblich auf dem Forschungsdesign von LICHTENEGGER (2015) und wurden im Gespräch situationsbedingt erweitert, adaptiert bzw. ergänzt.

Der letzte Block sollte das Interview mit Fragen zu generellen Spracheinstellungen abrunden und beinhaltet aus diesem Grund allgemein gehaltene Fragen zur Dichotomie dialektale/standardsprachliche Varietäten. Diese Fragen wurden in Anlehnung an SOUKUP (2009: 218 ff.) formuliert.

Ziel der Erhebung war es auch, einen Einblick in den subjektiv postulierten Varietätengebrauch der Probandinnen zu erhalten und auf dieser Basis die ‚zugrundeliegenden‘ Sprachkonzepte zu elizitieren. Als eine Möglichkeit, die situative Sprachvarietätenverwendung der Informantinnen (möglichst) transparent abzufragen und gleichzeitig einen Einblick in die Trias Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache zu erhalten, erschien hier die Verwendung siebenstufiger Ratingskalen. In Anlehnung an HERRGEN (2015) wurden sechs Skalen mit den (antonymen) Attributen *reiner Dialekt* und *reines Hochdeutsch* in die Erhebung eingebaut. Eine siebte Skala, die sich auf die postulierte Beherrschung des prototypischen Orts- bzw. Bundesländerdialekts bezog, wurde mit den Attributen *sehr gut* und *überhaupt nicht gut* versehen. Die Skalen fanden sich im Fragebogen an folgenden Stellen⁴⁸:

Sprachbiographie:

- Wie hast du als Kind gesprochen (Vorkindergarten- bzw. Kindergartenzeit)?
- Wie hat die durchschnittliche Lehrperson im Unterricht gesprochen?
- Wie würdest du deine Art zu sprechen zum Zeitpunkt der Matura am ehesten beurteilen?
- Wie würdest du deine heutige, alltägliche Art zu sprechen am ehesten beurteilen?

Orts-/Bundesländerloyalität bzw. Orts-/Bundesländerverbundenheit:

- Wie gut sprichst du den prototypischen Orts- bzw. Bundesländerdialekt⁴⁹?

⁴⁸ Der Interviewleitfaden inklusive Skalen ist als Anhang beigelegt.

⁴⁹ Wie in Kapitel 3.1.2 zu sehen sein wird, weisen die Informantinnen einen hohen Bildungshintergrund auf. Der Duktus der Fragen ist folglich entsprechend ‚angepasst‘.

Kommunikation mit Kindern:

- Wie würdest du deine Art zu sprechen beurteilen, wenn du mit Kindern sprichst, die noch nicht sprechen können?
- Wie würdest du deine Art zu sprechen beurteilen, wenn du mit Kindern sprichst, die schon sprechen können?

Diese Herangehensweise bot sich in der Theorie als sehr erfolgsversprechend an, jedoch zeigte sich, dass die gewählten Skalierungen an den genannten Positionen nicht unproblematisch waren. Die Frage danach wie als Kind gesprochen wurde, implizierte die Frage, von welcher Altersstufe hier die Rede ist. Es zeigte sich also, dass jede der Probandinnen subjektiv eine je differente-Wahrnehmung von sich selbst als Kind hatte: So erinnerte sich eine Informantin an die Zeit im Kindergartenalter, eine weitere Informantin konnte ihr eigenes Sprachverhalten erst ab dem Volksschulalter einschätzen, was definitiv noch der Altersklasse ‚Kind‘ zuzuordnen ist. Doch auch hier stellt(e) sich die Frage: das Volksschulkind in der ersten oder in der vierten Klasse? Sprachlich könnte sich hier Wesentliches verändern, wodurch eine subsumierende Klassifizierung als ‚Kind‘ hier wohl zu kurz reichen würden. Ähnliches zeigte sich auch bei den Fragen der darauffolgenden Skalen: die ‚durchschnittliche‘ Lehrperson in der Volksschule, Unterstufe oder Oberstufe der höheren Schule? Die Deutschlehrperson oder die Lehrperson eines anderen Faches? Die illustrierte Problematik macht es notwendig, die Skalen hier ausschließlich als ergänzendes Material heranzuziehen, anhand derer zumindest ein schemenhafter Einblick in Tendenzen der subjektiven Beurteilung der individuellen Sprachentwicklung ermöglicht wird und die entsprechenden Sprachkonzepte v. a. auf Basis dieser Skalierungen im Interview gut und oftmals auch fundiert diskutiert werden konnten.

Das Forschungsdesign (Interviewleitfaden inklusive Skalierungen und Mindmap) wurde zweimal mittels Pretest erprobt, bevor die Interviews für die Studie erhoben wurden. Nach jedem Pretest wurden nochmals einige Fragen überarbeitet und modifiziert. Des Weiteren konnte durch diese Pretests die ungefähre Interviewdauer eingeschätzt werden.

3.1.2 Die Auswahl der Gewährspersonen

Für die vorliegende Fallstudie wurden fünf weibliche Personen aus dem oben explizierten obersteirischen Gebiet ausgewählt. Um eine maximale gruppeninterne Homogenität zu gewährleisten, waren für die Auswahl der InformantInnen folgende interindividuelle Parameter entscheidend: das Geschlecht, das Alter, der Geburtsort bzw. der Sozialisationsort sowie der höchste Bildungsgrad.

Für die Untersuchung wurden junge Frauen im Alter von 23–26 befragt, deren Sozialisationsort im politischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag lag. Alle Teilnehmerinnen zogen im Alter von 18 Jahren temporär nach Wien oder Graz, wobei sich zwei der Teilnehmerinnen seit Kurzem wieder am Sozialisationsort sesshaft gemacht haben, die drei weiteren Probandinnen noch am Studien- bzw. Arbeitsort Wien leben. Bei den Teilnehmerinnen handelte es sich um Bekannte der Forscherin. Aufgrund der emotionalen Dimension des Themas sollte sich das Naheverhältnis zwischen den Teilnehmerinnen als außerordentlich hilfreich herausstellen, da dadurch die Gefahr von Äußerungen ausschließlich aufgrund der sozialen Gefälligkeit, wie z. B. in Kap. 2.3.5 expliziert, minimiert wurde.

Da die Studie in Anlehnung an LICHTENEGGER (2015) konzipiert wurde und der Fokus der Arbeit auf der Mutter-Kind-Kommunikation liegen sollte, war augenscheinlich, dass junge Frauen im Zentrum des Erhebungsinteresses standen. Dadurch sollte ein optimaler Vergleich mit- und eine Ergänzung zu den Ergebnissen LICHTENEGGERS (2015) gewährleistet werden. Des Weiteren wird dem Faktor Geschlecht in zahlreichen soziolinguistischen Erhebungen in Bezug auf den individuellen Varietätengebrauch eine signifikant wichtige Rolle zugeschrieben (vgl. MALLIGA 1997: 17). MALLIGA (1997: 55) bekräftigte etwa, „daß die Frau stärker als der Mann dazu neigt, die modischere, prestigereichere und hochsprachlichere Ausdrucksweise anstatt der angestammten dialektalen zu übernehmen.“ Sie zieht ihren Rückschluss vor dem Hintergrund der größeren Prestigeorientiertheit der Frauen (vgl. MALLIGA 1997: 55). Auf Basis dieser Überlegungen erschien es besonders lohnenswert, die Untersuchung mit jungen, höher gebildeten Frauen durchzuführen⁵⁰.

In Anbetracht der oben genannten Parameter sehen sich die demographischen Daten der Gewährspersonen folgendermaßen aus:

⁵⁰ Die differente Wahrnehmung hinsichtlich des sprachlichen Verhaltens in Bezug auf Männer und Frauen kann im Rahmen dieser Arbeit nicht diskutiert werden. Zweifelsohne wäre es aber interessant, die vorliegenden Ergebnisse mit subjektiven Daten junger Männer ergänzend zu vergleichen.

Demographische Daten der GP				
GP	Alter	Sozialisationsort	Aktueller Lebensmittelpunkt	Bildungsgrad
Case 1	24	Kindberg – Allerheiligen i. Mürztal	Kindberg – Allerheiligen i. Mürztal	Diplom der Gesundheits- und Krankenpflege
Case 2	24	Kindberg – Allerheiligen i. Mürztal	Kindberg	Universitätsabschluss (Mag.)
Case 3	22	Krieglach im Mürztal	Wien	Universitätsabschluss (BA)
Case 4	26	Kindberg – Allerheiligen i. Mürztal	Wien	Universitätsabschluss (MA)
Case 5	25	Krieglach im Mürztal	Wien	Universitätsabschluss (MA)

3.2 Erhebung und Bearbeitung der Tiefeninterviews

3.2.1 Rahmenbedingungen der Tiefeninterviews

Die Interviews fanden – bis auf Case 4 – in der gewohnten, vertrauten Umgebung der Probandinnen statt, das heißt am Wohnort und am Wohnplatz der Probandinnen (zwei Interviews fanden dabei in der Steiermark [Kindberg] statt, die drei weiteren in Wien). Begonnen wurde jedes Interview mit einem freien Thema, wie etwa dem derzeitigen Befinden und Neuigkeiten⁵¹, wodurch die ungewohnte Interviewsituation aufgelockert und „eventuell bestehende Hemmungen sprachlicher Art abgebaut werden“ (BESCH [u. a]. 1981: 285) sollten. Nach diesem zumeist 20-minütigen Einstiegsgespräch wurde das Interview von der Exploratorin mittels Aufnahmegerät (Mobiltelefon der Marke Samsung S2) aufgezeichnet. Die Probandinnen wurden zudem auf den zeitlichen Rahmen hingewiesen und angeordnet, darum gebeten, möglichst ehrlich und ausführlich zu antworten.

Nach der überblicksartigen Präsentation des Interviewkonzepts seitens der Exploratorin wurden die Gewährspersonen nach der Benennung ihrer alltäglichen, normalen Sprechlage gefragt (Frage: *Wie würdest du deine alltägliche, normale Art zu sprechen⁵² bezeichnen?*). Vielfach kamen die Probandinnen an dieser Stelle bereits auf die bivariable Konzeption ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ zu sprechen bzw. explizierten sie die Unterschiede dialektaler und standardsprachlicher Sprechweisen. Wenn dem nicht so war, wurde von der Exploratorin explizit nach einem standardsprachlichen Konzept gefragt

⁵¹ Es darf nicht vergessen werden, dass es sich bei den Gewährspersonen um Bekannte der Exploratorin handelt. Insofern war ein auflockerndes Gespräch über das gegenseitige Befinden durchaus im natürlichen, komfortablen Gesprächsrahmen.

⁵² Im Interview wurde konsequent von der *Art zu sprechen* bzw. *Sprache* und nicht von linguistischen Kategorien/Konzepten/Varietäten/Sprechlage/Sprechweise gesprochen.

(F: Und wie würdest du deine Art zu sprechen bezeichnen, wenn du nicht Dialekt/steirisch/gschert⁵³ sprichst?) Basierend auf der daraus elizitierten Terminologie der Probandinnen wurden die Probandinnen dazu aufgefordert, eine Gedankenkarte (Mindmap) bzw. ein Assoziogramm zu den Begriffen zu erstellen. Mindmaps boten an dieser Stelle die Möglichkeit, alle spontanen Assoziationen zu den entsprechenden Begriffen niederzuschreiben, wobei Mindmaps immer auch Platz für Neues lassen: „Mind Mapping bietet [...] die Möglichkeit, [...] [die] Gedanken so auf das Papier zu bringen, wie [...] [das] Gehirn arbeitet. Das Gehirn entwickelt Ideen nicht linear, sondern sprunghaft.“ (EIPPER 2001: 3). Im Rahmen der vorliegenden Erhebung boten Mindmaps zudem die Möglichkeit, bereits zu Beginn des Interviews ‚Schlüsselbegriffe‘ zu den Sprachkonzepten zu elizitieren (vgl. EIPPER 2001: 3). Individuelle – wohl stereotype – Vorstellungen und Assoziationen konnten festgehalten werden und boten somit eine hilfreiche Einstiegs- und Diskussionsbasis für das Folgende.

Die Interviewdauer variierte unerwarteterweise je nach Probandin sehr stark: So kam das kürzeste Interview auf eine Länge von 41 Minuten, das längste Interview dauerte insgesamt eine Stunde und 45 Minuten. Zurückzuführen sind diese Unterschiede insbesondere auf die unterschiedlichen, individuellen Erfahrungen der Gewährspersonen. So hatten jene Informantinnen, die bspw. bereits Auslandserfahrungen gemacht hatten, in Bezug auf sprachbiographische Erlebnisse außerhalb Österreichs mehr zu berichten als jene Interviewpartnerinnen, deren Lebenslauf eine derartige Erfahrung nicht aufweist. Zumeist wurden die Interviews nicht durch äußere Faktoren (Handyläuten, Türklingel usw.) beeinträchtigt oder gestört.

Sprachlich fanden die Interviews in der ‚Normallage‘ bzw. in der alltäglichen, dialektalen Sprechweise statt, so wie die Probandinnen es gewohnt sind, mit der Forscherin zu sprechen.

3.2.2 Aufbereitung und Transkription der Tiefeninterviews

Die Aufnahmen wurden im Anschluss an die Interviews mit dem Audioeditor Audacity hinsichtlich Tonqualität und Format bearbeitet (mp3. in wav.⁵⁴), bevor die Interviews mit

⁵³ *Dialekt, steirisch* und *gschert* waren die Antworten der Probandinnen auf die Frage nach der alltäglichen Sprechlage (vgl. Mindmap im Anhang).

⁵⁴ Durch das Konvertieren von mp3. zu wav. wurde auch das Oszillogramm in EXMARaLDA sichtbar gemacht, was die Transkription wesentlich erleichtert.

dem Partitur-Editor von EXMARaLDA transkribiert wurden. Transkribiert wurde in Anlehnung an das einfache Transkriptionssystem nach DRESING/PEHL (2013: 20ff), wobei es sich um keine literarische Transkription⁵⁵ handelt, sondern die dialektale Sprechweise – so gut es ging – in standardsprachliches Schriftdeutsch transferiert wurde. Im Sinne einer leichteren Lesbarkeit wurde „[d]er Dialekt [...] bereinigt, [grobe] Satzbaufehler [...] behoben, der Stil [wurde] geglättet.“ (MAYRING 2016: 91). Phrasen, die ein standarddeutsches Pendant, haben wurden ebenfalls im standardsprachlichen Schriftdeutsch transkribiert (z. B. die Phrase: *Es ist mir wurscht/wurst.* zu: *Es ist mir egal.*). Wurde metasprachlich jedoch auf dialektal gefärbte Ausdrücke oder lexikalische Besonderheiten rekuriert, so wurden diese „nach Gehör“ (MAYRING 2015: 57) nach den Regeln des lateinischen Alphabets transkribiert (z. B. *eissn* statt *essen*, vgl. Case 2, Z 9). Das Zeichen ‚/‘ steht für einen Satzabbruch. Halbsätze wurden, sofern sie relevant waren, transkribiert und entsprechend markiert. ‚(...)‘ kennzeichnet Sprechpausen. Blockbuchstaben kennzeichnen Wörter oder Phrasen, die von den Probandinnen besonders betont wurden.

Zum Transkriptionssystem hinzugefügt wurde die Kategorie ‚(irr.)‘ für *irrelevant*. Ausschnitte, die mit ‚(irr.)‘ beschriftet wurden, bezogen sich also auf Fragestellungen oder Äußerungen der Probandinnen, die in keinem Zusammenhang mit dem Spracheinstellungsprojekt stehen und daher für die Analyse nicht interessant sind.

Aus Gründen der Anonymität wurden sämtliche Namen, die von den Gewährspersonen im Interview erwähnt wurden, nur mit dem Anfangsbuchstaben gekennzeichnet (z. B. *die Maria* = *die M.*). ‚F‘ steht für Frage und findet sich an jenen Stellen, an denen es für das kontextuelle Verständnis notwendig war, zusätzlich zum Zitat die Frage der Exploratorin anzufügen.

Die Transkripte der Interviews mit den Informantinnen wurden mit *Case 1* bis *Case 5* betitelt. *Z* weist auf die Zeilennummer des Zitates hin. So findet man das Zitat: *Case 1, Z 58* im Transkript mit dem Namen *Case 1* in der 58. Zeile.

Die Transkripte wurden aus Anonymitätsgründen und aufgrund der umfangreichen Länge dem Anhang nicht beigelegt, können bei Interesse jedoch gerne bei der Autorin eingesehen werden.

⁵⁵ „Es gibt auch die Möglichkeit der *literarischen Umschrift*, die den Dialekt mit unserem gebräuchlichen Alphabet wiedergibt. [Kursivdruck im Original, I. R.]“ (MAYRING 2016: 89).

3.3 Kategorienbildung und Kodierung

Das gesamte Material wurde mithilfe des Analysetools QCAmap⁵⁶ bearbeitet und kodiert. Die genannte Software, deren Entwickler und Ideengeber PHILIPP MAYRING ist, dient als systematische Kodierungs- und Kategorisierungshilfe.

Im Licht der theoretischen Überlegungen wurden bereits a priori deduktiv vier Kategorien formuliert. Diese Kategorien beziehen sich primär auf die oben ausführlich diskutierte Prestige-Stigma-Ambivalenz vor dem Hintergrund der bivariären Konzeption der deutschen Sprache im Sinne von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ und wurden folglich mit

- Prestige ‚Hochdeutsch‘
- Stigma ‚Hochdeutsch‘
- Prestige ‚Dialekt‘
- Stigma ‚Dialekt‘ bezeichnet.

Diese a priori formulierten Kategorien durchliefen im Zuge der induktiven Kodierung zahlreiche Adaptionen und Revisionen, die schlussendlich zur Subkategorisierung führten. Aus diesen Überarbeitungen resultierten schlussendlich folgende Kategorien inklusive Subkategorien und Codes:

KODES	KATEGORIEN UND SUBKATEGORIEN
<i>Konzept Hochdeutsch</i> <i>Anwendungsbereich Hochdeutsch</i> <i>Prestige Hochdeutsch</i> <i>Stigma Hochdeutsch</i> <i>Prestige-Stigma-Ambivalenz Hochdeutsch</i> <i>Positives Schlüsselerlebnis</i> <i>Negatives Schlüsselerlebnis</i> <i>Einstellungen und Assoziationen</i>	HOCHDEUTSCH Prestige Hochdeutsch Stigma Hochdeutsch
<i>Konzept Umgangssprache</i> <i>Anwendungsbereich Umgangssprache</i>	UMGANGSSPRACHE

⁵⁶ Quelle: <https://www.qcamap.org/> (letzter Zugriff: 19.4.2017).

der Arbeit gesprengt, zumal vieles bereits zuvor in den Interviews von Case 1 bis Case 4 genannt wurde. Case 5 wurde jedoch in der inhaltszentrierten Analyse der Interviews berücksichtigt. Wesentliche Inhalte aus Case 5 fanden somit an dieser Stelle Platz.

3.4 Ergebnisse

3.4.1 Ergebnisse der subjektzentrierten Auswertung

Im Folgenden werden die interessantesten und aussagekräftigsten Äußerungen der Informantinnen aus den Interviews präsentiert und zugleich interpretiert. Es wird an dieser Stelle zudem (indirekt) der Bogen zu den im Vorfeld diskutierten theoretischen Annahmen gespannt.

Den Beginn dieser Ergebnisdarstellung formt eine subjektzentrierte Kategorienauswertung. Grundlage dafür bilden Berichte der Informantinnen (im Folgenden Case 1 bis Case 4), die den Hauptkategorien *Hochdeutsch*, *Umgangssprache* und *Dialekt* sowie *Sprachgebrauch* zugeordnet wurden. Der Fokus liegt hier auf den (sprach-)biographischen Schlüsselerlebnissen der Probandinnen vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘, die mit einem bestimmten (subjektiv postulierten) Sprachverhalten in Verbindung gebracht werden und die individuelle, situative sprachliche Varianz in der Kommunikationssituation mit Kindern beeinflussen können. Sämtliche Äußerungen wurden, gemäß dem Paradigma der qualitativen Sozialforschung, im Kontext analysiert und werden auch im Kontext präsentiert.

Darauf aufbauend, und mehr oder minder als Zusammenschau konzipiert, werden zu Beginn der inhaltszentrierten Auswertung die Konzepte *Hochdeutsch*, *Umgangssprache* und *Dialekt*, wie sie laienhaft von den Informantinnen konzipiert und verstanden werden, erläutert. Die Ergebnisse basieren zum Teil auf den assoziierten Daten aus den Mindmaps und den dazugehörigen Begründungen aus den Interviews. Des Weiteren wird expliziert, wie die Sprachkonzepte vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz interpretiert wurden, bevor eine Zusammenfassung der wesentlichsten Eckpunkte hinsichtlich der Kommunikation mit Kindern den Abschluss dieses Ergebnisteils bildet.

Dieser inhaltsanalytische Befund, der im Folgenden präsentiert wird, rundet den theoretischen Teil ab und dient dem Zweck, die eingangs gestellten Forschungsfragen zu beantworten. Wie jedoch bereits mehrfach erwähnt, sind sämtliche Äußerungen, die im

Rahmen der Interview-Interaktionen in Bezug auf den postulierten objektiven Sprachgebrauch der Informantinnen rein subjektiver Natur. Es kann dabei auch nicht ausgeschlossen werden, dass sich die Informantinnen in der Interviewinteraktion selbst – im Sinne einer Prestigeaufwertung – in einem besseren Licht darstellen wollten. Im Zuge der Empirie vorliegender Studie war es nicht möglich, die subjektiven Annahmen der Gewährspersonen mit objektivem Sprachdatenmaterial zu ergänzen.

3.4.1.1 Case 1

Formale Charakteristika und demographische Daten der Informantin:

INTERVIEW 1:	
Benennung:	Case 1
Alter:	24
Datum:	13.3.2017
Interviewdauer:	64 Min. 04 Sek.
Aufnahmeort:	Wohnung der Informantin (Kindberg – Allerheiligen i. Müritz)
Beruf:	Diplomierte Kinderkrankenschwester
Sozialisationsort:	Kindberg – Allerheiligen i. Müritz
Sprachliche Sozialisationsform:	„Dialekt“ ⁵⁷ (gemäß Selbsteinschätzung)

Diese Informantin berichtete, dass sie ausschließlich im „Dialekt“ sozialisiert wurde. Ihre Eltern zeigten anscheinend in keinem Bereich Ambitionen einer standardsprachlichen Erziehung. Auch bei Familientreffen und im Freundeskreis wurde nicht „hochdeutsch“ gesprochen, weshalb sie erst mit Eintritt in den Kindergarten bzw. dann in die Volksschule tatsächlich mit der Standardsprache konfrontiert wurde.

Kategorie: „Dialekt“

Die Informantin bezeichnet sich selbst als Dialektsprecherin (vgl. Case 1, Z 2), betont jedoch, dass sie, im Gegensatz zu anderen DialektsprecherInnen, einen leicht verständlichen „Dialekt“ spreche (vgl. Case 1, Z 54). Sie distanziert sich somit von all jeden SprecherInnen des richtig wilden „Dialekts“ ([...] „so einen argen Dialekt habe ich glaube

⁵⁷ *Dialekt, Umgangssprache* und *Hochdeutsch* werden in Folge bewusst unter Anführungszeichen gesetzt, wodurch verdeutlicht wird, dass es sich hierbei um die subjektiven Sprecherinnenkonzepte handelt und diese Kategorien nicht 1:1 mit den linguistischen Konzepten kongruieren müssen.

ich eh nicht“ [Case 1, Z 34]). Diese Annahme untermauert sie durch den Bericht, demzufolge sie bspw. während ihrer Ausbildung in Graz aufgrund ihres ‚Dialekts‘ niemals Verständigungsschwierigkeiten hatte (vgl. Case 1, Z 34). Auf die Frage, wer etwa diesen besagten wilden, richtigen ‚Dialekt‘ spreche, erklärte sie:

Die Oma vielleicht und der Opa noch. (...) Ich weiß nicht. Ja, unter so einem RICHTIGEN Dialekt stelle ich mir ja so richtig was WILDES eigentlich vor. Dass du es dann halt gar nicht verstehst teilweise. Und ich finde so einen richtigen Dialekt, so einen ganz argen, hat bei uns eh wirklich eigentlich keiner. Traue ich mich jetzt einmal so sagen. (...) Eher in den Gräben vielleicht und am Berg oben, oder so irgendwie, weiß ich nicht. [...] Schwierig, aber ja. Ich stelle mir halt unter einem richtigen Dialekt halt echt (...), so ja (...) was WILDES eigentlich vor. (Case 1, Z 51–52).

Richtiger, wilder ‚Dialekt‘ wird also einerseits unweigerlich mit stereotypen Vorstellungen wie *älteren Personen*, *Berge* und *Gräben* assoziiert. Zugleich konnotierte die Informantin mit dieser Art des ‚Dialekts‘ eine kleinräumige und restringierte Verständlichkeit bis hin zum Nichtverstehen der SprecherInnen. Auf die weitere Frage, wo man folglich einen derartigen ‚Dialekt‘ spreche, wurde bspw. „Vorarlberg“ (Case 1, Z 53) genannt. Das alemannischsprachige Vorarlberg, das sich aufgrund der spezifischen Systemmerkmale auf vielen Ebenen (v. a. Phonologie, Lexik, Morphologie) wesentlich von den Dialekten des bairischen Sprachraumes unterscheidet, wird etwa mit diesem richtigen, wilden ‚Dialekt‘ assoziiert. Die Informantin versteht sich, im Gegensatz zu den Sprechern und Sprecherinnen dieser unverständlichen, richtigen ‚Dialekte‘, subjektiv als eine Sprecherin eines überregional-verständlichen ‚Dialekts‘, spricht dem ‚Mürztaler Dialekt‘ jedoch das Attribut *richtig* und *schön* ab:

[...] Tirol oder Kärnten oder irgendwo, Oberösterreich, die haben einen richtigen Dialekt und da weißt du gleich woher die kommen. Aber wir haben ja gar keinen so richtigen, schönen Dialekt. (Case 1, Z 83).

Interessant sind diese Äußerungen v. a. in Relation zu den Ergebnissen aus der Außenperspektive der Erhebung von GLUDOVACZ (2016): Aus Sicht der Wiener und Wienerinnen wird das ‚Steirische‘ als durchaus schwer verständlich perzipiert. Das ‚Steirische‘ wird hier neben Tirol, Vorarlberg und Kärnten in die Liste der ‚unverständlicheren Dialektregionen‘ eingereiht (vgl. GLUDOVACZ 2016: 68). Die Selbstwahrnehmung der Informantin differiert folglich ganz offensichtlich von der (Wiener) Fremdwahrnehmung.

❖ Subkategorie: Prestige ‚Dialekt‘

Der ‚Dialekt‘ genießt als alltägliche Sprechlage (im Sinn einer Alltagssprache) der BürgerInnen von Allerheiligen i. Müritz ein sehr hohes Prestige und besitzt in diesem Kontext auch einen hohen Stellenwert. Immerhin ist ‚Dialekt‘ diejenige Sprachvarietät, in der jeder kommuniziert und in der dich folglich auch jeder versteht („Dialekt ist halt bei uns da einfacher zum Verständigen. Da versteht dich gleich jeder.“ [Case 1, Z 8]). In informellen Situationen, wie z. B. innerhalb der Familie, im Freundeskreis und generell im Ort, genießt der ‚Dialekt‘ sehr hohes Ansehen. Die Informantin nennt den ‚Dialekt‘ ein „Familiending“ (Case 1, Z 76) und erklärt:

[F: In welchen Situationen erscheint dir Hochdeutsch unpassend?] Einfach wenn man daheim zusammensitzt und wenn dann noch hochdeutsch geredet wird, ist das wahrscheinlich ziemlich unpersönlich, denke ich mir. Also, da ist es dann schon einfach so, dass es im Dialekt gemütlich ist zum Reden. (Case 1, Z 77).

Der ‚Dialekt‘ kreiert eine angenehme, persönliche Atmosphäre und wird in Folge als eine ‚gemütliche‘ Sprachvarietät verstanden, die es ermöglicht, ungezwungen und frei zu sprechen.

Im Interview sollte, angelehnt an LICHTENEGGER (2015: 103), zudem eruiert werden, welche Sprachvarietät im spezifischen Kommunikationskontext *Kindergarten* und *Schule* prestigeträchtig ist und welche Sprechweise als die ‚situationsadäquateste‘ angesehen wird. Auf die Frage, wie Lehrpersonen allgemein in der Schule sprechen sollten, war diese Informantin der Ansicht, dass am besten schon bei den ganz Kleinen mit der Sprach-erziehung und folglich auch einer standardsprachlichen Erziehung begonnen werden sollte, damit diese später nicht vor einer Sprachbarriere stünden (vgl. Case 1, Z 21). Hier kritisierte sie indirekt die Lehrkräfte ihrer eigenen Schulzeit, die – ausgenommen in der Oberstufe/der höheren Schule – permanent im ‚Dialekt‘ lehrten, und stigmatisiert den Dialekt in diesem Kommunikationskontext. Gleichzeitig interpretierte sie den Umstand, dass in der Volksschule und Unterstufe noch hauptsächlich im ‚Dialekt‘ gesprochen wird, folgendermaßen: „Aber ich finde, in der Volksschule und Unterstufe ist halt einfach alles persönlicher und familiärer. Und Dialekt ist familiärer.“ (Case 1, Z 28). Durch ‚Dialekt‘ wird Nähe ausgedrückt und er hat in diesem Sinn auch Prestige. Dieses Naheverhältnis wird durch die Assoziationen *familiär* und *persönlich* deutlich, wohingegen eine standardsprachliche Sprechweise ein formelles Distanzverhältnis impliziert.

Zudem versteht die Informantin unter *Dialekt* ein regionales Identifikationsmerkmal, das Aufschluss über die Herkunft gibt und im Lichte dessen als etwas Schönes, Besonderes erkannt wird:

[...] Irgendwie ist der Dialekt trotzdem dann auch wieder was Schönes. Man weiß dann immer oder man kann dann ungefähr erahnen, wo jeder herkommt. Und mir gefällt das dann schon auch, wenn jeder in seinem Dialekt spricht vor allem. Kärntner, Tirol und so finde ich ja voll schön eigentlich. Gefällt mir schon gut. [...] Also, ich freue mich eigentlich schon, wenn jeder so redet, wo er herkommt. Und man das einfach ein bisschen raushört. (Case 1, Z 81).

❖ Subkategorie: Stigma ‚Dialekt‘

Der ‚Dialekt‘ hat im Sinn einer möglichen Kommunikationsbarriere besonders im Beruf für die Informantin Stigma. So erklärt sie, dass es bei der Arbeit überhaupt nicht möglich wäre, im ‚Dialekt‘ zu sprechen. Die Informantin, die in einem Krankenhaus als Kinderkrankenschwester arbeitet, erzählte, dass es für medizinische Ausdrücke z. B. kein dialektales Pendant gebe, wodurch sie automatisch leichter im Standard kommuniziert. Hinzu kommt, dass sie in derartigen Situationen des Öfteren mit älteren Personen interagiert, für die sich eine dialektale Sprechweise unter Umständen als eine Art Kommunikationsbarriere gestaltet:

[...] Also in der Arbeit mit den Älteren rede ich eigentlich schon hochdeutsch. Ich meine, schönes Deutsch halt einfach. Ich finde, da kann man nicht irgendwie so /. Vor allem mit den MEDIZINISCHEN AUSDRÜCKEN ist es sowieso schwer, wenn du dann irgendwie redest. Da ist es sowieso schon schwer verständlich für die Älteren. Wenn du dann noch irgendwie im Dialekt redest, dann ist es noch schwerer. Da bemühe ich mich sowieso, dass ich schöner rede. (Case 1, Z 31).

‚Dialekt‘ wird folglich in formellen Situationen (wie z. B. bei der Arbeit oder bei Präsentationen) als restringiert im Sinn einer unzureichenden Verständigung wahrgenommen. Insbesondere in öffentlichen bzw. halböffentlichen Situationen, wie eben etwa bei einer Präsentation, wird der ‚Dialekt‘ von der Informantin stark stigmatisiert:

Also, da kann ich mich an einige erinnern [SchulkollegInnen, I. R.], die hochdeutsch zu reden einfach überhaupt nicht zusammengebracht haben. Die haben da irgendwas dahergeredet im Dialekt. Wo man sich oft gedacht hat: Wow! Also, wenn ich da jetzt draußen stehen würde, würde ich auch nicht gerade so reden. Eigentlich schrecklich. Ich weiß nicht, das passt einfach nicht. [...] Das gehört sich einfach nicht. Ich weiß nicht, es passt einfach nicht, wenn du da vor einigen Leuten stehst und Dialekt redest. Nein, das gehört sich einfach nicht. (Case 1, Z 40–41).

Die Informantin erwähnte, dass sie selbst sich in derartigen Situationen immer sehr bemühte, im Standard vorzutragen, weshalb sie jene KollegInnen, die eben nicht im Standard referierten, auch offen kritisierte.

Stigmatisiert wird der Dialekt auch in Hinblick auf eine vermeintliche schulische Sprachbarriere: So erwähnte diese Informantin gleich zu Beginn des Interviews, dass sie es wichtig fände, mit kleinen Kindern ‚schöner‘ zu sprechen. Auf die Frage, weshalb sie so denke, antwortete sie, dass Kinder die Sprache gleich von Anfang an ordentlich lernen sollten (vgl. Case 1, Z 14), „weil sonst wissen die ja dann gar nichts anderes, wenn die immer nur im Dialekt reden. Die wissen dann oft gar nicht, wie man ein Wort auf Deutsch richtig schreibt.“ (Case 1, Z 18). Das merke sie auch an der heutigen Jugend, die Nachrichten (SMS) hauptsächlich im Dialekt verfasse:

Das merkt man eh jetzt oft, wenn sie SMS schreiben. Die Jungen heutzutage schreiben ja alle nur im Dialekt. Und ich denke mir, dass das dann schon schwieriger ist von der Rechtschreibung her, dass sie sich dann schon schwerer tun. Glaube ich, oder trau ich mich jetzt einmal so zu sagen. Dass sie oft gar nicht mehr wissen, wie man das Wort jetzt richtig schreibt. (Case 1, Z 19).

‚Dialekt‘ wird hier folglich als eine defizitäre Sprachvarietät aufgefasst, deren permanenter Gebrauch eine Sprachbarriere (etwa im Sinn von orthographischen Schwierigkeiten) bildet. Folglich würden Kinder, die stets nur mit dialektalen Sprachvarietäten konfrontiert werden, möglicherweise auch in der Schule und in (halb-)öffentlichen Präsentationssituationen sprachliche Mängel aufweisen.

In (tendenziell) formelleren Situationen wird der Dialekt somit, im Gegensatz zu den informellen Gesprächskontexten (vgl. oben), als restringierter, defizitärer Kode stigmatisiert und negativ konnotiert.

Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Die Informantin brachte den Begriff *Umgangssprache* gleich zu Beginn in die Interaktion ein. Es ist natürlich fraglich, ob dieses laienlinguistische Konzept mit dem linguistisch konzipierten umgangssprachlichen Bereich kongruiert oder ob hier eine differente Auffassung besteht. Dabei kam folgende Antwort:

[F: Was meinst du mit Umgangssprache?] Ja, [...] dass einfach halt jeder im Dialekt redet. Im Umgang so. Keiner redet eigentlich hochdeutsch. (Case 1, Z 93).

Diese Äußerung verdeutlicht, dass sich die Bedeutung dieses Terminus *Umgangssprache* sehr stark vom gleichnamigen linguistischen Konzept unterscheidet. Berichtet die Informantin also explizit von der ‚Umgangssprache‘, so war hier immer der dialektale Sprachgebrauch im Umgang mit anderen DialektsprecherInnen gemeint. Bekräftigt wurde dies

auch durch das Assoziogramm der Probandin: *Dialekt* assoziierte sie mit ‚Umgangssprache‘ (vgl. Mindmap).

Es konnte jedoch im Laufe des Gesprächs auch das Konzept *Umgangssprache*, so wie es am ehesten an die linguistische Definition herankommt, ausgelotet werden. So bezeichnete sich die Informantin nicht als Hochdeutschsprecherin (vgl. Case 1, Z 6), betonte jedoch, dass sie sehr oft ‚schönes Deutsch‘ spreche (vgl. Case 1, Z 7). Zugleich explizierte die Informantin Situationen – etwa im Beruf und in der Kommunikation mit Kindern, in denen sie ‚schöner‘ spricht (vgl. Case 1, Z 31). Es ist hier ist davon auszugehen, dass die Informantin eher Umgangssprache als reinen Standard spricht, da sie zugleich erwähnte, dennoch hin und wieder in den ‚Dialekt‘ zu ‚verfallen‘ (vgl. Case 1, Z 62).

Im Interview wurden auch unterschiedliche Gesprächskontexte und die damit einhergehende sprachliche Variation angesprochen. Die Informantin berichtete, wie oben schon kurz angedeutet, dass in der Schule hauptsächlich in einer dialektalen Varietät gesprochen wurde. Die Informantin schwächt den ‚Dialekt‘ hier jedoch ab, wodurch eine sprachliche Daption in Richtung Umgangssprache bzw. Hochdeutsch stattfinden:

[...] Mir kommt vor, die Lehrer haben da [in der Hauptschule⁵⁸, I. R.] teilweise einfach irgendwie geredet im Dialekt. Ich könnte mich kaum an jemanden erinnern, [der hochdeutsch geredet hat, I. R.]. Ja, die Deutschlehrerin. Die hat schon oft hochdeutsch geredet, aber die anderen, nein. Die haben eigentlich schon ziemlich alle im Dialekt geredet. Ja. Ich meine jetzt nicht einen argen Dialekt. Schon, (...) aber halt auch nicht hochdeutsch. (Case 1, Z 27).

Die Kommunikation auf Seiten der LehrerInnen fand folglich selbst in der Schule eher in einer ‚abgeschwächten‘ dialektalen Sprachvarietät statt. Die Explikation, dass zwar kein ‚arger Dialekt‘, aber eben auch nicht ‚hochdeutsch‘ gesprochen wurde, lässt die Interpretation zu, dass der veranschaulichte Bereich dem linguistischen Sprachkonzept *Umgangssprache* zugerechnet werden kann.

Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Weder im Kindergarten noch in der Volksschule oder Hauptschule wurde die Probandin jemals auf ihre Sprache aufmerksam gemacht, wodurch sie bis zum 14. Lebensjahr – wenn überhaupt – nur passiv mit der Standardsprache konfrontiert war. Das änderte sich

⁵⁸ Die Hauptschule ist in Österreich eine Schulform der mittleren Bildung. Seit 2015/16 werden alle Hauptschulen in Österreich unter dem Namen *Neue Mittelschule* (NMS) geführt.

jedoch in der schulischen Oberstufe (HLW⁵⁹), in der sehr wohl Wert auf eine standardsprachliche Ausdrucksweise gelegt wurde. So wurden die SchülerInnen etwa bei Referaten dazu angehalten, im Standard zu sprechen:

[F: Wie war die Unterrichtssprache in der Unter- und Oberstufe?] Also in der Oberstufe dann schon hochdeutsch natürlich. Also, das war dann schon, dass die alle versucht haben schon hochdeutsch zu reden (...). Und natürlich redest du als Schüler dann auch schöner, wenn der Lehrer mit dir hochdeutsch redet. Vor allem bei den Referaten oder so. [...] Also, da hat unsere Lehrerin damals, das weiß ich noch ziemlich, einen hohen Stellenwert gelegt darauf, dass du schön hochdeutsch redest. [...] (Case 1, Z 22).

Anhand dieser Äußerung wird deutlich, dass Sprachvariation stark von der Kommunikationspartnerin bzw. dem Kommunikationspartner abhängig ist: Die Probandin erwähnt, dass sie ihre eigene Sprechweise an die Sprechweise der Lehr- und zugleich Autoritätsperson angepasst hat. Des Weiteren ist der Grad der Öffentlichkeit für die Sprachvariation entscheidend, weshalb in halb-öffentlichen Situationen, wie etwa bei einer Präsentation, standardnahe referiert wurde.

Die Informantin sah hier auch einen Zusammenhang zwischen dem höflichen Personalpronomen *Sie* und dem Gebrauch von ‚Hochdeutsch‘ bzw. der ‚Umgangssprache‘: In der Oberstufe, wo LehrerInnen und SchülerInnen per *Sie* waren, wurde aufgrund dessen automatisch auch standardnäher interagiert (Case 1, Z 94). Deutlich wird, dass eine standard- bzw. umgangssprachliche Sprechweise auch vom Formalitätsgrad der Situation abhängt. Durch die wechselseitige Höflichkeit wurde eine formellere Situation geschaffen, die durch ein standard- bzw. umgangssprachliches Kommunizieren unterstrichen wurde. Zugleich erwähnte die Informantin, die selbst längere Zeit in Graz gelebt hat, dass sie das ‚Grazer Hochdeutsch‘ als ein sehr angenehmes, schönes ‚Hochdeutsch‘ empfinde: „Die reden einfach schön. Jetzt nicht so übertrieben Hochdeutsch.“ (Case 1, Z 85).

❖ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

Die Informantin berichtete, dass sie grundsätzlich immer gerne standardnahe („so schön“ [Case 1, Z 37] gesprochen hat und sie auch bei Referaten o. Ä. nie Probleme aufgrund ihrer Sprechweise hatte (vgl. Case 1, Z 37). Länger und umfassend in Kontakt mit dem Standard kam die Informantin während eines fünfwöchigen Auslandspraktikums in

⁵⁹ HLW ist die Kurzform für *Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe* und bezeichnet eine Schulform einer Berufsbildende höhere Schule (BHS) in Österreich.

Deutschland. Dort sprach die Informantin ausschließlich ‚Hochdeutsch‘, da sie sonst nicht verstanden worden wäre (vgl. Case 1, Z 91). Diese Erfahrung verzeichnete sie persönlich als sehr positiv, da sie es genoss, nur „so schön“ (Case 1, Z 7) zu sprechen. Das zeigt sich auch aufgrund der Tatsache, dass sie mit ihrer österreichischen Kollegin, mit der sie gemeinsam das Praktikum absolvierte, in dieser Zeit ausschließlich ‚hochdeutsch‘ sprach – freilich: zu betonen ist, dass es sich auch hier um die Selbsteinschätzung der Informantin handelt. ‚Hochdeutsch‘ hatte zu dieser Zeit und in diesem spezifischen Kommunikationskontext sehr hohes Prestige.

Im Interview wurde jedoch deutlich, dass die Informantin allgemein eine sehr standardloyale Haltung einnimmt: Sie betrachtete den dialektalen Sprachgebrauch kritisch und erwähnte immer wieder, dass sie gerne ‚hochdeutsch‘ spricht. Die Informantin berichtete in diesem Zusammenhang auch von einem Erlebnis, das die Aufwertung des Standards möglicherweise unterstütze:

[F: Kannst du dich daran erinnern, einmal einen Vorteil gehabt zu haben, weil du hochdeutsch gesprochen hast?] Ja, da kann ich mich an ein Ding erinnern. Das war ziemlich am Anfang von der Krankenschwernerschule. Und da mussten wir gleich zu Beginn einmal eine Präsentation machen. Und da war ich von der HLW voll trainiert, weil da haben wir das immer ganz super genau und eben in Hochdeutsch und so machen müssen. Und ich habe mich da eben voll gut vorbereitet mit Stichwortkärtchen und habe [...] dann halt vorne bei der Präsentation echt richtig schön hochdeutsch geredet. Und danach sind sie dann irgendwie alle so gesessen, haben einmal geschaut und haben gesagt: Du wirst Klassensprecherin! Das weiß ich noch, wie wenn es gestern gewesen wäre. (Case 1, Z 38).

Aufgrund ihrer standardnahen Sprechweise in dieser (halb-)öffentlichen Situation gelang der Informantin innerhalb der Schulhierarchie ein sozialer Aufstieg zur Klassensprecherin. Das Konzept *Hochdeutsch* indiziert hier also gewissermaßen eine Kompetenzzuweisung. Auch die Lehrperson lobte die Informantin daraufhin für ihre eloquente, differenzierte, standardsprachliche Ausdrucksweise (vgl. Case 1, Z 39), was dazu führte, dass die Informantin heute von sich selbst behauptet, gerne *schöner* zu sprechen (vgl. Case 1, Z 58). Sie bekräftigte diese Aussage, indem sie angab, den ‚steirischen Dialekt‘ klanglich nicht ansprechend zu finden (vgl. Case 1, Z 82). Diese Selbstwahrnehmung ist insbesondere deshalb interessant, da STEINEGGER (1998: 368) ebenfalls herausfinden konnte, dass die steirischen Ergebnisse eine relativ „hohe negative Selbstbeurteilung“ aufwiesen, was grundsätzlich eher ungewöhnlich war, zumal die InformantInnen seiner Studie den eigenen ‚Dialekt‘ konsequent bevorzugten.

„Hochdeutsch“, so die Informantin, nimmt im Lauf ihres Älterwerdens eine immer wichtigere Rolle ein. Besonders in Hinblick auf die Matura sowie das Arbeitsleben wird der standardsprachlichen Varietät ein sehr hoher Stellenwert zugeschrieben (vgl. Case 1, Z 77).

❖ Subkategorie: Stigma „Hochdeutsch“

Ein Stigma-Erlebnis in Bezug auf „Hochdeutsch“ machte die Informantin ebenfalls in der Krankenschwesternschule in Graz. Obwohl das urbane Graz in seinem Sprachgebrauch dem Standard näherkommt als ländliche Regionen, lernte die Informantin in der Grazer Schule ausschließlich DialektsprecherInnen kennen. Die KollegInnen kamen aus unterschiedlichen Dialektregionen, und diese dialektalen Varietäten genossen innerhalb der Gruppe der SchülerInnen im Sinn eines regionalen Identifikationscharakteristikums sehr hohes Prestige (vgl. Case 1, Z 81). Dass „Hochdeutsch“ in einem Umfeld von DialektsprecherInnen zuweilen stigmatisiert wird, verdeutlicht folgende Situation, die stattfand, als die Informantin von ihrem Praktikum in Deutschland zurückkam:

Ja eben, nachdem ich da vom Praktikum zurückgekommen bin. Also, wie ich da dann echt so hochdeutsch geredet habe, weil, mir ist das einfach echt gar nicht so aufgefallen, dass ich so geredet habe. Aber mir hat das anscheinend getaugt, weil wir dort fünf Wochen nur hochdeutsch geredet haben und, dann war ich da so drinnen. [...] Und dann jedes Mal wenn ich so geredet habe, haben meine Klassenkolleginnen wieder gesagt: „Ahh, jetzt hör einmal auf, das nervt schon, wie du redest.“ Und ich habe dann immer gesagt, dass mir das ja gar nicht mehr auffällt. (Case 1, Z 59).

„Hochdeutsch“ war demzufolge im Kreis der dialektsprechenden KollegInnen als nicht authentische, und unnatürliche Varietät sozial stigmatisiert. Ähnliches berichtete die Informantin auch hinsichtlich des Varietätengebrauchs ihres Heimatortes, indem sich der „Dialekt“ als „überregionales“, unmarkiertes Verständigungsmittel konstituiert (vgl. Case 1, Z 8): „[W]enn du bei uns hochdeutsch oder schön redest, schaut dich gleich jeder blöd an“ (Case 1, Z 9), so die Informantin. „Hochdeutsch“ ist im Ort folglich sozial negativ markiert und restringiert, da diese Sprachvarietät auch nicht als ortsüblich und nicht „normal“ aufgefasst wird.

Kategorie: Sprachgebrauch

Die Informantin schreibt sich selbst ein sehr hohes sprachliches Anpassungsvermögen zu. So resümiert sie etwa: „Je nachdem, wie jemand mit mir redet, so rede ich zurück

eigentlich.“ (Case 1, Z 79). Die Informantin postuliert, je nach situativen Erfordernissen sprachlich adäquat zu handeln. So versuchte sie bspw. in Graz ‚schöner‘ als daheim zu sprechen und bewegte sich somit in Richtung Standardsprache:

Aber ich habe mir damals schon gedacht: WOW, die [GrazerInnen, I. R.] reden alle so schön. Also, mir hat das schon gut gefallen. Ich habe mir dann gedacht, dass ich irgendwie auch gerne so reden würde wie die Grazer. Weil ich finde die Grazer /, ja, mir gefällt das wie die reden. Ein bisschen schöner einfach, nicht jetzt wirklich reines Hochdeutsch, aber einfach schon schöner. Und, ich glaube schon, dass ich mich dann ein bisschen angepasst habe, vor allem dort dann eben. Im Umkreis von meinen Kolleginnen und Kollegen. Und da dann schon auch schöner geredet habe. (Case 1, Z 33).

Auch hier wird wieder deutlich, dass das ‚Hochdeutsche‘ für die Sprecherin sehr prestigehaft ist und sie diese Sprachvarietät im Grunde mit sehr positiven Attributen assoziiert. Auf Basis ihrer (subjektiv postulierten) Kompetenz, zwischen den beiden Extrempolen ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ hin- und herzuwechseln, schreibt sich die Sprecherin ein hohes Sprach(gebrauchs)wissen und -bewusstsein hinsichtlich beider Sprechweisen zu.

In Hinblick auf die individuelle Sprachentwicklung berichtete die Informantin, dass sie im Laufe ihrer Ausbildung immer standardnäher gesprochen habe, mittlerweile, seit sie wieder an ihrem Heimatort lebt, jedoch wieder stärker im ‚Dialekt‘ kommuniziert (vgl. Case 1, Z 97).

❖ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Die Vorstellung, die die Informantin von ‚Hochdeutsch‘ hat, indiziert (überwiegend) Prestige. Das wurde im Lauf dieses Interviews mehrmals deutlich. Nicht zuletzt bekräftigt das die Tatsache, dass sich die Informantin hinsichtlich der sprachlicher Sozialisation von Kindern dazu gewillt zeigte, ihren Dialekt zugunsten einer standardsprachlichen Varietät aufzugeben:

[F: Wie sollen deine Kinder deiner Meinung nach einmal reden?] Ja, eine gute Mischung. Also ja, ich werde sicher mit ihnen schöneres hochdeutsch reden, glaube ich. Weil ich einfach finde, von klein auf, dass sie es gleich gescheiter lernen. Aber es lässt sich natürlich nicht vermeiden, dass sie im Dialekt auch reden. Aber wie gesagt, so eine gute Mischung dazwischen. Das, glaube ich, würde passen. (Case 1, Z 59).

Die Informantin würde folglich im (intendierten) Standard mit ihren Kindern sprechen, sodass diese eine Art ‚Umgangssprache‘ – im linguistischen Sinne – erwerben. Da die Umgebungsvarietät ohnehin Dialekt ist und sie auch erwähnt, dass ihr Lebensgefährte

sich „sehr schwer tut mit Hochdeutsch“ (Case 1, Z 95), würde sie sozusagen den standardsprachlichen Ausgleichspol zum sonst dialektalen Umfeld formieren.

Abgesehen davon berichtet sie auch, dass sie mit Kindern ohnehin automatisch ‚schöneres Deutsch‘ spricht:

Da rede ich auf einmal, ja, ganz anders. Und ich finde das passt auch so. Kinder, ich finde, da gehört es von Anfang an gescheit. Damit sie wissen, wie man gescheit spricht und wie es EIGENTLICH gehört. (Case 1, Z 60).

Auch hier wird wieder die Angst vor einer möglichen Sprachbarriere aufgrund des ‚Dialekts‘ sichtbar. Die Informantin assoziiert mit *Dialekt* eine defizitäre Sprachvarietät, wodurch es notwendig ist, dass Kinder gleich von Beginn an mit dem normierten, ‚richtigen‘ Deutsch konfrontiert werden: „Also, ich finde schon, dass das was bringt, wenn man schöner redet. Weil die Kinder, ich meine, ja. Die lernen einfach ein Modell.“ (Case 1, Z 63).

Bei dieser Informantin war zudem ein sehr interessantes, metasprachliches Moment zu beobachten: Bei Berichten über den Sprachgebrauch mit Kindern sowie allgemein über ihre Erfahrungen mit dem ‚schönen Deutsch‘ *shiftete* die Informantin automatisch in eine ‚schönere‘ (standardnähere) Sprechweise, die sich von der ansonsten dialektalen, Normalsprechlage abhob. Dieses Sprachverhaltensmuster, demzufolge die ‚Vorstellung der standardsprachlichen Gesprächssituation‘ für einen Wechsel der Sprechweise ausreicht, bekräftigt die Prestigebesetztheit des ‚Hochdeutschen‘ bzw. des ‚schöneren Deutsch‘.

Im Spiegel der Prestige-Stigma-Ambivalenz lässt sich resümieren, dass die Informantin zwar eine standardsprachliche Sozialisation ihrer Kinder anstrebt, dies jedoch im Sinne eines dialektalen Ausgleichspols geschehen soll. V. a. in Hinblick auf eine Erziehung am Land ist ein dialektaler Sprachgebrauch essenziell, da die Kinder ansonsten möglicherweise ausgegrenzt werden (vgl. Case 1, Z 66). Sie spricht davon, dass den Kindern im Kindergarten bzw. in der Schule das ‚Hochdeutsche‘ „ausgetrieben“ (Case 1, Z 68) würde. ‚Hochdeutsch‘ erscheint ihr folglich in Hinblick auf das Vermeiden bzw. Überwinden einer (vermeintlichen) Sprachbarriere wichtig; ‚Dialekt‘ im Sinn eines regionalen Identitätsmerkmals, das im Ort durchwegs die prestigereichere Sprachvarietät ist.

Begründet werden können diese Einstellungen auch vor dem Hintergrund sprachbiographischer Schlüsselerlebnisse: Ihre positive Einstellung gegenüber dem ‚Hochdeutschen‘ gegenüber beruht nicht zuletzt auch auf den positiven Erlebnissen (etwa sozialer Aufstieg), die sie mit dieser Sprachvarietät gemacht hat. Aus diesem Grund intendiert die Informantin auch – parallel zur möglicherweise dialektalen Kindererziehung seitens ihres Partners – eine hochsprachliche Sozialisation ihrer künftigen Kinder. Sie strebt somit eine stärker ‚hochsprachlich‘ geprägte (Primär-)Sozialisation an, als ihre eigene gemäß Selbsteinschätzung war.

3.4.1.2 Case 2

Formale Charakteristika und demographische Daten der Informantin:

INTERVIEW 2:	
Benennung:	Case 2
Alter:	24
Datum:	14.3.2017
Dauer:	39 Min. 55 Sek.
Aufnahmeort:	Wohnung der Informantin (Kindberg)
Beruf:	Lehrerin (Mathematik und Chemie)
Sozialisationsort:	Kindberg – Allerheiligen i. Mürztal
Sprachliche Sozialisationsform:	‚Dialekt‘ (‚Steirisch‘)

Auch diese Informantin wurde im Dialekt erzogen. Sie konnte sich nicht daran erinnern, dass es Situationen gab, in denen ihre Eltern bzw. irgendjemand aus ihrer Familie standardnahe gesprochen hätte, und bezeichnet aus diesem Grund ‚Steirisch‘ als ihre alltägliche Sprechweise (vgl. Case 2, Z 99) bzw. das sprachliche Medium des „Normalgesprächs“ (Case 2, Z 124).

Kategorie: ‚Dialekt‘

In Hinblick auf das Sprachkonzept *Dialekt* war in diesem Interview sehr spannend zu sehen, dass die Informantin dieses Konzept sehr differenziert verinnerlicht hat. Sie charakterisiert sich selbst zwar als Dialektsprecherin, grenzt sich gleichzeitig jedoch von den SprecherInnen des „Bauerndialekts“ ab („Ja, es gibt schon den Bauerndialekt und dann schon den besseren Dialekt.“) [Case 2, Z 167]). Durch diese antonyme Differenzierung des Dialektkonzeptes konstituiert sie sich selbst als Mitglied der SprecherInnen des ‚bes-

seren Dialekts‘, denn auch zu einem späteren Zeitpunkt, in dem sie über den ‚Großeltern-dialekt‘ berichtet, unterstreicht sie, dass sie mit diesem Dialekt (pejorativ) das Bauerntum assoziiere (vgl. Case 2, Z 170), wohingegen sie ihren eigenen Dialekt als einen Dialekt der „Mittelklasse“ (Case 2, Z 171) tituliert. Interessanterweise konnte auch GLUDOVACZ (2016: 70) herausarbeiten, dass in Wien auf kognitiver Ebene die stereotype Assoziation zwischen ‚Steiermark‘ und ‚Bauern‘ herrscht. Das Stereotyp, dass *Bauern* einen ‚derbe(re)n Dialekt‘ sprechen, hält sich offensichtlich hartnäckig – aus inner- sowie au-ßersteirischer Perspektive.

❖ Subkategorie: Prestige ‚Dialekt‘

Diese Interviewpartnerin sieht sich selbst sehr verbunden mit ihrem Heimatort Kindberg bzw. Allerheiligen i. Mürztal. Diese Ortsloyalität zeigt sich auch durch das Faktum, dass die Informantin während ihres Studiums in Graz jedes Wochenende den Heimatort besuchte und nach wie vor, nicht zuletzt durch eine Vereinsmitgliedschaft, ein sehr enges Verhältnis zu Allerheiligen i. Mürztal und den dort ansässigen Bewohnern hegt:

Ich fühle mich da wohl, ich bin da gerne. Darum bin ich auch wieder zurückgekommen. Da sind einfach meine Wurzeln, viele Leute, die ich gerne habe. Ja, das ist mir schon wichtig. Und auch die Gemeinschaft, also so der Musikverein. (Case 2, Z 141).

Diese Ortsloyalität spiegelt sich bei der Informantin auch in Form einer Dialektloyalität wider. So assoziiert sie mit ‚Steirisch‘ bspw. ‚Heimat‘ (vgl. Case 2, Z 122). Das Besondere am ‚Dialekt‘ sei folglich, dass man durch den Dialekt erkennt, woher jemand kommt, und insbesondere in Allerheiligen sei der ‚Dialekt‘ sehr wichtig, da man möglicherweise als Nicht-DialektsprecherIn im Ort von einer sozialen Exklusion betroffen wäre (vgl. Case 2, Z 139).

Dass die Informantin allgemein eher eine dialektloyale Einstellung hat, bekräftigt nicht zuletzt die Tatsache, dass sie selbst während ihres Studiums in Graz ausschließlich FreundInnen aus anderen Dialektregionen hatte: „In Graz waren es halt ja, andere Dialektmenschen. Also Städtlerfreunde habe ich kaum gehabt, sondern auch immer irgendwelche, die vom Land waren.“ (Case 2, Z 140). Die Informantin fühlte sich folglich immer eher mit Personen, die selbst vom Land kamen und daher zumeist irgendeine Form eines ‚Dialektes‘ sprachen, verbundener, was neuerdings das gruppenstärkende Potenzial von Sprachvarietäten reflektiert (vgl. Kap. 2.6.2).

Im Bewusstsein der Informantin spiegelt sich folglich der Konnex *Dialekt* bzw. *Steirisch* und *Heimat* bzw. *Identität*. Dabei fordert sie von jenen Menschen, die am Land leben, ein breiteres Spektrum an Sprachregistern im Sinne einer ‚inneren Mehrsprachigkeit‘. Den ‚Dialekt‘ bewertet sie hier als Differenzierungsmerkmal zwischen Menschen aus der Stadt und vom Land:

Weil als Landlebender muss man Dialekt und Hochdeutsch können. Aber als Stadtmensch muss man nicht Hochdeutsch und Dialekt können. (Case 2, Z 128).

An dieser Stelle soll kurz auf die Ergebnisse in LICHTENEGGER (2015) referiert werden, auf einer Erhebung im urbanen Raum Linz basieren. Im Bewusstsein der Informantin der vorliegenden Studie zeigt sich folglich die Assoziation ‚Hochdeutsch‘ = ‚Stadt‘. Interessant ist es, dass diese Informantin bei ‚Stadt‘ zuerst an Wien bzw. Graz denkt, wo – folgt man der subjektiven Wahrnehmung der Informantin – ‚Hochdeutsch‘ gesprochen wird. LICHTENEGGER (2015) konnte jedoch zeigen, dass auch ihre Probandinnen aus Linz sich selbst durchaus als dialektkompetent einstufen und auch erwähnen, dass ‚Dialekt‘ viel eher zu Linz gehört als ‚Hochdeutsch‘ (vgl. LICHTENEGGER 2015: 65).

Des Weiteren assoziiert die Informantin vorliegender Untersuchung mit ‚Dialekt‘ Attribute wie z. B. „lieb“ (Case 2, Z 159) und „lustig“ (Case 2, Z 132). Das Prestige des ‚Dialekts‘ beruht maßgeblich auf der Tatsache, dass ‚Dialekte‘ die regionale Vielfalt von Österreich unterstreichen, denn es ist „immer lustig, wenn man andere Dialekte hört.“ (Case 2, Z 132)

❖ Subkategorie: Stigma ‚Dialekt‘

Der ‚Dialekt‘ wird besonders in (halb-)öffentlichen Situationen, wie z. B. bei Präsentationen oder Referaten, sehr stark stigmatisiert. So merkt die Informantin an, dass sie selbst bei Referaten in der Schule immer Probleme hatte, standardnahe zu sprechen: „Das waren dann immer die Momente, in denen man erkannt hat, okay, man kann doch nicht so schön reden.“ (Case 2, Z 129). Diese negative Erfahrung wiederholte sich bis hin zur mündlichen Matura, bei der sie ebenfalls Probleme hatte, konsequent standardnah zu interagieren (vgl. Case 2, Z 129). Die Informantin erwähnte in diesem Kontext auch, dass einige SchulkollegInnen, die aus Mangel an standardsprachlichen Kenntnissen fortlaufend im Dialekt präsentierten, auch offen stigmatisiert wurden: „Die wurden dann aber auch aus-

gelacht. Wenn sie irgendwas präsentieren mussten und dann bekommen sie nichts Gescheites raus.“ (Case 2, Z 126). Das ist auch der Grund, aus dem sie für eine standardnahe Sprachverwendung (bzw. ‚schönere Umgangssprache‘) in der Schule plädiert („Darum müssten die Lehrer im Unterricht eigentlich auch schon schöne Umgangssprache verlangen.“ [Case 2, Z 130]).

Die Informantin explizierte des Weiteren, dass ‚Dialekt‘ an der Universität negativ wahrgenommen wurde. Sie erwähnte etwa, dass ein Vorarlberger, der des Standards kaum mächtig war, mehrmals dazu aufgefordert wurde, schöner zu sprechen (vgl. Case 2, Z 135).

Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Die Informantin erinnerte sich daran, dass die Kindergartenpädagogin *schöner* gesprochen hat und auch in der Volksschule kam des Öfteren der Hinweis, dass nicht ausschließlich im ‚Dialekt‘ gesprochen werden dürfe:

Ja, in der Volksschule haben sie, glaube ich, schon ein paar Mal gesagt, dass wir hochdeutsch sprechen müssen. Also, wenn wir wirklich zu sehr im Dialekt geredet haben, dann ist schon der Hinweis gekommen: ‚Nein, in der Schule wird schöne Umgangssprache gesprochen.‘ (Case 2, Z 109).

Interessanterweise wählt die Informantin hier den Terminus *schönere Umgangssprache* und distanziert sich somit bewusst vom Begriff *Hochdeutsch* bzw. *Hochsprache*, den sie zuerst erwähnte. Diese Begriffswahl lässt darauf schließen, dass im Bewusstsein der Informantin wohl der Konnex zwischen *Hochdeutsch* und *Norm* verankert ist: Sie grenzt sich bewusst von diesem ‚normierten Hochdeutsch‘ ab und erwähnt im Gespräch grundsätzlich mehrmals, dass sie entweder ‚Steirisch‘ oder ‚schönere Umgangssprache‘ spricht (vgl. Case 2, Z 101). Sie erläuterte mehrmals, dass sie selbst, wenn sie ‚schönere Umgangssprache‘ spricht, immer noch ‚Steirisch‘, aber ein ‚schöneres Steirisch‘ spricht (vgl. Case 2, Z 104), folglich „nicht so arg Dialekt.“ (Case 2, Z 104).

Die Informantin, die selbst als Lehrerin tätig ist, konnotiert mit dem Konzept *schönere Umgangssprache* unweigerlich den Terminus „Schulsprache“ (Case 2, Z 114). So erwähnte sie z. B., dass sie im Unterricht nicht Dialekt spreche, jedoch auch kein ‚reines Hochdeutsch‘. Sie spricht demzufolge „[e]her schön, aber nicht zu schön.“ (Case 2, Z 112). Diesen Mittelweg zwischen ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ findet sie im Kontext *Schule* auch am passendsten. Folglich sollten die Lehrpersonen im Unterricht „nicht zu

sehr Dialekt, aber auch nicht zu sehr hochdeutsch“ (Case 2, Z 110) sprechen. Im Vergleich zu den Ergebnissen in STEINEGGER (1998: 163) zeigt sich folglich auch hier, dass ‚Umgangssprache‘ als sozial unmarkierte, neutrale ‚Mischform‘ zwischen ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ konzipiert wird, die auch für die Informantin jene Varietät des ‚Ausgleichs‘ formiert, die in all jenen Gesprächssituationen zu Verfügung steht, in denen weder ‚Dialekt‘ noch ‚Hochdeutsch‘ als situationsadäquat eingeschätzt werden. ‚Hochdeutsch‘ wird in diesem spezifischen Kommunikationskontext als nicht natürlich, sondern als gekünstelt erlebt und sanktioniert (vgl. Case 2, Z 110).

In Kontext explizierte die Interviewpartnerin zudem, dass sie das Konzept *schönere Umgangssprache* unweigerlich mit dem höflichen Personalpronomen *Sie* konnotiere. Sie erklärt, dass sie

in der Schule die Schüler mit Sie anrede[t]. Und da redet man dann sowieso schon schöner, weil man nicht sagt, 'Geh Sie'. Ich weiß nicht. Man sagt nicht: ‚Gehn Sie lafn?‘. ‚Gehns des huin?‘, sondern, ‚Können Sie das holen gehen?‘ (Case 2, Z 121).

Die höfliche Anrede fungiert somit als Trigger für ein ‚Style-Shifting‘-Verhalten (von ‚Dialekt‘ in die ‚schönere Umgangssprache‘). Zusätzlich verbindet die Informantin mit der ‚schöneren Umgangssprache‘ ihre Rolle als Lehrerin: Durch die Verwendung dieser – für sie nicht-alltäglichen – Sprachvarietät unterstreicht sie einerseits ihre Respektssrolle als Lehrerin und versucht zugleich durch den Wechsel der Sprechweise eine formellere Situation zu schaffen.

Ein ähnliches ‚Shifting-/Switching‘-Verhalten zwischen ‚Dialekt‘ und ‚schönerer Umgangssprache‘ beschrieb die Informantin auch in bestimmten Unterrichtssituationen:

Also, wenn ich unterrichte und in Chemie Fachliches erzähle, dann rede ich schon schöner, wie wenn ich dann sage: 'Und, wie war es am Schikurs?' und wir dann zwischendurch einmal kurz tratschen. (Case 2, Z 119).

Diese Äußerung verdeutlicht, dass ein ungezwungenes, informelles ‚Tratschen‘ eher im ‚Dialekt‘ erfolgt. Die ‚schönere Umgangssprache‘ im Gegensatz dazu ändert den Formalitätsgrad der Situation und fungiert als Medium des Wissenstransfers, wodurch die Rolle als Lehrerin unterstrichen wird.

Die Gewährsperson erklärte des Weiteren, dass sie, abgesehen von der Unterrichtssituation, „bei Ansprachen im Musikverein, bei Besprechungen und bei Präsentationen in der Schule“ (Case 2, Z 103) ‚schönere Umgangssprache‘ spricht. Es wird deutlich, dass

das Konzept *schönere Umgangssprache* hier in all jenen Kontexten und Situationen relevant ist, in denen traditionellerweise Standard gesprochen wird: In (halb-)öffentlichen, formelleren Situationen wählt die Informantin die ‚schönere Umgangssprache‘ als die adäquate Sprechweise und grenzt sich somit bewusst von einer hochsprachlichen Sprechweise ab.

Abgesehen von diesen (halb-)öffentlichen Situationen kommuniziert die Informantin auch mit ihrer kleinen Nichte und dem kleinen Neffen in der ‚schöneren Umgangssprache‘. Die Kinder wurden offensichtlich standardnahe bzw. in der ‚schöneren Umgangssprache‘ sozialisiert und die Informantin wechselt in derartigen Situationen auch automatisch vom ‚Dialekt‘ in die ‚schönere Umgangssprache‘ (vgl. Case 2, Z 151).

Wirklich wichtig wurde das Konzept (schöne[re]) *Umgangssprache* erstmals, als die Informantin in Graz zu studieren begann und sie SprecherInnen aus anderen Bundesländern kennenlernte. Hierbei musste sie feststellen, dass ihr ‚Dialekt‘ nicht überregional verständlich war, was vor allen in Hinblick auf lexikalische Merkmale augenscheinlich wurde. Aufgrund dieser plötzlich aufgetreten Kommunikationsbarriere „hat man sich schon einmal auf eine schönere Umgangssprache einigen müssen, damit man sich gut verständigen kann.“ (Case 2, Z 131). Das Konzept *schönere Umgangssprache* impliziert für die Informantin folglich jene Sprachvarietät, die neben dem Standard überregional verständlich, jedoch nicht explizit sozial markiert ist.

Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Die Informantin gab an, keinerlei Kontakt zu SprecherInnen des Standards (gehabt) zu haben. Die dominante Sprachvarietät des Alltags war immer der ‚Dialekt‘ bzw., abhängig von der Situation, die „schönere Umgangssprache“ (Case 2, Z 109).

Abgesehen von Präsentationen und Referaten, in denen es notwendig war, dass standardnahe gesprochen wird, kann sich die Informantin an keine Situationen erinnern, in denen eine standardsprachliche Sprechweise relevant gewesen wäre (vgl. Case 2, Z 134). Einzig während des Unterrichtspraktikums, das sie in Graz absolvierte, gab die Informantin an, „ganz schön“ gesprochen zu haben (vgl. Case 2, Z 134). Das verdeutlicht den Einfluss des urbanen Raumes bzw. der Rolle als Lehrerin, was sich auch in der verwendeten Sprechweise widerspiegelt.

Eine (rein) standardsprachliche Sprechweise wäre zudem im Kontext *Deutschunterricht* wichtig. DeutschlehrerInnen sollten „reines Hochdeutsch“ (Case 2, Z 111) sprechen, „weil das ist das, was sie beibringen müssen, und da muss alles richtig sein.“ (Case 2, Z 111). Abgesehen davon sieht sie sich selbst in keinen Kommunikationssituationen, die eine rein standardsprachliche Sprechweise erfordern würden.

❖ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

‚Hochdeutsch‘ assoziiert die Informantin allem voran mit höherem Prestige im Sinn eines höheren Bildungsgrades. Dies wird bspw. durch folgende Äußerung augenscheinlich:

Ja, ich glaube, wenn jemand hochdeutsch mit mir spricht oder schöner mit mir spricht, dann glaube ich, dass der einen besseren Bildungsstand hat. Also gebildeter ist, als wenn jetzt jemand daherkommt und automatisch gleich voll Dialekt mit mir redet, ohne dass ich den vorher gekannt habe. (Case 2, Z 164).

Dieses Zitat hebt das Prestige von ‚Hochdeutsch‘ bzw. der ‚schöneren Umgangssprache‘ hervor und stigmatisiert gleichzeitig den ‚Dialekt‘ offen. Die Informantin konnotiert mit dem Konzept *Hochdeutsch* folglich eine bessere Bildung und betont auch, dass die Beherrschung des Standards bzw. der ‚schöneren Umgangssprache‘ zu einer guten Bildung dazugehöre (vgl. Case 2, Z 161). Ähnliche Ergebnisse lieferte auch SOUKUP (2009: 124) sowie LICHTENEGGER (2015: 67): „Eine ‚hochdeutsche Sprechweise‘ wirkt offensichtlich nicht nur ‚befremdlich‘, sondern ebenfalls ‚gebildet‘.“ Gleichzeitig erfährt ein dialektaler Sprachgebrauch durch die Informantin eine Abwertung: Wenn folglich eine zuvor unbekannte Person mit ihr „voll im Dialekt“ (Case 2, Z 164) spricht, empfindet sie das nicht als situationsadäquat. Das bekräftigt, dass Standard gewissermaßen ein Distanzverhältnis, Dialekt ein Naheverhältnis zwischen SprecherInnen und RezipientInnen impliziert.

Zusätzlich assoziiert die Informantin mit ‚Hochdeutsch‘ die kodifizierte Sprachnorm, im Gegensatz zum diesbezüglich defizitären ‚Dialekt‘. So erwähnt sie, dass ihr eine umgangssprachliche Kindererziehung wichtig wäre, um einer vermeintlichen, durch den ‚Dialekt‘ gebildete, Sprachbarriere vorzubeugen:

Weil, wenn sie [die Kinder, I. R.] nur Dialekt lernen, also reden, dann merken sie ja nie die Grammatik dahinter. Und wenn sie hochdeutsch oder schöner sprechen, dann wissen sie die Grammatik auch schon richtig. Welche Fälle und so. (Case 2, Z 158).

Diese Aussage unterstreicht die Tatsache, dass die Informantin von sich selbst behauptet, seit sie Lehrerin ist, „mehr auf die Grammatik [zu] achten“ (Case 2, Z 100). Auch diese Äußerung impliziert die subjektive Auffassung, demzufolge ‚Dialekt‘, also ihre alltägliche Sprachvarietät, fehlerhaft im Sinne einer ‚fehlenden Grammatik‘ ist.

❖ Subkategorie: Stigma ‚Hochdeutsch‘

Vor dem Hintergrund, dass die Informantin in ihrer Kindheit sprachlich ausschließlich mit ‚Dialekt‘ konfrontiert war, wurden Personen, die in dieser Sprachvarietät nicht angemessen sprechen, als eigentümlich wahrgenommen. Im Alter von zehn Jahren lernte die Informantin eine Dame kennen, die selbst von Graz in den Wohnort der Informantin gezogen war und folglich standardnahe gesprochen hat. Das kommentierte die Informantin folgendermaßen:

[F: Hat es in deinem Umfeld jemanden gegeben, der oder die hochdeutsch gesprochen hat?] Die A. R. Also die kenne ich zwar noch nicht so lange, also da war ich ein kleines Kind [...]. Aber da war sie dann immer so die, die HOCHDEUTSCH gesprochen hat und die komisch war deswegen. (Case 2, Z 108).

Diese Person, die von der sozial konstruierten Norm ‚wer am Land lebt, sollte auch Dialekt sprechen können‘, abwich, war aufgrund ihrer anderen Sprechweise auffällig und unweigerlich als *komisch* und *anders* (vgl. Case 2, Z 115) wahrgenommen.

Ein ähnliches Beispiel nannte die Informantin auch in Bezug auf den Kontext Schule: Wie zuvor schon kurz beim Konzept *Umgangssprache* expliziert, erwähnte die Informantin mehrmals, dass ihrer Meinung nach in der Schule ‚schönere Umgangssprache‘ gesprochen werden sollte (vgl. Case 2, Z 110). An dieser Stelle hat sich gezeigt, dass ‚Hochdeutsch‘ aufgrund bestimmter sozialer Bedeutungen nicht als situationsadäquat aufgefasst wird. Die Informantin meinte:

Also ich finde sie [die Lehrpersonen, I. R.] sollen nicht reines Hochdeutsch sprechen, weil sie dann nicht mehr sympathisch sind, dann wirkt das nicht so gekünstelt, sondern NATÜRLICH. Aber sich halt schon bemühen und grammatikalisch richtig und so. (Case 2, Z 110).

Hier werden ‚Hochdeutsch‘, bzw. SprecherInnen des ‚Hochdeutschen‘ mit den Attributen *unsympathisch* und *affektiert* und *unnatürlich* assoziiert.

Kategorie: Sprachgebrauch

Die Informantin bewertet sich selbst immer noch als Dialektsprecherin, differenziert jedoch zwischen dem privaten und dem beruflichen Kontext. So hat sich, neben dem ‚Dialekt‘ im Privatbereich, mittlerweile auch die ‚schönere Umgangssprache‘ fest in ihrem alltäglichen Sprachgebrauch etabliert. Sie erwähnte hier, dass sich Privates und Berufliches unterdessen auch vermische: So spreche sie mit ihren Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen auch bei privaten Treffen ‚schönere Umgangssprache‘ (vgl. Case 2, Z 106). Aus diesem Grund fühle sie sich, ihrer Einschätzung nach, aktuell in einer *mittleren* Sprechweise (= *Umgangssprache*) am wohlsten (vgl. Case 2, Z 169).

Die Interviewpartnerin explizierte des Weiteren, dass sie sprachlich durchaus anpassungsfähig ist und je nach situativen Gegebenheiten, wie etwa InteraktionspartnerIn, innerhalb des Varietäten- bzw. Variationskontinuum problemlos hin- und hergleichen kann.

Ich glaube, je nachdem, mit wem man redet, ist es schon gut, dass man hin und wieder Dialekt reden kann und wenn dann die Person gegenüber auch eher schöner spricht, ist es schon wichtig, dass man dann auch schöner sprechen kann. Aber einem Bauern, der mit Hochdeutsch nichts anfangen kann, ist man, glaube ich, nicht sympathisch, wenn man daherkommt: ‚Nein, das dürfen Sie nicht machen.‘ [imitiert ‚Hochdeutsch‘, I. R.], oder so. Immer so, wie es das Gegenüber macht. Also ich glaube, da sind wir schon anpassungsfähiger, wenn wir beides können. (Case 2, Z 137).

Durch ihre Dialekt- und standard- bzw. umgangssprachlichen Kenntnisse verfügt sie über ein breites varietätenspezifisches Kommunikationsspektrum, das ermöglicht, je nach situativen Erfordernissen sprachlich zu reagieren.

❖ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Im Licht der Stigma-Erfahrungen hinsichtlich eines dialektalen Sprachgebrauchs, die sie insbesondere bei Präsentationen erleben musste, tendiert die Informantin dazu, ihre Kinder in der ‚schöneren Umgangssprache‘ zu erziehen (vgl. Case 2, Z 149). Dabei intendiert sie, als Modellsprecherin, eine bi- bzw. multivarietale Spracherziehung ihrer Kinder:

Die [Kinder, I. R.] sollen beides können. Also, ich würde, glaube ich, auch darauf achten, dass sie schon schöne Umgangssprache können. Aber dass sie auch Dialekt sprechen können, weil sie sonst vielleicht veräppelt werden. (Case 2, Z 149).

Diese Intention der dialektalen und umgangssprachlichen Erziehung beruht womöglich auf der Annahme, eine ausschließlich dialektale Spracherziehung würde sich in Form eines defizitären Sprachgebrauchs äußern. Auf die Frage, weshalb sie es wichtig fände, dass ihre Kinder in der ‚schöneren Umgangssprache‘ erzogen würden, antwortete die Informantin Folgendes: „Erstens damit sie dann in Deutsch besser sind und dann auch die Grammatik dahinter verstehen.“ (Case 2, Z 160). Die Angst vor einer möglichen Sprach- bzw. Kommunikationsbarriere und vor Schulschwierigkeiten ihrer Kinder führt bei dieser Informantin dazu, dass sie ihre alltägliche, dialektale Sprechweise zu Gunsten einer ‚hoch- bzw. umgangssprachlichen‘ Sprechweise aufgeben würde. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass ‚Hochdeutsch‘ in Hinblick auf die Schule als prestigeträchtiger, im Sinn einer korrekteren Sprachvarietät, perzipiert wird. Die Informantin möchte Normverstößen, die aufgrund einer dialektalen Sprechweise beim Schreiben und auch beim Sprechen passieren, vorbeugen. Angesprochen wird hier, wie zuvor schon in Case 1, die Thematik „Schulschwierigkeiten für Dialektsprecher“ (AMMON 1979: 50), die in der Blütezeit der Sprachbarrierendiskussion in den 1970er Jahren intensiv diskutiert wurde. AMMON (vgl. 1979: 50) konnte herausfinden, dass dialektsprechende Kinder durchaus mit Dialektinterferenzen hinsichtlich Orthographie, Morphemik, Lexik und Syntax zu rechnen haben. MUHR (1984: 223) fand konkret für die Situation in der Steiermark⁶⁰ heraus, dass insbesondere „Normabweichungen im Bereich der Orthographie [...] keine Seltenheit sind.“ (MUHR 1984: 221). Die Informantin spricht zudem grammatikalische Probleme der Kinder aufgrund des Dialekts an. Auch hier konnte MUHR (1984: 223) etwa herausfinden, dass sich diese Grammatikprobleme (u. a.) auf den Bereich der Kasusmorphologie und hier insbesondere bei der Akkusativ-/Dativbildung⁶¹ sowie im Bereich der Satzgliederstellung zeigen. Vor diesem Hintergrund sind auch die Ängste der Informantin durchwegs verständlich.

Zudem unterstrich die Informantin im Interview mehrmals, dass jemand, der in der ‚schöneren Umgangssprache‘ interagiert, automatisch auch gebildeter wirkt als jemand, der ausschließlich Dialekt spricht, was auch die Ergebnisse von SOUKUP (2009: 124) be-

⁶⁰ MUHR (1984) versuchte in dieser Untersuchung die sprachdidaktische Situation im Deutschunterricht in österreichischen Hauptschulen zu eruieren. Die Untersuchung fand im Raum Graz statt (vgl. MUHR 1984: 219).

⁶¹ Diese Problematik sprach auch die Informantin aus Case 4 an, die darauf hinweist, Schwierigkeiten im Bereich der Dativ- und Akkusativbildung zu haben. Die Ursache dafür sieht sie im ‚Dialekt‘.

kräftigt: “Standard speech was also frequently described as sounding ‚gebildet‘ [...], ‚intelligent‘, and ‚kompetent‘ [...]”. Im Licht dieser Assoziationen ist anzunehmen, dass die Informantin auch ihren eigenen Kindern den sozialen Aufstieg ermöglichen möchte und zudem intendiert, dass ihre Kinder innerhalb der Gesellschaft als ‚gebildet‘ und ‚intelligent‘ wahrgenommen werden.

Interessanterweise bezieht sich die Informantin jedoch immer auf den Terminus ‚schönere Umgangssprache‘ und grenzt sich damit explizit von den SprecherInnen des ‚reinen Hochdeutsch‘ ab. Dieser inhaltsanalytische Befund bekräftigt die quantitativen Ergebnisse von LICHTENEGGER (2015: 78), die verdeutlichen konnte, dass sich auch Linzer Mütter in der Interaktion mit Kindern gezielt im *mittleren* Bereich des Dialekt-Standard-Kontinuums ansiedeln: ‚Reiner Dialekt‘ impliziere hier eine ‚schlampige‘, ‚defizitäre‘ Sprechweise. ‚Reines Hochdeutsch‘ aktiviere hingegen negative Stereotypisierungen wie z. B. ‚affektiert‘ und ‚abgehoben‘. Mit dem Postulat, die Informantin würde gegebenenfalls ‚schönere Umgangssprache‘ mit ihren Kindern sprechen, distanziert sie sich bewusst von beiden ‚Extrempolen‘ und wählt eine „‚gemäßigtere‘ Sprechweise“ (LICHTENEGGER 2015: 78), die offensichtlich ‚neutral‘ im Sinn von ‚sozial unmarkiert‘ perzipiert wird.

Gleichzeitig ist es ihr auch ein ausdrückliches Anliegen, dass ihre Kinder den ‚Dialekt‘ erwerben. So erwähnt sie z. B., dass ‚Dialekt‘ am Land ein wichtiges Merkmal in Hinblick auf die intergrupale Zusammengehörigkeit ist („wenn sie draußen spielen mit Freunden und so“. [Case 2, Z 163]). Die Informantin erwähnt, dass Kinder, die am Land wohnen, jedoch ausschließlich ‚hochdeutsch‘ sprechen würden, möglicherweise im Kindergarten bzw. in der Schule benachteiligt und ausgegrenzt werden (vgl. Case 2, Z 150). Somit hätten die Kinder zwar eventuell keine schulischen Probleme, sondern eher zwischenmenschliche (vgl. Case 2, Z 162). ‚Dialekt‘ ist somit wichtig,

[d]amit man merkt, dass sie [die Kinder, I. R.] von da sind und damit sie sich auch mit Kindern, die jetzt vielleicht nicht so schön sprechen können, gut verständigen können. Und da dann auch akzeptiert werden. (Case 2, Z 157).

‚Hochdeutsch‘ würde in diesem Kontext somit als soziale Barriere fungieren.

Allgemein in Hinblick auf den Kommunikationskontext in der Interaktion mit Kindern äußerte die Informantin jedoch, dass die tatsächliche Sprechweise immer auch vom Sprachgebrauch der Eltern abhängig sei. Wenn folglich etwa ein Kind ausschließlich im

„Dialekt“ erzogen wird, gibt sich auch die Informantin ihrer eigenen Aussage nach weniger Mühe, mit diesem Kind in der „schöneren Umgangssprache“ zu interagieren (vgl. Case 2, Z 153).

Gefragt wurde auch nach einem *Style-Shifting*-Verhalten. Die Informantin berichtete diesbezüglich, dass die Anwesenheit von Kindern für sie i. d. R. als Trigger für ein „Shifting“ bzw. „Switching“ in die „schönere Umgangssprache“ fungiert (vgl. Case 2, Z 155).

Im Spiegel dieser sprachbiographischen Erfahrungen und insbesondere in Hinblick auf die kommunikativen Schwierigkeiten, die die Informantin selbst in ihrer Schulzeit bei Präsentationen erfahren musste, ist anzunehmen, dass die Entscheidung prospektiv für eine „schönere Umgangssprache“ als Medium der sprachlichen Sozialisation von Kindern maßgeblich auf ihren eigenen Erlebnissen beruht. Intendiert wird zudem eine standardnähere sprachliche Sozialisation, als die Informantin es selbst in ihrer eigenen Kindheit – gemäß ihren Äußerungen – erlebte.

3.4.1.3 Case 3

Formale Charakteristika und demographische Daten der Informantin:

INTERVIEW 3:	
Benennung:	Case 3
Alter:	23
Datum:	27.3.2017
Dauer:	89 Min. 55 Sek.
Aufnahmeort:	Wohnung der Informantin (Wien)
Beruf:	Studentin (Kultur- und Wasserwirtschaft)
Sozialisationsort:	Krieglach i. Mürztal
Sprachliche Sozialisationsform:	„Dialekt“ („Gschert“ ⁶²)

Die Informantin gab an, in ihrer Kindheit mehr oder weniger ausschließlich „Dialekt“ gesprochen zu haben. Der Vater kommunizierte mit ihr, ihrer eigenen Aussage zufolge, ausschließlich im „Dialekt“. Die Mutter, die selbst Volksschullehrerin war, wies die Informantin immer wieder auf die richtige Aussprache bzw. auf grammatikalische Fehler hin, sodass sie neben dem „Dialekt“ auch mit „Hochdeutsch“ bzw. der „Umgangssprache“ vertraut wurde. Der Vater sprach ausschließlich Dialekt. Die Informantin bezeichnet sich selbst daher auch als kompetente Dialektsprecherin.

⁶² „Gschert“ ist in diesem Kontext, synonym zu „Steirisch“ als eigenes Idiom zu verstehen.

Kategorie: ‚Dialekt‘

Auf die Frage, wie die Informantin im Alltag spreche, antwortete sie ad hoc ‚gschert‘ (Case 3, Z 284)⁶³. Dann erklärte sie weiter, dass ihr Dialekt ‚Steirisch‘ sei (vgl. Case 3, Z 288). Schon die Bezeichnung ‚gschert‘ weist darauf hin, dass die Informantin ihren eigenen Dialekt als sehr auffallend perzipiert. Sie deklarierte sie sich selbst, in Abgrenzung zu anderen österreichischen DialektsprecherInnen, als eine ‚gscherte‘ Sprecherin: „Mir ist erst durch die anderen aufgefallen, dass ich ‚gschert‘ rede. Selbst merkt man es ja nicht. (Case 3, 398).“

Interessanterweise differenziert diese Informantin den steirischen Dialekt in zahlreiche kleinräumigere ‚Dialekte‘: So erwähnt sie z. B., dass in Tragöß oder am Alpl, also kleineren Dörfern im Mürztal, bereits *ganz anders*, im Sinn von „derber“ (Case 3, Z 360), gesprochen wird (vgl. Case 3, Z 321). Die Informantin zeichnet hier ein sehr stereotypengeladenes Bild:

Bei anderen Leuten fällt es mir schon auf, dass sie wirklich viel derber reden. Wenn wir irgendwo auf eine Almhütte kommen und dann ist so ein alter Mann mit Stock und der redet dann so richtig ‚gschert‘, dass ich mir Mühe geben muss, dass ich ihn verstehe, obwohl ich genau den Dialekt habe. (Case 3, Z 371).

Mit dem ‚derben‘ Dialekt werden folglich Kontexte wie z. B. die Sprache auf der Alm und in den Gräben assoziiert, die selbst von der Informantin nicht mehr zur Gänze verstanden wird⁶⁴.

Aufgrund dieser Wahrnehmung stellt sie auch das Vorhandensein eines prototypischen ‚Mürztaler Dialekts‘ in Frage, da sie äußert, dass wohl je nach Dorf bzw. Ortschaft anders gesprochen würde und somit auch jeweils ein anderer Prototyp vorhanden sei („Er [ihr Dialekt, I. R.] ist halt jetzt nicht prototypisch für einen Grabler oder so.“ [Case 3, Z 337]) Dennoch versteht sie sich als typische Dialektsprecherin des ‚Mürztaler Dialekts‘ (vgl. Case 3, Z 359). Des Weiteren kommentierte sie kritisch, dass das Konzept *reiner Dialekt*, so wie sie es sich vorstellt, von der Region abhängig sei. Im Mürztal spricht ihrer Meinung nach jedoch nur die Großelterngeneration einen ‚reinen Dialekt‘:

Das sind so die, von denen ich immer neue Wörter lerne eigentlich. Oder von meinen Eltern. Obwohl die ja auch schon wieder von überall beeinflusst sind. Also eigentlich eher so ältere Leute, die halt früher wirklich anders geredet haben. Glaube ich. Viel ‚gscherter‘ noch. (Case 3, Z 363).

⁶³ *Gschert* bedeutet ‚derb‘, ‚bäuerlich‘, ursprünglich im Sinn der stereotypen Klassifizierung des Verhaltens der *Gscherten* („Geschorenen“).

⁶⁴ Auf diesen Aspekt der restringierten Verständlichkeit wird später noch genauer eingegangen.

Im Licht der Annahme, dass Sprache per se dynamisch ist, ist diese Aussage sehr interessant, denn sie beinhaltet, dass die Informantin ihren eigenen ‚Dialekt‘, bzw. den ‚Dialekt‘ ihrer Eltern nicht mehr als ‚rein‘, sondern als beeinflusst (vgl. Case 3, Z 363; Case 3, Z 373) perzipiert, wohingegen die Großelterngeneration noch den vermeintlich ursprünglichen Dialekt spricht (vgl. Case 3, Z 372). Zentral behandelt wird dieses Phänomen der *Sprachdynamik* in SCHMIDT/HERRGEN (2011). Beeinflusst sei der ‚Dialekt‘ v. a. durch die wachsende Mobilität: So verwende sie bereits Kärntner Ausdrücke aufgrund des häufigen Kontakts mit Kärntner DialektsprecherInnen (vgl. Case 3, Z 374). Das ‚Ursprüngliche‘ bezieht sich in diesem Kontext auf den Wortschatz, der, so die Informantin, nur bei der Großelterngeneration wirklich ‚rein‘ im Sinne von ‚nicht beeinflusst‘ sei:

[...] Wenn ich jetzt zum Beispiel mit meiner Oma rede, die wohnt ja nur zwei Ortschaften weiter, dann hat sie schon auch noch ab und zu so Wörter, die ich gar nicht kenne. Also für mich ist das dann reiner Dialekt. Also dass man schon wirklich auch den Wortschatz hat, den man halt im wirklichen Dialekt hat. Also nicht nur so ‚gschert‘ redet. (Case 3, Z 337).

Ein weiteres Mal zieht sie an dieser Stelle die Grenze zwischen dem ‚reinen‘, ‚wirklichen‘, ‚ursprünglichen Dialekt‘ und ihrem eigenen ‚gscherten‘ Sprechen. Es besteht hier folglich die Wahrnehmung, dass der Wandel der Sprache gewissermaßen zu einem Verlust des ‚Dialekts‘ führe.

Des Weiteren war die Informantin zudem der Meinung, dass ihr ‚Dialekt‘ – mit einigen Ausnahmen (wie z. B. für Personen mit Migrationshintergrund) – überregional verständlich sei. So äußert sie, dass sie ab einem gewissen Zeitpunkt darauf achtete, standardnäher zu sprechen („nicht ganz so ‚gschert‘“ [Case 3, Z 291]), was sie jedoch mittlerweile nicht mehr tut. Der Grund dafür scheint simpel: „In Österreich versteht dich eh fast jeder.“ (Case 3, Z 291). Diese Äußerung ist besonders interessant, wenn man die Ergebnisse mit LICHTENEGGER (2015) vergleicht: Auch die Linzer-Mütter als Informantinnen dieser Erhebung behaupteten von sich selbst, sie sprechen einen „[r]elativ verständlichen Dialekt [im Original Sperrdruck, I. R.]“ (LICHTENEGGER 2015: 93), was ihre Sympathie für den Dialekt begründe. Die Stadt Linz liegt im Herzen des mittelbairischen Sprachraumes und hebt sich somit auch aus areallinguistischer Sicht vom hier vorliegenden Untersuchungsgebiet, das im südmittelbairischen Übergangsgebiet angesiedelt ist, ab. Dennoch scheinen die Sprecherinnen der jeweiligen Dialektgebiete die Annahme gemeinsam zu haben, ihre dialektale Sprechweise sei überregional verständlich und differiere in dieser Hinsicht nicht zu sehr von der kodifizierten Standardsprache.

❖ Subkategorie: Prestige ‚Dialekt‘

Diese Informantin nimmt den Dialekt bzw. allgemein österreichische ‚Dialekte‘ als kulturellen Bestandteil von Österreich wahr (vgl. Case 3, Z 368) und in diesem Kontext genießt diese Sprechweise auch sehr hohes Ansehen und Prestige. Wie wertvoll und wichtig Dialekte für die Informantin sind, wird in zweierlei Hinsicht deutlich: Einerseits berichtet sie über ihre Ortsverbundenheit („es [Krieglach, I. R.] ist Heimat für mich“ [Case 3, Z 355]). Mit dieser Ortsloyalität korreliert auch die positive Einstellung zu ihrem ‚Dialekt‘ per se (vgl. Case 3, Z 355). Andererseits äußert sich die Informantin sehr kritisch zum Thema Sprachwandel, resp. Äußerst typische Meinungen zum ‚Aussterben des Dialekts‘. So kritisiert sie auch all jene DialektsprecherInnen, die aus irgendwelchen Gründen den Dialekt im Laufe ihres Lebens abzulegen versuchen. Das findet sie „komisch“ (Case 3, Z 397). Noch mehr missbilligt sie, wenn jene Personen in weiterer Folge zu Gunsten einer hochsprachlichen Erziehung der Kinder den eigenen ‚Dialekt‘ aufgeben:

Wenn manche Menschen so sind, dass sie eigentlich voll den Dialekt haben und sich dann auf einmal komplett umstellen, nur, weil sie mit Kindern reden, dann finde ich das komisch. Weil die Kinder müssen ja den Dialekt auch verstehen und auch lernen, weil sie leben den ja quasi. (Case 3, Z 303).

Ein ähnliches Phänomen der Aufgabe der dialektalen für eine standardsprachlichere Sprechweise beobachtet die Informantin auch in den in der Steiermark. Sie berichtet:

Also in Mürzzuschlag und Kapfenberg, da reden sie schon eher in die Richtung Hochdeutsch. Und Graz ist ja wirklich voll hochdeutsch. Also mir kommt wirklich so vor, dass da wirklich viele Leute hochdeutsch reden, die eigentlich auch im Dialekt reden würden. Aber ich finde es ist schon schade. Ich finde, das ist sowas wie ein Brauch. Also einen Brauch versuchst du ja auch irgendwie weiterzugeben. Damit er halt nicht ausstirbt. Ich finde das schon cool. Ich fände es schade, wenn er [der Dialekt, I. R.] ganz weg ist. (Case 3, Z 367).

Wie bereits in Kap. 2.5.2 erläutert, ist das Mürztal u. a. aufgrund der Südbahn sprachlich stark vom mittelbairischen Niederösterreich beeinflusst, wodurch sich das Mürztal, und hier insbesondere die mittelgroßen Städte, sprachlich relativ früh von der restlichen Obersteiermark absonderten (vgl. Kap. 2.5.2). Das ist vor allem in Zusammenhang mit dem Mürztal als Industriegebiet („Mur-Mürz-Furche“) zu sehen.

Das Konzept *Dialekt* indiziert für die Informantin demzufolge Prestige im Sinn von *Kultur* und *Brauchtum*, weshalb sie es auch essenziell findet, dass diese Sprachvarietät an die nächste Generation tradiert wird: „Ich finde es wichtig, dass man es weitergibt. Es

gehört halt irgendwie dazu zu Österreich. Und ich fände es schade, wenn es verloren geht.“ (Case 3, Z 380).

Die dialektpflegerische Einstellung der Informantin wird nicht zuletzt durch die fortlaufende Erwähnung, dass sie sehr gerne Dialekt spreche, untermauert. Sie betont, dass sie den dialektalen Sprachgebrauch genießt, und bekundet sich selbst offen als stolze Dialektsprecherin (Case 3, Z 293). Der Dialekt ist folglich ein regionales Identifikationsmerkmal, das sie als Steierin von anderen DialektsprecherInnen bzw. auch StandardsprecherInnen abhebt. Es erinnert sie in Wien daran, wie sie in der Steiermark gesprochen hat, und so genießt es auch, mit anderen Menschen über ihren Dialekt und seine Besonderheiten zu diskutieren (vgl. Case 3; Z 290; 323). Beinahe ‚dialektpuristisch‘ zeigt sich die Informantin jedoch nicht nur in Hinblick auf das ‚Steirische‘, sondern in Bezug auf sämtliche österreichische ‚Dialekte‘. So findet sie es auch wichtig, „dass Leute von außerhalb akzeptieren können, dass wir [in Österreich, I. R.] Dialekte haben.“ (Case 3; Z 385). Dies inkludiert eine Forderung an die DialektsprecherInnen: „Solange wir dazu bereit sind, wenn sie uns nicht verstehen, ins Hochdeutsche zu wechseln.“ (Case 3, Z 385).

❖ Subkategorie: Stigma ‚Dialekt‘

‚Dialekt‘ wurde auch in diesem Interview besonders in Hinblick auf eine vermeintliche Sprach- bzw. Kommunikationsbarriere negativ bewertet. So erläuterte die Informantin etwa, dass der ‚Dialekt‘ ihr Leben einerseits ‚vereinfache‘ gleichzeitig aber auch ‚verkompliziere‘:

Ahm, also, wenn ich so über den Dialekt nachdenke, also so wie ich rede, dann denk ich mir oft, dass es für mich natürlich einfach ist, im Dialekt zu reden, weil ich einfach immer so rede. Aber gleichzeitig verkompliziert es halt schon sehr viele Bereiche, wenn ich darüber nachdenke. [...] (Case 3, Z 286).

Mit ‚Bereiche‘ spricht die Informantin hier insbesondere formell-öffentliche Gesprächskontexte an. Die Informantin behauptete von sich selbst zwar, dass sie im Deutschunterricht, aufgrund ihres hohen Lesepensums als Kind, schriftlich grundsätzlich niemals Schwierigkeiten hatte. Analog dazu merkte sie jedoch an, dass sich das dialektale SMS-Schreiben, das sich mit dem Zeitalter der Mobiltelefone etablierte, negativ auf ihre Schriftsprache auswirkte:

[...] Teilweise schreibe ich halt dann SMS im Dialekt. Und ich kann mich noch erinnern, wenn ich in der Hauptschule oder in der Oberstufe dann Schularbeit geschrieben habe, dann habe ich mir da

teilweise schwergetan, dass ich wieder gescheite Sätze formuliere. Und dann halt nicht am Ende ein [e] auslasse oder und nur ein ‚u.‘ [anstatt von ‚und‘, I. R.] oder so irgendwas. (Case 3, Z 286).

Ähnliches erzählte sie auch in Bezug auf konkrete Ausdrücke, bei denen sie sich plötzlich nicht mehr sicher war, wie diese tatsächlich geschrieben werden (vgl. Case 3, Z 386).

In Hinblick auf ihre eigene Schulzeit berichtete die Informantin, dass auch bei ihr die Lehrkräfte hauptsächlich im ‚Dialekt‘ gesprochen hätten. Sie kann sich jedoch erinnern, dass die Deutschlehrerin in der Oberstufe im Standard gelehrt hat und Sprachfehler, die aufgrund des ‚Dialekts‘ zutage traten, zwar nicht sanktioniert, aber zumindest getadelt wurden:

Sie [die Lehrerin, I. R.] hat sich immer ziemlich geärgert, wenn wir so Fehler gemacht haben, die man halt so im Dialekt immer macht. [...] Zum Beispiel: Was ich auch ganz schlimm finde, wenn man sagt: ‚... das was‘. Da hat sie sich aber immer SO aufgeregt, wirklich. Also da hat sie dann, jedes Mal, wenn das wer gesagt hat, dann hat sie uns auch wirklich darauf aufmerksam gemacht und dann gesagt, dass das sowas von falsch ist und dass wir uns einmal überlegen sollen, wie wir reden. (Case 3, Z 320).

Grundlegende Probleme hatte die Informantin jedoch bei mündlichen Leistungen in der Schule, die standardsprachlich erfolgen sollten. Bei Präsentationen, die darauf abzielten, die standardsprachliche Kompetenz der SchülerInnen zu überprüfen, berichtet die Informantin von einem kontinuierlichen ‚Verfall in den Dialekt‘. Wörter wurden bspw. „halb im Dialekt ausgesprochen“ (Case 3, Z 329). Die ‚hochdeutsche‘ Präsentation erforderte, den eigenen Aussagen der Informantin zufolge, sehr viel Mühe. Entsprechend erwähnte sie in diesem Diskurs auch, dass sie sich selbst in der ‚hochdeutschen‘ Interaktion, „ziemlich blöd“ (Case 3, Z 329) vorkam: Die Resonanz der KollegInnen war ebenfalls sehr eindeutig:

Also die Mitschüler haben meistens alle gelacht. Ja. Also es kommt darauf an. Also wenn es halt wirklich darum gegangen ist [hochdeutsch zu sprechen, I. R.], dann haben schon viele so gegrinst und das war dann halt irgendwie komisch. (Case 3, Z 332).

Die MitschülerInnen der Informantin haben auf mündliche Leistungen, die sie vor der Klasse erbringen musste, folglich etwa mit *Grinsen* bzw. *Lachen* reagiert. Die Informantin wurde in solchen Situationen als *gekünstelt* bzw. *nicht authentisch* wahrgenommen, da der Standard nicht zum natürlichen Sprachrepertoire der Informantin gehörte. Dieses

Feedback der HörerInnen bewirkte, dass sich die Informantin in Situationen, die standardsprachliches Agieren erforderten, unwohl und unsicher fühlte. Diese Empfindung hält sich offensichtlich bis heute:

Also ich tu mir ziemlich schwer. Und das stört mich auch ziemlich. Ich kann Hochdeutsch. Ich kann auch hochdeutsche Sätze formulieren und so. Aber wenn du es halt so aus dem Stehgreif machen musst, wenn du es halt auch gewohnt bist, dass du immer im Dialekt redest, dann kommen komische Sätze heraus. Und vor allem ver falle ich halt immer wieder in den Dialekt. (Case 3, Z 328).

Die Informantin berichtet also von einer Sprachbarriere, die sich besonders im Sinne restrierter Kommunikationsfähigkeiten bemerkbar macht. Sie versucht zwar, in formalen Situationen, wie z. B. im Gespräch mit ProfessorInnen an der Universität, tendenziell standardnäher zu sprechen, erläutert gleichzeitig jedoch, dass eine kontinuierliche und fließende standardsprachliche Interaktion viel Konzentration und Mühe erfordert (vgl. Case 3, Z 351). Die Informantin hebt an dieser Stelle auch den Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache hervor: So berichtet sie, dass sie schriftlich nie Probleme hatte, standardsprachliche Sätze zu formulieren. Mündlich steht sie hier jedoch vor einer Barriere, die sich v. a. im Spontangespräch zeigt.

Vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz beschreibt die Informantin zudem ein sprachbiographisches Schlüsselerlebnis, das sie in Bezug auf ihren dialektalen Sprachgebrauch wohl maßgeblich geprägt hat:

Oder ich kann mich noch erinnern, das war das Schlimmste. Da waren wir von der Schule aus in Deutschland [Stuttgart, I. R.] und ich habe beim McDonald's etwas bestellt und dabei vergessen, hochdeutsch zu reden. Und sie hat mich dann gefragt: 'What do you want?'. [...] Also ich habe mir schon echt Mühe geben müssen, dass man mich versteht. Da habe ich mir dann auch irgendwann einmal gedacht, vielleicht sollte ich einmal lernen ein bisschen hochdeutscher zu reden und so. [...] Das war ziemlich mies. (Case 3, Z 335).

Hier zeigt sich, dass derartige Stigma-Erlebnisse durchaus auch Auswirkungen auf den tatsächlichen Sprachgebrauch haben können. Die Informantin berichtet, dass sie nach diesem einschneidenden Erlebnis darauf achtete, etwas ‚hochdeutscher‘ zu sprechen, wodurch sie auch überregional verstanden würde. Ferner ist diese Anmerkung dahingehend interessant, als dass die Informantin zuvor auch erklärte, dass ihr ‚Dialekt‘ auch außerhalb Österreichs im deutschen Sprachraum durchwegs verstanden wird (vgl. Case 3, Z 291; siehe Erläuterungen oben). Widersprüchlich war, im Licht dieser Annahme,

dass die Informantin nicht nur etwa in Deutschland eine gegensätzliche Erfahrung machen musste, sondern dass sie auch innerhalb Österreichs (z. B. in Wien) fortlaufend mit Situationen konfrontiert wurde, in denen sie nur unzureichend verstanden wurde:

Also es ist mir auch öfter passiert, dass mich die Leute nicht verstanden haben. Zum Beispiel habe ich einen Wiener Freund und der hat mich ab und zu so angeschaut. So: ‚Was hast du jetzt gesagt?‘ Also da habe ich es dann schon auch wiederholen müssen [...]. (Case 3, Z 341).

Es versteht mich ja ein Wiener schon nicht. Abgesehen von den ganzen Ausländern, die einen dann erst recht nicht verstehen. (Case 3, Z 367).

Der ‚Dialekt‘ zeigt sich hier in Form eines Kommunikations- bzw. Verständigungshindernissen, das, so die Informantin, mehrmals auch indirekt – nonverbal – sanktioniert wurde. Die Informantin berichtet, dass derartige Kommunikationsdefizite von den RezipientInnen bzw. InteraktionspartnerInnen mehrmals als lästig und störend perzipiert wurden (vgl. Case 3, Z 344). Dies zeigte sich häufig in Form vom berühmten nonverbalen Signal ‚Nicken und Lächeln‘ (vgl. Case 3, Z 345).

Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Im Gegensatz zu den vorhergehenden Informantinnen hat diese Interviewpartnerin nicht explizit auf den Terminus *Umgangssprache* referiert. Es ist jedoch deutlich geworden, dass sich ein entsprechendes Konzept im Bewusstsein der Informantin eine Rolle spielt. So explizierte sie z. B., dass ihre Mutter mit ihr als Kind eine „Mischung“ (Case 3, Z 301) gesprochen hat:

Ich kann mich schon noch erinnern, dass die Mama öfter einmal versucht hat mit uns hochdeutsch zu reden. Also das war so ein bisschen eine Mischung. Es war nicht ganz Hochdeutsch, sondern halt, dass wir sie gut verstehen. So gut artikuliert. (Case 3, Z 301).

Gleichzeitig deute sie an, dass ein solcher Kodewechsel nicht von ‚Dialekt‘ zu ‚Hochdeutsch‘, sondern von ‚Dialekt‘ zur linguistisch als ‚Umgangssprache‘ konzipierten Sprechweise stattfindet: Wenn etwa jemand ihre dialektale Sprechweise nicht versteht, so wiederholt sie das i. d. R. in einem „Mischmasch“ aus ‚Hochdeutsch‘ und ‚Dialekt‘ (vgl. Case 3, Z 342). Auch hier kennzeichnet sich die ‚Umgangssprache‘ folglich dadurch, dass die Sprecherinnen grundsätzlich im intendierten Standard agieren, jedoch immer wieder in den ‚Dialekt‘ *verfallen*.

Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Die Informantin berichtet, dass sie mit ‚Hochdeutsch‘ unweigerlich ‚Deutschland‘ assoziiert. Sie erklärt, dass, obwohl sie mittlerweile zwar weiß, dass es auch in Deutschland zahlreiche Dialekte gibt, sich in ihrem Bewusstsein die Annahme „[hochdeutsch, I. R.] spricht man in Deutschland und wir in Österreich haben halt so eine Abwandlung davon.“ (Case 3, Z 296) manifestiert. Erklärt werden kann das (in aller Kürze) mit dem Konzept der *Plurizentrität*. So betonte CLYNE (1995: 21) bereits das *asymmetrische* Verhältnis nationaler (Standard-)Varietäten. Er unterscheidet “between the position of D(ominant) and O(ther) varieties”. Aus subjektiver Sicht der Informantin bildet das Konstrukt *bundesdeutsche Deutsch* folglich als die dominante Varietät, was zugleich zu einer Abwertung der österreichischen (Standard-)Varietät führt⁶⁵.

‚Hochdeutsch‘ kennzeichnet für die Informantin insbesondere den Bereich der schriftlichen Kommunikation. So erwähnt sie bspw. die Notwendigkeit, sich schriftlich kompetent im Standard ausdrücken zu können (vgl. Case 3, Z 294). Zudem sind Kenntnisse des ‚Hochdeutschen‘ in der Kommunikation mit älteren Personen und mit „Respektspersonen“ (Case 3, Z 294) unbedingt erforderlich, was neuerdings die Ergebnisse aus LICHTENEGGER (2015: 70) bekräftigt. Bei LICHTENEGGER (2015: 70) deklarierten die Probandinnen ebenfalls ‚Hochdeutsch‘ als die Varietät, die insbesondere in der Arbeit, im Rahmen der Kommunikation mit Vorgesetzten und höhergestellten Personen Bedeutung hat. *Hochdeutsch* assoziiert die Informantin der vorliegenden Studie zudem mit den Kommunikationsbereichen Schule und Universität (vgl. Case 3, Z 298). Regional siedelt sie die ‚Hochdeutsch‘- bzw. StandardsprecherInnen – neben Deutschland – in Graz („in Graz war es so, dass ziemlich viele hochdeutsch geredet haben“ [Case 3, Z 339]) sowie in Wien an (Case 3, Z 369). In Wien ist ‚Hochdeutsch‘ ihrer Ansicht nach v. a. in Hinblick auf die Multikulturalität (vgl. Case 3, Z 396), im Sinne einer überregionalen Verständlichkeit, wichtig.

⁶⁵ Ein umfassender Diskurs zu diesem Thema würden den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Nachgelesen werden kann jedoch u. a. in CLYNE (1995) und AMMON (1995). Ein umfangreiches lexikographisches Datenkorpus liegt mit dem ‚Variantenwörterbuch des Deutschen‘ (2004; 2016) vor, in dem all jene standardsprachlichen Lexeme berücksichtigt wurden, die nationale und/oder regionale Spezifika darstellen.

In Hinblick auf ihre eigene Kindergarten- und Schulzeit berichtet die Informantin, dass die Kindergartenpädagoginnen wohl standardnäher gesprochen hätten⁶⁶, in der Schule jedoch nur die DeutschlehrerInnen im Standard mit den SchülerInnen interagierten (vgl. Case 3, Z 309; 318). Die Tatsache, dass ausschließlich die DeutschlehrerInnen ihren Unterricht im Standard gestalteten, betrachtet die Informantin kritisch, da sie der Auffassung ist, im Unterricht

wäre es gut, wenn Lehrer halbwegs hochdeutsch reden. Vor allem, weil du halt vielleicht auch wen in der Klasse hast, der Deutsch halt schlechter versteht oder so. Weil das halt nicht seine Muttersprache ist oder so. Also wenn man den Aspekt noch einbringt, dann sollte man eigentlich wirklich schöner reden. (Case 3, Z 318).

In diesem Kontext erwähnt sie auch, dass ‚Hochdeutsch‘ in der Kommunikation mit Nicht-Muttersprachlern Anwendung findet, und spricht hier konkret von einer „Barriere“ (Case 3, Z 292).

❖ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

Das Konzept *Hochdeutsch* indiziert für die Informantin überregionale Verständlichkeit und ist in diesem Sinn auch prestigebesetzt. Wenn man der Standardsprache nicht mächtig ist, hätte man bspw. Nachteile im Ausland, wie etwa Deutschland (vgl. Case 3, Z 385). Aber auch innerhalb Österreichs gibt es Regionen, in denen die Informantin von einer Sprachbarriere aufgrund des ‚Dialekts‘ berichtet, wie z. B. Wien. In derartigen Regionen wäre es dann auch besser, wenn man wirklich standardkompetent wäre (vgl. Case 3, Z 299):

In Wien ist es halt noch viel internationaler als in der Steiermark. Es kommen jetzt Menschen aus ganz Österreich zusammen, die schon unterschiedlich reden. Aber darüber hinaus auch noch Menschen, die von woanders herkommen. Und ich merke halt oft, dass ich, wenn so Erasmusstudenten da sind und ich mit denen rede, dass sie mich einfach gar nicht verstehen. Und da weiß ich halt, dass sie sich viel leichter tun würden, wenn ich hochdeutsch rede. Weil sie lernen halt die Sprache erst. [...] (Case 3, Z 297).

‚Hochdeutsch‘ erlangt folglich dann Prestige, wenn es um die Kommunikation mit Nicht-muttersprachlern des Deutschen geht (hier etwa auch im Tourismus [vgl. Case 3, Z 382]). In derartigen Kommunikationssituationen wird der Dialekt als restringiert und im Sinn

⁶⁶ Es kann davon ausgegangen werden, dass auch diese subjektiv perzipierte Varietät dem *mittleren* Bereich der ‚Umgangssprache‘ entspricht.

einer Kommunikationsbarriere wahrgenommen, was zur Aufwertung des ‚Hochdeutschen‘ führt.

‚Hochdeutsch‘ ist des Weiteren in bestimmten Bereichen des öffentlichen Lebens prestigereich. An Universitäten oder in der Arbeit erlangt nach Auffassung der Informantin ‚Hochdeutsch‘ daher ein besonderes Prestige, da dies Bereiche sind, in denen man gewissermaßen mit Autoritätspersonen, die privat nicht bekannt sind, interagiere (vgl. Case 3, Z 294). Durch einen standardsprachlichen Umgang erweist man diesen Personen gewissermaßen automatisch Respekt (vgl. Case 3, Z 295).

❖ Subkategorie: Stigma ‚Hochdeutsch‘

Die Informantin assoziiert mit ‚Hochdeutsch‘ Begriffe wie z. B. *anders*, *aufgesetzt* und *hochnäsig* (vgl. Case 3, Z 331; 354; 400), was per se schon mit einer Stigmatisierung der HochdeutschsprecherInnen einhergeht.

Vor dem Hintergrund einer sozialen Restriktion wird ‚Hochdeutsch‘ von der Informantin in Hinblick auf die Kindererziehung sehr kritisch betrachtet: So erwähnt sie bspw., dass sie es nicht gut findet, wenn Eltern aus der Steiermark ihre Kinder auf ‚Hochdeutsch‘ erziehen (vgl. Case 3, Z 395), da dies die Chance erhöhe, dass Kinder in der Schule von der Klassengemeinschaft ausgeschlossen bzw. ausgelacht würden (vgl. Case 3, Z 391). Zudem erscheint es ihr generell als ungewohnt, wenn in der Steiermark mit Kindern ‚hochdeutsch‘ gesprochen wird, da auch die Notwendigkeit der aktiven und passiven Dialektkompetenz besteht (vgl. Case 3, Z 395).

Komplementär wurde auch gefragt, ob die Informantin jemals den Wunsch gehabt habe, dass sie eine ‚hochdeutsche‘ Sozialisierung erlebt hätte. Darauf antwortete die Informantin:

Nein, ich bin eigentlich froh, dass ich im Dialekt erzogen worden bin. Voll komisch. Eigentlich erschwert es dir das Leben und trotzdem ist es mir wichtig und bin ich froh, dass wir im Dialekt erzogen worden sind. Vor allem, weil bei uns eine so komische Einstellung ist, dass einfach das Gefühl, wenn wer hochdeutsch redet, dass er ein bisschen hochnäsig ist. Weil es bei uns halt nicht üblich ist. (Case 3, Z 353).

Durch diese Äußerung wird der ‚Dialekt‘ ein weiteres Mal aufgewertet, ‚Hochdeutsch‘ erfährt hingegen eine Abwertung, indem diese Sprachvarietät ‚bei uns‘ – das heißt, am Land bzw. im Ort – als ‚hochnäsig‘ perzipiert und stigmatisiert wird. Die Informantin

wundert sich über diese Tatsache selbst, zumal sie expliziert, dass ihre dialektloyale Einstellung etwas kurios sei: Immerhin „vereinfacht“ der ‚Dialekt‘ das (Zusammen-)Leben nicht nur, sondern „verkompliziert“ es (Case 3, Z 286) gleichermaßen.

Kategorie: Sprachgebrauch

In Hinblick auf die persönliche Sprachentwicklung berichtete die Informantin, dass sie als Kind, aufgrund der umgangssprachlichen Erziehung vonseiten ihrer Mutter, standardnäher gesprochen habe als jetzt. So erinnert sie sich, dass sie im Kindergarten und auch in der Volksschule noch einen ‚schöneren Dialekt‘ als heute gesprochen hat. Seit sie in Wien ist, hat sich bei ihr eine besonders dialektpflegerische Einstellung entwickelt, was sich auch an der Tatsache zeigen lässt, dass sie ihrer Auffassung zufolge aktuell noch ‚gscherter‘ spricht als je zuvor. Zwischenzeitlich hätte sie zwar versucht, etwas ‚schöner‘ zu sprechen, mittlerweile spricht sie jedoch eher bewusst ‚Dialekt‘, um auch ihre Identität und ihre ‚Kultur‘ zu unterstreichen (vgl. Case 3, Z 348).

❖ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Die Informantin vertrat im gesamten Interview eine sehr dialektpflegerische Einstellung. Das zeigte sich auch an ihrer kritischen Haltung gegenüber einer standardsprachlichen Sozialisation von Kindern. Im Zuge dieser Debatte widersprach sich die Informantin jedoch auch und sie erkannte, dass ihre zukünftigen Kinder wohl auch Nachteile aufgrund des ‚Dialekts‘ haben könnten. Diesen Zwiespalt verdeutlicht folgende Äußerung:

Ich bin einerseits der Meinung, dass jeder im Dialekt reden sollte, der halt im Dialekt reden will. Weil es ist halt auch natürlich. Es gehört dazu so zu unserem Land. Andererseits bist du halt auch die Person [als Mutter, I. R.], die den Kindern beibringt, wie sie schöne Aufsätze schreiben und wie man Briefe gut formuliert, damit sie sich halt dann in ihrem späteren Leben auch leichter tun. Von dem her wäre es vermutlich einfacher, wenn sie hochdeutsch reden würden. Also in die Richtung eher. Muss ja nicht perfektes Hochdeutsch sein oder reines, aber so grundsätzlich ist es, glaube ich, schon wichtig, dass sie auch in die Richtung gehen. (Case 3, Z 314).

Prestige besitzt der ‚Dialekt‘ im Sinne eines regionalen Identifikationsmerkmals. ‚Hochdeutsch‘ besitzt Prestige im Sinne eines richtigen, fehlerfreien Deutschs. Diese Aussage macht die ambivalente Einstellung hinsichtlich ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ transparent: Beide Konzepte indizieren gewisse Prestige- und Stigma-Anteile, wodurch sich die Informantin in einer Art Konfliktsituation befindet.

Aufgrund der Tatsache, dass sich die Informantin selbst keine sprechsprachlich standardsprachliche Kompetenz zuschreibt (vgl. Case 3, Z 327; 389), würde die sprachliche Sozialisation ihrer zukünftigen Kinder dennoch am ehesten im Dialekt stattfinden:

[F: Wie hättest du gerne, dass deine Kinder einmal sprechen?] Schon im Dialekt. Aber das ist situationsgebunden. Mir wäre es auch wichtig, dass meine Kinder hochdeutsch reden können. Also besser als ich. Auf jeden Fall. Aber mir ist es auch wichtig, dass sie den Dialekt lernen, auf jeden Fall. Also ich würde, glaube ich, im Dialekt mit ihnen reden. (Case 3, Z 375).

Sie berichtet in diesem Kontext, dass sie an sich selbst beobachte, mit kleinen Kindern tendenziell etwas gepflegter zu sprechen, als sie es im Alltag gewohnt ist: „Ich merke schon auch, dass ich ein paar so hochdeutsche Wörter, also hochdeutsch ausgesprochene, Wörter einfließen lasse, wenn ich mit kleinen Kindern rede.“ (Case 3, Z 376). Sie betont, dass sie mit ihren eigenen Kindern wohl im ‚Dialekt‘ sprechen werde, jedoch in einem ‚verständlichen Dialekt‘ (vgl. Case 3, Z 378). Sie möchte den Kindern folglich einen ‚Dialekt‘ beibringen, der allgemein gut verständlich ist. Hier zeichnet sich die Angst vor einer möglichen Kommunikationsbarriere ab, die in Zusammenhang mit ihrer eigenen Sprachbiographie gebracht werden kann (vgl. Erläuterungen Stigma Dialekt). Im Spiegel einer (vermeintlichen) Sprachbarriere betont sie auch, dass eine standardsprachliche Erziehung für die schulischen Leistungen der Kinder womöglich förderlicher wäre (vgl. Case 3, Z 302). Aus diesem Grund plädiert die Informantin auch für eine Art ‚hochsprachlichen Ausgleichspol‘, durch den die Kinder eine Hochdeutschkompetenz erwerben sollen: „Es ist, glaube ich, wichtig, dass du entweder viel liest oder halt auch irgendeinen Bereich in deinem Leben mit ‚Hochdeutsch‘ machst. Dann tust du dir sicher leichter.“ (Case 3, Z 387).

Die dialektloyale bzw. dialektpflegerische Einstellung der Informantin zeigt sich anhand der Tatsache, dass die Interviewpartnerin die soziosymbolische Bedeutung ihres Dialekts über eine standardsprachliche Sozialisation der Kinder stellt. Der Dialekt wird als Teil der regionalen Identität gesehen und soll als solcher auch in die nächste Generation tradiert werden (vgl. Case 3, Z 368). Die ursprünglich formulierte These, wonach sprachbiographische Schlüsselerlebnisse im negativen oder positiven Sinn Auswirkungen auf die Entscheidung der (Primär-) Sozialisation der Kinder haben, muss hier revidiert werden: Obgleich die Informantin von mehreren einschlägigen Negativerlebnissen in Hinblick auf ihren dialektalen Sprachgebrauch berichtete, ist das immanent soziosymbolische

Potenzial ihres Heimatdialekts so stark ausgeprägt, dass – zum derzeitigen Zeitpunkt – hinsichtlich künftiger Kinder nur eine Sozialisation im ‚Dialekt‘ in Frage käme.

3.4.1.4 Case 4

Formale Charakteristika und demographische Daten der Informantin:

INTERVIEW 4:	
Benennung:	Case 4
Alter:	26
Datum:	28.3.2017
Dauer:	62 Min. 44 Sek.
Aufnahmeort:	Wohnung der Exploratorin (Wien)
Beruf:	Raumplanerin
Sozialisationsort:	Kindberg – Allerheiligen i. Mürztal
Sprachliche Sozialisationsform:	Dialekt („Steirisch“) (gemäß Selbsteinschätzung)

Diese Informantin wurde ebenfalls im ‚Dialekt‘ sozialisiert. Das ‚Hochdeutsche‘ hatte im Leben der Informantin bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie in Wien zu studieren begann, nur peripheren Stellenwert. Im Kindergarten und im Laufe ihrer gesamten Schulzeit wurde seitens der SchülerInnen wie auch der LehrerInnen ausschließlich im ‚Dialekt‘ interagiert.

Kategorie: ‚Dialekt‘

Diese Informantin erwähnte gleich zu Beginn des Interviews, dass ‚Steirisch‘ nicht gleich ‚Steirisch‘ ist (vgl. Mindmap). Sie weist dabei auf die zahlreichen innerregionalen Unterschiede hin, die das ‚Steirische‘ aufzuweisen hat. Dabei meint sie, dass es je nach regionaler Herkunft unterschiedlich ist, wie gesprochen wird (vgl. Case 4, Z 177). Die Informantin differenzierte zudem zwischen zwei Arten von ‚Dialekten‘: Einerseits existiert das ‚Steirische‘, das sie spricht. Andererseits gibt es auch eine Art ‚Grabendialekt‘, bei dem man, v. a. in Hinblick auf lexikalische Merkmale, nicht mehr alles versteht, was folglich auch als prototypisch für den ‚Mürztaler Dialekt‘ bezeichnet wird. Diesen Prototyp spreche jedoch innerhalb ihrer Familie, wenn überhaupt, nur ihre Großmutter (vgl. Case 4, Z 245).

Die Informantin erwähnte des Weiteren, dass in ihrer Schulzeit ausschließlich ‚Dialekt‘ gesprochen wurde – von den LehrerInnen wie auch ihren MitschülerInnen. Eine dialektale Sprechweise wurde auch in (halb-)öffentlichen Situationen, wie etwa bei Referaten, nicht sanktioniert. Hier betont sie, dass die Lehrkräfte wohl positiv fanden, dass

man im ‚Dialekt‘ „lockerer wird, wenn man anfängt Dialekt zu reden. Weil es einfach natürlicher ist.“ (Case 4, Z 216) ‚Dialekt‘ wird folglich auch von dieser Interviewpartnerin als die natürliche, alltägliche Sprechweise wahrgenommen, in der sie selbst am authentischsten agiert.

Zudem differenziert sie innerhalb ihres eigenen Variationsspektrums nach verschiedenen Personengruppen, mit denen sie unterschiedlich ‚Dialekt‘ spricht: Mit ihren Kindheitsfreunden und ihrer Familie spricht sie ihren ‚muttersprachlichen Dialekt‘. Dann gibt es jenen Freundeskreis, den sie erst später in Wien kennengelernt hat, mit dem sie „dann auch nicht mehr so steirisch“ (Case 4, Z 248) spricht. Und zu guter Letzt existiert noch jene Personengruppe, mit denen sie überhaupt versucht ‚hochdeutsch‘ zu sprechen, wie etwa ihren Vorgesetzten und Menschen, die aus Deutschland kommen (vgl. Case 4, Z 248). Welche Sprechweise innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums die Informantin verwendet, hängt folglich zu einem großen Teil von extralingualen Faktoren – und hier insbesondere den GesprächspartnerInnen – ab.

❖ Subkategorie: Prestige ‚Dialekt‘

Der ‚Dialekt‘ ist für die Informantin durchaus prestigebehaftet. So äußert sie etwa gleich zu Beginn des Interviews, dass sie findet, Steirisch klänge „sympathischer, höflicher und netter“ (Case 4, Z 279) als Hochdeutsch. Zudem assoziiert sie mit ‚Dialekt‘ bzw. dem ‚Steirischen‘ an sich den Begriff *Gemeinsamkeit*:

Weil ich finde, wenn ich mit einem Oberösterreichischer Dialekt rede, dann hat man gleich so ein WIR-GEFÜHL und wir sind nicht die von Wien. Und ich finde, das erzeugt irgendwie so eine Sympathie. Also überhaupt Dialekt. Und wenn man Tirolerisch hört, dann findet man das ja auch sehr sympathisch. (Case 4, Z 186).

Der Dialekt signalisiert ein Zusammengehörigkeitsgefühl in Abgrenzung zu den ‚HochdeutschsprecherInnen‘ aus Wien und dient somit als Differenzierungsmerkmal im Sinne einer sozialen Identität (vgl. GÜTTLER 2000: 161) er separiert das *Wir* von den *anderen* (vgl. Case 4, Z 194). Der ‚Dialekt‘ stärkt demzufolge die Polarität der Ähnlichkeit in Abgrenzung zum Verschiedenartigen (vgl. GÜTTLER 2000: 161). Dieses Selbstkonzept bekräftigt die Informantin, indem sie betont, dass man auf einem Fest von SteirerInnen lieber steirisch spricht, um damit ihre Gruppenzugehörigkeit zu markieren (vgl. Case 4, Z 278). Der ‚Dialekt‘ evoziert eine Gruppenfestigung nach innen (vgl. Kapitel 2.6.2). Demzufolge reguliert die Informantin ihr sprachliches Verhalten in Abhängigkeit

vom sozialen Umfeld. Ähnliches berichtete sie auch von ihrem Auslandsaufenthalt in Polen, während dem sie mit ihrer Studienkollegin aus Kärnten bewusst – in Abgrenzung zu ihren deutschen Kollegen und Kolleginnen – ‚Dialekt‘ sprach. Sie berichtete, dass besagte deutsche KollegInnen die zwei Österreicherinnen um ihre Dialektkompetenz auch immer wieder beneideten, da sie „im Grunde doch zwei Sprachen konnten.“ (Case 4, Z 232). Der Dialekt wird hier folglich im Sinne eines Gemeinsamkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl verstanden und ist in diesem Kontext auch prestigeträchtig. Die Informantin verfügt somit über eine *innere Mehrsprachigkeit*, die es ihr ermöglicht, ihre Sprechweise dem Kontext anzupassen.

Hinsichtlich dieser sprachlichen Zugehörigkeit erinnert sich die Sprecherin auch an die erste Zeit in Wien zurück. Sie empfand sich und ihre dialektsprechenden KollegInnen aus den Bundesländern als „exotisch“: „Man war ja ein bisschen exotischer als Steirer in Wien. Und bei Wienern ist es [das Steirische, I. R.] bei vielen eigentlich auch gut angekommen.“ (Case 4, Z 220). Sie erfuhr folglich positive Rückmeldungen hinsichtlich ihres ‚Dialekts‘, weshalb sie auch in Wien permanent versuchte, den ‚Dialekt‘ beizubehalten (vgl. Case 4, Z 235). Diesen Charakter des ‚Exotischen‘ unterstreicht die Informantin durch den Bericht eines ganz konkreten Schlüsselerlebnisses:

„S. und L., also meine Studienkolleginnen aus Wien, haben es ganz gerne gehabt, dass ich präsentiere auf der Uni und dass ich ein bisschen einen Dialekt raushaue, weil sie immer gesagt haben, dass man sympathischer wirkt und man bessere Noten bekommt. Und dann bemüht man sich aber trotzdem, dass man hochdeutsch redet und dann haben sie einmal gesagt: ‚Mei, jetzt hast du nicht steirisch geredet.‘“ (Case 4, Z 229).

Wie auch schon SOUKUP (2009: 127) und LICHTENEGGER (2015: 65) aufzeigen, wird ‚Dialekt‘ im Gegensatz zu ‚Hochdeutsch‘ oft als *sympathischer* wahrgenommen. Die Informantin berichtet konkret von einem Erlebnis, in dem ihr aufgrund des Dialekts möglicherweise ein Vorteil im Sinn von ‚besseren Noten‘ gelungen ist. Basis dieser Interpretation ist die Tatsache, dass die Informantin während ihres Studiums als *sympathische Dialektsprecherin* bzw. als *sympathisch* aufgrund ihres Dialektes wahrgenommen und betitelt wurde. Insofern schreibt sie dem ‚Dialekt‘ auch in einer primär standardnäheren Umgebung wie Wien ein höheres (soziales) Prestige zu. So berichtet sie etwa auch, dass sie z. B. beim Bäcker in Wien oftmals bewusst eine dialektale Sprechweise verwende, da die Rezipienten das *nett* und *sympathisch* finden (vgl. Case 4, Z 227).

Generell assoziiert die Informantin mit ‚Dialekt‘ (kollektive und persönliche) ‚Identität‘. Das ‚Steirische‘ trägt für sie daher sehr hohes Prestige: „Es [das ‚Steirische‘, I. R.] war wirklich ein bisschen identitätsstiftend. Ich war halt die Steirerin und das habe auf die Stirn gedruckt bekommen und so habe ich geredet.“ (Case 4, Z 236). Insofern war es auch „natürlich“ (Case 4, Z 209), dass die Informantin ‚Dialekt‘ sprach.

❖ Subkategorie: Stigma ‚Dialekt‘

Die Informantin, die erwähnte, dass sie bis zu ihrem Studium in Wien niemals mit ‚Hochdeutsch‘ konfrontiert war, sah sich selbst mehrmals mit dem Problem einer Sprachbarriere aufgrund des ‚Dialekts‘ konfrontiert. So explizierte sie z. B., dass sie im Schulfach Deutsch grundsätzlich immer Schwierigkeiten hatte und vor allem ihre mangelnde Ausdrucksfähigkeit (v. a. auf Ebene der Lexik) sowie ihre Grammatik- und Rechtschreibschwäche ihrer dialektalen Sozialisation zuschreibt (vgl. Case 4, Z 187). Aus diesem Grund bezeichnet sie den ‚Dialekt‘ bzw. das ‚Steirische‘ konkret als eine „schlampige“ Sprachvarietät (Case 4, Z 181):

Die Sprache ist schlampig und ich bin halt doch schon ein bisschen sensibilisiert und ich merke halt schon, dass meine Fehler oft dem Steirisch zugrunde liegen. Also wenn ich versuche Hochdeutsch zu übersetzen, dann merke ich oft, wie schlampig oder falsch das ist. Oder wenn ich anfangs darüber nachzudenken, dann merke ich erst, wie schlecht das Steirisch für mein Hochdeutsch ist. (Case 4, Z 181).

Interessant ist hier, dass die Informantin davon spricht, vom ‚Dialekt‘ ins ‚Hochdeutsche‘ zu ‚übersetzen‘. Auch das ist ein Indiz dafür, dass ‚Dialekt‘ ihre Normalsprechweise ist und eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise einen gewissen Grad an Mühe impliziert. So berichtet sie etwa auch, dass sie in den letzten Jahren, in denen sie eine standardsprachliche Sprechweise aufgrund des Berufes vermehrt intendiert, feststellt, dass der ‚Dialekt‘ bei diesem Versuch eine Art ‚Artikulationsbarriere‘ darstellt:

Weil ich öfter versuche, anstatt von steirisch hochdeutsch zu reden und ich aber trotzdem noch in Steirisch denke. Und dann passiert es, dass Sätze herauskommen, die ziemlich grausig sind. (Case 4, Z 184).

Hier interferiert der ‚Dialekt‘ mit dem ‚Hochdeutschen‘ in einer Weise, die als fehlerhaft wahrgenommen wird. Die Informantin versteht den ‚Dialekt‘ trotz ihrer Dialektloyalität gleichzeitig als Barriere hinsichtlich einer *richtigen, schönen* ‚hochdeutschen‘ Ausdrucksweise, die im Beruf teilweise gefordert wird.

Ein einschlägiges negatives Schlüsselerlebnis durchlebte die Informantin während der mündlichen Deutschreifeprüfung:

„Und ich weiß noch, dass ich bei meiner Matura ermahnt worden bin. Weil wenn ich nervös bin, dann ver falle ich in den Dialekt und mein Direktor hat mich dann ermahnt, dass ich bei der Deutschmatura hochdeutsch reden muss. In den ersten zwei Minuten habe ich hochdeutsch geredet und dann bin ich aber verfallen. Und dann hat er gesagt: ‚Frau K., ich würde mir wünschen, dass Sie jetzt wieder hochdeutsch sprechen.‘ Bei der mündlichen Maturaprüfung in Deutsch.“ (Case 4, Z 205).

Diese prägende Situation verdeutlichte der Informantin neuerdings, dass ihre dialektale Sprechweise nicht in jeder Situation angemessen ist.

Eine ähnliche Erfahrung machte die Informantin auch in ihrer ersten Zeit in Wien, in der sie damit konfrontiert war, dass ‚Dialekt‘ per se nicht von jeder Person als sympathisch perzipiert wird: „Ich habe lange gebraucht, bis ich realisiert habe, dass es für manche Leute vielleicht doch sympathischer ist, wenn man hochdeutsch redet. Weil ich habe es ja nie so gelernt gehabt.“ (Case 4, Z 218). Da sie dieser ‚hochdeutschen‘ Sprechweise anfangs nicht mächtig war, mied sie Wiener und deutsche StudienkollegInnen anfänglich auch (vgl. Case 4, Z 218), wodurch neuerdings die dialektloyale Einstellung der Informantin deutlich wird. Eher bevorzugte sie es, nur mit DialektsprecherInnen zu verweilen, als sich eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise anzugewöhnen.

Stigmatisiert wird der ‚Dialekt‘ auch von dieser Informantin in halböffentlichen bzw. öffentlichen Gesprächskontexten bzw. in Anwesenheit eines bestimmten, prestigereichen Publikums. So erläuterte sie:

Es hat eine gegeben, die hat an der Uni voll Steirisch geredet, wenn sie Fragen gestellt hat. Und das habe ich extrem peinlich gefunden. Also richtig peinlich und die klingt einfach automatisch dumm für mich irgendwie auch. Wenn man aufzeigt und einfach stur nicht nachgibt und sein Murtaler-Steirisch raushaut, dass es einem graut, dann finde ich das auch nicht anpassungsfähig und jetzt irgendwie auch egoistisch. (Case 4, Z 224).

Dieses Zitat beinhaltet mehrere interessante Aspekte: Zum einen wird ‚Steirisch‘ in halböffentlichen Situationen wie in einer Vorlesung als nicht situationsangemessen perzipiert. Diese als unangemessen wahrgenommene dialektale Sprechweise evoziert, dass diese Dialektsprecherin automatisch als *dumm* bzw. *ungebildet* gilt. Besonders negativ wird die Tatsache aufgefasst, dass diese Sprecherin offensichtlich keinerlei Ambitionen zeigt, in derartigen Situationen ihren ‚Dialekt‘ zu Gunsten einer standardnähere Sprechweise abzulegen, was die Informantin in Folge als egoistisch empfindet. Obwohl die Informantin

sich selbst also als extrem dialektloyale Person klassifiziert, empfindet sie dialektale Sprachvarietäten in spezifischen Gesprächssituationen als nicht adäquat, was eine Deklassierung und Stigmatisierung des ‚Dialekts‘ bzw. der DialektsprecherInnen zur Folge hat.

Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Das Konzept *Umgangssprache* ist bei der Informantin v. a. im Kontext der Kommunikation mit Kindern präsent. So deklariert sie einen „Mix aus Hochdeutsch und Steirisch“ (Case 4, Z 196) als ihre diesbezüglich usuelle Sprechweise.

Gleichmaßen berichtet sie auch, dass die Lehrkräfte in der Volksschule wohl am ehesten jene Sprechweise, die dem linguistischen Konzept *Umgangssprache* zugeschrieben wird, gesprochen haben: „Es war kein Hochdeutsch und es war auch kein Dialekt. Also es war irgendwas.“ (Case 4, Z 202). Diese vage Benennung der Sprechweise kongruiert mit dem auch linguistisch meist schwammig definierten (vgl. WIESINGER 1997: 15; vgl. Kap. 2.5.1) Konzept *Umgangssprache*.

Auch für ihre eigenen Kinder wünscht sich diese Informantin am ehesten eine umgangssprachliche Sprechweise. So äußert sie in Bezug auf die gewünschte Sprechweise der eigenen Kinder:

Es muss jetzt kein super reines Hochdeutsch sein. Man kann schon merken, dass man einen steirischen Ursprung hat. Oder weiß ich nicht. [...] Also wenn man einzelne Wörter, die reinpassen steirisch ausdrückt, dann ist es okay. (Case 4, Z 271).

Es wird jedoch deutlich, dass den Ausgangspol im Varietätenspektrum hier die Standardvarietät bildet. Die Informantin versteht folglich unter ‚Umgangssprache‘ am ehesten ein ‚Hochdeutsch‘ mit dialektalem Einfluss.

Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Diese Gewährsperson, die nach dem Studium in Baden zu arbeiten begann, erwähnte, dass sie im spezifischen Gesprächskontext *Beruf* und *Arbeit* versuche, ‚hochdeutsch‘ zu sprechen (vgl. Case 4, Z 175). Wie schon STEINEGGER (1998: 112) herauspräparieren konnte, hat auch diese Informantin eine ganz konkrete Vorstellung, in welchen Gesprächskontexten eine ‚hochsprachliche‘ Sprechweise relevant ist:

Ich bemühe mich in der Arbeit sehr, hochdeutsch zu reden. Mit meinen Chefs mache ich das automatisch. Mir kommt zwar ab und zu ein Dialektwort aus, das finden sie dann nett, aber das passiert ihnen auch. Und ich rede halt nicht so klassisches Hochdeutsch. Aber, wenn wir bei einem Termin sind, dann kann ich schon sehr schön sprechen. Und dann bemühe ich mich auch sehr. Wie soll ich sagen. Manchmal schalte ich ab und dann rede ich Dialekt. Weiß ich nicht, weil ich gerade nicht nachdenke. Wenn ich nur ein bisschen nachdenke, dann rede ich schon hochdeutsch. (Case 4, Z 237).

Diese Aussage birgt viel Interpretationspotenzial in sich: Die Informantin gliedert einerseits die Gesprächskontexte, in denen ihr eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise wichtig ist: Mit ihren Chefs sowie bei Geschäftsterminen. Des Weiteren führt sie aus, dass sie sich in diesen Kontexten bemüht, ‚hochdeutsch‘ zu sprechen. Die Tatsache, dass sie sich Mühe geben muss, um ‚hochdeutsch‘ sprechen zu können, impliziert per se, wie oben bereits erwähnt, dass diese Sprechweise nicht ihre ‚natürliche‘ ist. Das wird durch das Faktum bekräftigt, dass ihr innerhalb eines Gesprächs Dialektwörter *rausrutschen*. Wenn sie also nachdenkt und es die Situation erfordert, dann kann sie sehr wohl auf die ihr eher unvertraute Sprechweise zurückgreifen. Die natürlichere, familiäre Sprachvarietät ist dennoch der ‚Dialekt‘, den sie dann spricht, wenn sie nicht so sehr nachdenkt. „Ich finde Hochdeutsch auf Dauer anstrengend“ (Case 4, Z 240), so die Informantin.

Ähnliches berichtete sie auch in Bezug auf Präsentationssituationen. Der ‚hochdeutsche‘ Text musste auswendig gelernt werden, damit eine kontinuierliche ‚hochdeutsche‘ Sprechweise während der Präsentation möglich war. Ansonsten war es sehr wahrscheinlich, dass sie fortlaufend in den ‚Dialekt‘ *verfiel* (vgl. Case 4, Z 207).

Wie schon zuvor bei Case 3 assoziierte auch diese Informantin ‚Hochdeutsch‘ unweigerlich mit *Deutschland* (Case 4, Z 188), wobei sie auch den *Hannover-Topos* aufgreift und meint, dass man ja nur in Hannover wirklich ‚reines Hochdeutsch‘ spreche (vgl. Case 4, Z 189).

In Hinblick auf den Anwendungsbereich, in dem einen ‚hochdeutsche‘ Sprechweise relevant ist, assoziiert sie automatisch auch den Kontext *Schule*, und das, obwohl sie ihrer subjektiven Einschätzung nach selbst in der Schule nie ‚hochdeutsch‘ bzw. ‚schöner‘ gesprochen hat (vgl. Case 4, Z 192; 193). Zudem präferierte sie eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise im universitären Kontext, was ihr auch gewissermaßen Mühe bereitete. Wenn sie jedoch bspw. in Vorlesungen aufzeigte, war sie auf eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise bedacht (vgl. Case 4, Z 226).

Die Informantin findet ‚Hochdeutsch‘ folglich in all jenen Kommunikationskonstellationen bedeutend, in denen weniger ein Vertrautheits- und Naheverhältnis herrscht, sondern vielmehr ein formales Distanzverhältnis (in der Interaktion mit Chefs, GeschäftspartnerInnen, UniversitätsprofessorInnen, LehrerInnen etc.). Die soziale Funktion der GesprächspartnerInnen evoziert somit ein intendiert standardsprachliches Verhalten bei der Informantin, wodurch sie sich selbst gewissermaßen hierarchisch an den höhergestellten Interaktionspartner bzw. die höhergestellte Interaktionspartnerin anpasst. Sozial bedeutend ist ‚Hochdeutsch‘ für die Informantin folglich insbesondere in derartigen formalen Kontexten.

❖ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

‚Hochdeutsch‘ ist insbesondere in formelleren bzw. (halb-)öffentlichen Situationen wie z. B. bei der Arbeit und an der Universität prestigebesetzt. Zudem wird ‚Hochdeutsch‘, im Gegensatz zum *fehlerhaften, schlampigen* ‚Dialekt‘ als normative, ‚richtige‘ Sprachvarietät wahrgenommen, die v. a. in Hinblick auf eine eloquente, differenzierte Ausdrucksweise von der Informantin Prestige zugeschrieben bekommt. Des Weiteren assoziiert die Informantin mit ‚Hochdeutsch‘ den Begriff *Karriere*, was impliziert, dass eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise, wie auch schon bei STEINEGGER (1998: 163), mit beruflichem Aufstieg konnotiert wird (vgl. Mindmap).

Eine Art spezifisches Covert-Prestige genießt ‚Hochdeutsch‘ v. a. in Situationen, in denen die Informantin ‚anonym‘ bleiben möchte. So berichtete sie etwa:

Vor allem wenn ich frech bin oder, wenn ich mich über etwas aufrege, dann rede ich voll Wienerisch. In der Straßenbahn oder im Geschäft: 'Ich hätte gerne ...'. 'Können Sie mir sagen, wo ich die Waschmaschinen finde?', oder einfach, wenn ich etwas frage und ich mir denke, ich will die nicht schon wieder nerven. Ja, wenn ich im Geschäft etwas frage und anonym bleiben will, dann frage ich lieber auf Hochdeutsch. (Case 4, Z 259).

Die ‚hochdeutsche‘ Sprechweise fungiert hier als Art *Deckmantel*, anhand dessen sie nicht als Steirerin erkannt werden kann. ‚Hochdeutsch‘ besitzt also für die Informantin dann Prestige, wenn sie nicht als Dialektsprecherin bzw. Steirerin erkannt werden möchte und wenn sie sich in tendenziell unangenehmen Situationen befindet. Auch hier fungieren extralinguale Faktoren als Trigger für die Wahl der Sprechweise: Die Faktoren wie etwa Gesprächspartner und Gesprächssituation beeinflussen die Informantin in ihrer Interaktion.

❖ Subkategorie: Stigma ‚Hochdeutsch‘

Die Informantin, die sich im Lauf des Interviews als sehr dialektloyal erwies, stigmatisierte das ‚Hochdeutsche‘ bzw. deren SprecherInnen ganz offen. So assoziiere sie bspw. „schnöselig“ (Case 4, Z 274) und „arrogant“ (Mindmap) mit StandardsprecherInnen.

Besonders kritisiert sie den ‚Wiener Dialekt‘ bzw. das ‚Wiener Hochdeutsche‘. Sie meint, dass sie daher auch sehr ungern ‚hochdeutsch‘ spreche, da sie kein ‚normales Hochdeutsch‘ spricht, sondern ein ‚Hochdeutsch‘ mit „Wiener Slang und Badner Einschlag“ (Case 4, Z 176), was zu einer sprachlichen Selbstentfremdung führe. Diese ‚hochdeutsche‘ Sprechweise wird zuhause [in der Steiermark] von der Familie stigmatisiert. So berichtet sie:

Naja, es hat dann schon angefangen, dass wenn man heimkommt, dass man das [Wienerische, I. R.] nicht ganz gleich ablegen kann und dann daheim kritisiert wird, dass man schon schöner redet und dass man schon eine Wienerin ist. Obwohl man das bei Weitem nicht ist. (Case 4, Z 228).

Im Ort wird folglich der ‚Dialekt‘ als die Prestigesprachvarietät betrachtet und sämtliche Annäherungen an das ‚Hochdeutsche‘ werden kritisiert und in Folge stigmatisiert.

Kategorie: Sprachgebrauch

Zu ihrem eigenen Sprachgebrauch äußert die Informantin, dass sie mittlerweile, aufgrund ihres beruflichen Umfelds, Kompetenzen aufweist, die man linguistisch als multivariétät bezeichnen kann. So ist sie einerseits leidenschaftliche Dialektsprecherin, kann gleichzeitig jedoch innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuum auch in Richtung ‚Hochdeutsch‘ shiften. So berichtet sie:

Man merkt, dass ich aus der Steiermark bin und ich rede durchaus Dialekt, aber wenn ich nicht will, dann rede ich auch ziemlich hart Hochdeutsch. Aber das kommt immer darauf an. Wenn ich nicht will, dass die wissen, dass ich aus der Steiermark bin, dann rede ich eher hochdeutsch. Und wenn ich will, dass die wissen, dass ich aus der Steiermark komme, weil mir vorkommt, dass kommt gut, dann rede ich Dialekt. Also ich nutze das halt immer bestmöglich aus. (Case 4, Z 258).

Je nach situativen Gegebenheiten bzw. ‚Kontextualisierungsbedarf‘ kann sie zwischen den Sprechweisen hin- und herwechseln und nutzt das ihr zur Verfügung stehende Repertoire bestmöglich aus.

So schlussfolgert sie auch, dass sie möglicherweise zwar schriftsprachlich Vorteile hätte, wenn sie ‚Hochdeutsch‘ besser beherrschen würde, gleichzeitig sieht sie jedoch auch die Vorteile, die sie durch ihren Dialektgebrauch hat:

[...] Nein, ich bin mir gar nicht sicher, ob es mir viel bringen würde [wenn sie besser Hochdeutsch sprechen würde, I. R.], weil ich glaube es hält sich die Waage, ob man jetzt gut Deutsch kann oder doch ein bisschen mit Sympathie punkten kann. Indem man doch ein bisschen Dialekt redet. Aber es wäre halt cool, wenn man beides perfekt kann. (Case 4, Z 190).

Aufgrund der zahlreichen positiven Erlebnisse, die die Informantin in Hinblick auf ihre dialektale Sprechweise machen durfte, sieht sie ihre ‚innere Mehrsprachigkeit‘, insbesondere aber auch ihre Dialektkompetenz, als enormen Vorteil. Sie subsumiert, dass sie doch eher denkt, sie hätte mehr Vorteile aufgrund ihrer dialektalen Sprachsozialisation. Insbesondere in der Steiermark, und hier v. a. in Allerheiligen i. Mürztal, würde eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise doch exkludierender sein. ‚Hochdeutsch‘ beherrsche sie, zumindest in Hinblick auf Lesen und Schreiben, ohnehin. Insofern sieht sie es eher als Bereicherung, beide Sprachvarietäten (mehr oder weniger) zu können (vgl. Case 4, Z 235). Zudem hat der Bericht ihrer sprachbiographischen Schlüsselerlebnisse gezeigt, dass sie des Öfteren aufgrund ihrer dialektalen Sprechweise – auch in Wien – als sympathischer wahrgenommen wurde, weshalb sie auch in Wien gerne ‚Dialekt‘ spricht, um zu verdeutlichen, dass sie keine „grantige Wienerin“ (Case 4, Z 185) ist. Diese Äußerung ist insbesondere dahingehend sehr interessant, da man, vice versa, in Allerheiligen i. Mürztal mit einem bewusst eingesetzten ‚Wienerisch‘ nicht punkten kann.

❖ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Hinsichtlich der sprachlichen Sozialisation von Kindern erwähnte die Informantin, wie zuvor schon kurz erläutert, dass sie sich eine Art ‚umgangssprachliche‘ Sprechweise – im Sinne einer Mischung aus ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ (vgl. Case 4, Z 271) – für ihre Kinder wünsche. Idealerweise besitzen sie eine multivarietaire bzw. multifunktionale Sprachkompetenz:

[F: Wie wünschst du dir, dass deine Kinder einmal sprechen?] Ich glaube, es ist schwierig, und ich glaube, es kommt darauf an, wo man seine Kinder erzieht. Wenn ich sie in Wien erziehe, dann rede ich mit ihnen Dialekt, damit sie daheim Dialekt reden, weil in der Schule reden sie ja sowieso hochdeutsch. Aber in den ersten Jahren natürlich möglichst Deutsch. Und wenn ich daheim bin, dann glaube ich das Gegenteil. Also wenn ich in der Steiermark Kinder erziehen würde, dann würde ich glaube ich eher schön reden. Aber nicht ganz extrem, weil sie sollen ja Dialekt auch verstehen und nicht irgendwann in der Volksschule stehen und sich denken: ‚Ah, was reden die?‘ Aber eher hochdeutsch, weil dann lernen sie eh den Dialekt automatisch irgendwann. (Case 4, Z 260).

In der intendierten Sprechweise mit Kindern sind somit beide Pole des Dialekt-Standard-Kontinuums involviert. Die Informantin postuliert eine dialektale Sprechweise mit ihren

Kindern, sofern sie in der Stadt aufwachsen und folglich im Umfeld automatisch mit der ‚Hochsprache‘ konfrontiert werden. Hier betont die Informantin, dass ihr die (passive) Verstehenskompetenz der dialektalen Sprechweise noch viel wichtiger wäre als die tatsächliche (aktive) Sprechkompetenz (vgl. Case 4, Z 267) – v. a. in Hinblick auf die wechselseitige Verständigung mit den steirischen Großeltern. Sollte sie ihre Kinder jedoch am Land erziehen, so strebt sie eine genau komplementäre Sprachsozialisation an, nämlich eine eher ‚hochdeutsche‘, sodass sie wieder beide Sprachvarietäten beherrschen: eine ‚hochdeutsche‘ via Primärsozialisation der Eltern, eine dialektale über das Umfeld wie etwa der Peer-Group⁶⁷.

In Hinblick auf die Dichotomie ‚sprechen können‘ vs. ‚sprechen lernen‘ äußerte die Informantin, dass sie mit Babys ohnehin eine Art verniedlichtes Deutsch (‚Baby-Talk‘) spreche: „Man redet eher Dialekt, wenn sie Babys sind und erst dann schöner, wenn man merkt, dass sie aufmerksamer sind und lernen zu sprechen.“ (Case 4, Z 283) Solange es also ‚rein‘ emotional um die Interaktion mit Babys geht wird ‚Dialekt‘ gesprochen. Erst wenn die kognitive Dimension ins Spiel kommt, wird ‚Hochdeutsch‘ mit einem Kleinkind geredet. Mit Kindern, die bereits sprechen können, spricht sie ihren eigenen Angaben nach ebenfalls ‚schöner‘ (vgl. Case 4, Z 263), wobei sie sich zumeist auch nicht „lange konzentrieren will“ (Case 4, Z 261), weshalb ihr dann auch in der Kommunikation mit Kindern, die schon sprechen können, immer wieder dialektale Segmente in Form von Phrasen oder Worten ‚auskommen‘ (vgl. Case 4, Z 261).

Die Informantin, die selbst mehrere Stigma-Erlebnisse in Form von Sprach- und Artikulationsbarrieren gemacht hat, setzt sich eine Art multivarietaire sprachliche Sozialisation zum Ziel. Die dialektloyale Haltung der Informantin zeigt sich dennoch auch anhand der Tatsache, dass sie intendiert, ihren Kindern selbst in Wien auch eine (zumindest passive) dialektale Sprachkompetenz zu vermitteln. Analog dazu versteht sie den ‚Dialekt‘ als Teil ihrer persönlichen Identität, der – nicht zuletzt aufgrund der positiven sprachbiographischen Schlüsselerlebnisse – prestigeträchtig ist. Hervorgehoben wurde zudem das sozial verbindende Potenzial des ‚Dialekts‘ im Sinne einer kollektiven Identität, in Abgrenzung zu den ‚Hochdeutsch‘-SprecherInnen. Eine dialektale Sprechweise indiziert ein

⁶⁷ Der Wunsch von Bundesländer-Eltern, dass die Kinder den Herkunftsdialekt der Eltern irgendwie (passiv) ‚behalten‘ wird, obwohl sie in Wien aufwachsen, wird wohl selten ‚erfüllt‘.

Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl, das an die nächste Generation weitergegeben werden soll.

3.4.2 Ergebnisse der inhaltszentrierten Auswertung

Dieser Teil der Ergebnisdarstellung basiert auf einer inhaltszentrierten Analyse ausgewählter Äußerungen der Informantinnen. Zugleich wird an dieser Stelle ein Vergleich aller Interviews stattfinden. Dieses Kapitel gliedert sich in zwei Subkapitel: Einerseits sollen im Kapitel *Die Sprachkonzepte im Licht der Prestige-Stigma-Ambivalenz* folgende Forschungsfragen beantwortet werden:

- Welche Konzepte von Varietäten der deutschen Sprache haben die Probandinnen im Lauf ihrer Sozialisation erworben und welche ‚soziale Bedeutung‘ (insbesondere Prestige bzw. Stigma) indizieren diese Konzepte?
- Gibt es sprachbiographische ‚Schlüsselerlebnisse‘ in diesem Zusammenhang?

Dabei wurde die Frage nach den sprachbiographischen Schlüsselerlebnissen weitestgehend zuvor mittels subjektzentrierter Analyse bereits beantwortet. Diese Frage wird folglich an dieser Stelle nur noch am Rande behandelt.

Andererseits werden im zweiten Unterkapitel (*Kommunikation mit Kindern*) all jene Fragestellungen, die sich auf die Gesprächskonstellation ‚Mutter-Kind‘ beziehen, beantwortet. Folgende Forschungsfragen wurden aufgeworfen:

- (Inwiefern) beeinflusst die von den Probandinnen erworbene soziale Bedeutung der Varietäten der deutschen Sprache ihre (postulierte bzw. intendierte) Mutter-Kind-Kommunikation?
- (Inwiefern) erfolgt in diesem Zusammenhang eine Tradierung der sozialen Bedeutung von Sprachvarietäten?

3.4.2.1 *Die Sprachkonzepte im Licht der Prestige-Stigma-Ambivalenz*

3.4.2.1.1 ‚Dialekt‘

Einleitend in jedes Interview wurde die Frage gestellt, wie die Informantinnen ihre alltägliche Sprechweise bezeichnen würden. Geantwortet wurde darauf „steirisch“ (Case 2; Case 4), „gschert“ (Case 3, Z 284) und „Dialekt“ (Case 1; Case 5). Die Informantinnen

bezeichneten sich selbst folglich als Dialektsprecherinnen bzw. ‚Dialekt‘ als ihre alltägliche Sprechweise. Auffallend war auch, dass allen Informantinnen bewusst zu sein scheint, dass es innerhalb der Steiermark starke dialektale Differenzen gibt: So notierte eine Informantin bspw. „Steirisch ist nicht Steirisch“ (Case 4; vgl. Mindmap). Auf die Frage, was sie genau damit meinte, kam die Antwort, „[d]ass es je nach regionaler Herkunft doch sehr unterschiedlich ist, wie man spricht.“ (Case 4, Z 177). Eine andere Informantin ordnet die ‚steirischen Dialekte‘ ganz konkret in zwei Kategorien:

Ich habe die Ansicht, dass es in der Steiermark zwei Dialekte gibt. [...] Also halt die Untersteirer, die halt bellen. Und dann Obersteirer, wo Murau halt noch ein bisschen unterschiedlich ist. [...] Und einen von denen hätte ich halt gescheit vertreten quasi. (Case 3, Z 358).

Innerhalb dieser zwei im Bewusstsein stehenden Dialektregionen beobachtet diese Informantin zudem eine noch kleinräumigere Differenzierung (vgl. Case 3, Z 321). In dieser zitierten Aussage wird – metaphorisch – auch ein typisches Steiermark- bzw. ‚Steirisch‘-Stereotyp angesprochen, demzufolge alle Steirer *bellen*. Dieses Autostereotyp wurde von allen Informantinnen angeführt und bezieht sich auf die stark ausgeprägte Diphtongierung von Vokalen⁶⁸. Als Beispiele wurden hier z. B. *wou* für ‚wo‘ (Case 5, Z 445) sowie *I houn vergeissn zu eissn* für ‚Ich habe vergessen zu essen.‘ (Case 4, Z 249) genannt. Doch auch hier zeichnet sich eine Sensibilisierung für steirische Merkmalspezifika ab. So erkannte eine Informantin beispielsweise, dass im Mürztal weniger ‚gebellt‘ werde, als in anderen steirischen Dialektregionen:

Die hinter dem Alpl, die bellen nämlich wirklich. Ich habe das ja früher auch gar nicht gewusst. Aber da sind die [...], die Feldbacher, hinter dem Alpl. So Weiz. Dort in der Gegend halt. Die halt so richtig [imitiert Bellen] bellen. [...] [M]ittlerweile weiß ich, dass die ja eigentlich noch viel ärger bellen als wir. (Case 5, Z 468).

In einem anderen Fall wurde ebenfalls davon gesprochen, dass diese besagte Diphtongierung als salient für das Steirische gelte. So erklärte eine Informantin, dass sie in Graz aufgrund des ‚Bellens‘ sofort als Steirerin entlarvt wurde und differenzierte ebenfalls auf arealer Ebene den Grad der Diphtongierung:

Ich glaube, es hat schon jeder erkannt, dass ich eine Steirerin bin. [Woran glaubst du hat man das erkannt?] An dem Bellen. Ja voll. Nein, da glauben sie ja auch, dass alle Steirer bellen. Und dabei

⁶⁸ Wie GLUDOVACZ (2016: 68) zeigen konnte, spiegelt sich die Vorstellung, alle SteierInnen würden dieses phonologische Merkmal realisieren, ebenfalls in Form eines Heterostereotyps im Bewusstsein der WienerInnen.

bellen ja nur die da unten [Region Weiz, I. R.]. Aber ich glaube, ein bisschen bellen tun wir schon alle. Und da erkennt man es dann schon. (Case 2, Z 133).

Aus linguistischer Sicht, so konnte auch STEINEGGER (1998: 368) herausarbeiten, wird in der Ost- und Weststeiermark stark ‚gebellt‘. Diese Regionen werden auch innerhalb der Steiermark tendenziell abgewertet. Die Informantin aus Case 2 möchte sich hier somit bewusst auch von jenen Steirern und Steirerinnen abgrenzen, die tatsächlich ‚bellen‘.

Des Weiteren gaben alle Informantinnen an, eigentlich keinen ‚richtigen Dialekt‘ zu sprechen. Sie betitelten sich selbst zwar als typische Dialektsprecherinnen des ‚Mürztaler Dialekts‘, als *prototypische* Sprecherinnen verstehen sie sich jedoch nicht. Unter prototypischem Dialekt verstehen die Informantinnen z. B.: „Ja, da sind ein paar Wörter dabei, die ich selbst nicht verstehe und das ist dann der prototypische Dialekt.“ (Case 4, Z 244). Auf die Frage, wer diesen ‚prototypischen Dialekt‘ spreche, wurde vielfach ‚ältere Leute‘ geantwortet. So erklärte eine Informantin, den ‚prototypischen Dialekt‘ sprechen

[a]lte Leute. Das sind so die, von denen ich immer neue Wörter lerne eigentlich. [...] Aber, also eigentlich eher so ältere Leute, die halt wirklich früher anders geredet haben. [...] Noch viel ‚gscherter‘ [als die Informantin selbst spricht, I. R.]. (Case 3, Z 363).

In diesem Zusammenhang wurde auch der Terminus *reiner Dialekt* aufgegriffen, den es laut einer Informantin nicht wirklich gibt, denn „sobald du woanders bist, hast du ja wieder einen ganz anderen Dialekt.“ (Case 3, Z 337) Das Konzept *reiner Dialekt* charakterisiere sich für sie persönlich an lexikalischen Spezifika, die ihr selbst unbekannt sind (vgl. Case 3, Z 337):

Also, wenn ich jetzt zum Beispiel mit meiner Oma rede, die wohnt ja nur zwei Ortschaften weiter, dann hat sie schon auch noch ab und zu so Wörter, die ich gar nicht kenne. Also für mich ist das dann reiner Dialekt. Also dass man schon wirklich auch den Wortschatz hat, den man halt im wirklichen Dialekt hat. Also nicht nur so ‚gschert‘ redet. (Case 3, Z 337).

Interessant ist hier, dass die Informantin ihren eigenen ‚Dialekt‘ vom ‚reinen Dialekt‘ ausdrücklich abgrenzt. Folglich spreche sie nur ‚gschert‘, also *derb* und *stark dialektal*, wohingegen der Großelterndialekt *reiner* wäre. Hierdurch wird deutlich, dass den Informantinnen die Dynamik der Sprache indirekt bewusst zu sein scheint. Ein Sprachwandel vollzieht sich, laut einer Informantin, v. a. auf Ebene der Lexik. Hier wird der Sprachwandel zwischen älterer und jüngerer Generation insbesondere in Hinblick auf den Verlust der varietätenspezifischen, lexikalischen Merkmale wahrgenommen, die nach und

nach ‚aussterben‘. Postuliert wird somit ein möglicher ‚Tod‘ des ‚ursprünglichen‘, ‚reinen Dialekts‘.

[F: Was meinst du, mit Unterschieden zwischen heute und früher?] Ja, dass es schon so Wörter gibt, die wir nicht kennen. So ‚greamsch umi‘, kennen ja nicht mehr viele. Oder so ‚auneigl‘ und so. Das kennen ja nur mehr ein paar. Also eben ein paar Wörter glaube ich schon, dass aussterben⁶⁹. (Case 2, Z 145–146).

Eine andere Informantin subsumierte diesbezüglich sehr treffend:

Ja, weil meine Oma hat Wörter gesprochen, die ich nicht kenne. Meine Mama weiß die noch, aber verwendet sie nicht mehr und ich kenne sie gar nicht mehr so. Also ich glaube, da geht immer was verloren. Man redet halt auch immer mehr Englisch. Ich glaube, dass das auch dazukommt, dass man immer mehr englische Begriffe verwendet. (Case 4, Z 254).

Erwähnt wird hier auch der zunehmende Einfluss von Anglizismen, die sich nach und nach auf lexikalischer Ebene im Deutschen etablieren. Das sei v. a. ein Phänomen der Jugendsprache, die sich, zusätzlich zu Anglizismen, durch zahlreiche Abbreviationen auszeichne. Eine Informantin erklärte an dieser Stelle, dass es nicht nur einen Unterschied zwischen der Sprache der Großelterngeneration und der heutigen Jugend gebe, sondern bereits sprachliche Differenzen zwischen der jüngeren Generation und ihrer Generation, also den Mittzwanzigern, offensichtlich seien:

Ja, die Jungen haben schon wieder ihre eigene Sprache irgendwie. Da komme ich ja teilweise gar nicht mehr mit. Also vor allem diese ganzen Abkürzungen da. Da weiß ich teilweise schon gar nicht mehr, was das heißt. Wie die reden. Also da glaube ich schon, dass es da Unterschiede gibt. Jetzt schon zu meiner Generation und der nach mir. (Case 1, Z 96).

In diesem Zusammenhang wurde auch gefragt, ob die Informantinnen den ‚Dialekt‘ der Großelterngeneration und ihren eigenen mit einem Wort beschreiben könnten. Auf die Frage nach dem ‚Großelterndialekt‘ kamen etwa folgende Antworten: „ursprünglich“ (Case 3, Z 372; Case 5, Z 473), „Bauern“ (Case 2, Z 138) und „Oma-mäßig“ (Case 4, Z 255). Der Dialekt, die sie selbst sprechen, wurde mit Begriffen wie z. B. „gemischt“ (Case 5, Z 474), „beeinflusst“ (Case 3, Z 373) und „Mittelklasse“ (Case 2, 171) assoziiert. Mit der Dichotomie ‚Bauern‘ und ‚Mittelklasse‘ wird die stereotype Schichtzuschreibung angesprochen, die auf Basis von Sprachvariation erfolgt. Andererseits wird der ‚Dialekt‘

⁶⁹ In Zusammenhang mit dem ‚Sterben‘ des ‚echten‘ Dialekts sei hier erneut auf die Theorie zur Dynamik von Sprache nach SCHMIDT/HERRGEN (2011) verwiesen.

der Großeltern als *ursprünglicher* und *reiner* als der heutige ‚Dialekt‘ perzipiert, immerhin sei dieser ‚Dialekt‘, als jener ihrer eigenen Generation, *beeinflusst* und *gemischt*. Im Bewusstsein der Informantinnen spiegelt sich der Einfluss von Fremdwörtern aus anderen Sprachen wider, der natürlich durch die wachsende Mobilität noch verstärkt zutage tritt. Eine Informantin folgerte: „Ja, weil *tschüün* [‚chillen‘, I. R.] hat früher auch niemand gesagt. Und jetzt ist es aber Dialekt.“ (Case 2, Z 148)

In Anbetracht der Variation und des Wandels des ‚Steirischen‘ bzw. des ‚Mürztaler Dialekts‘ war es grundsätzlich schwer herauszufiltern, wodurch sich der ‚prototypische Dialekt‘ in den Köpfen der Informantinnen charakterisiert. Eine Informantin äußerte jedoch, dass sie sich selbst eben sehr wohl als (proto-)typische Vertreterin eines ‚Mürztaler Dialekts‘ wahrnehme, sie aber eben auch nicht jeden ‚Mürztaler Dialekt‘ prototypisch repräsentiere: „Es ist halt jetzt nicht prototypisch für eine Grabler oder so, das bin ich jetzt nicht.“ (Case 4, Z 359). Dadurch wird deutlich, dass in der Wahrnehmung der Informantinnen eben mehrere, kleinräumigere Dialektgebiete präsent sind. Einen dieser kleinräumigen ‚Mürztaler Dialekte‘ repräsentieren sie folglich und für diesen kleinräumigen Dialekt verstehen sie sich auch als (proto-)typische Sprecherinnen. Dennoch findet eine deutliche Abgrenzung zu jenen DialektsprecherInnen, des „wilden“, „richtigen“, „argen“ (Case 1, Z 50) ‚Dialekts‘ statt (vgl. Case 2, Z 167). Allgemein hat sich in allen Interviews die Tendenz gezeigt, dass der jeweils eigene ‚Dialekt‘ als durchaus überregional verständlich wahrgenommen wird und aufgrund dessen eben nicht als ‚richtiger‘, ‚arger Dialekt‘ angesehen wird.

Zudem ließen sich im Lauf des Interviews sehr markante Negativassoziationen bzw. Stereotypisierungen elizitieren: So konnotiert eine Informantin ‚Dialekt‘ unweigerlich mit einem geringeren Bildungsgrad, was sie durch die Bezeichnung „Bauerndialekt“ (Case 2, Z 138) unterstreicht. Die verdeckte Stigmatisierung seitens dieser Informantin findet v. a. dann statt, wenn sie ‚Hochdeutsch‘ bzw. die ‚schönere Umgangssprache‘ in Zusammenhang mit einem höheren Bildungsgrad bringt. Dieser Konnex verdeutlicht, dass sie sich als Lehrerin vom ‚Bauerndialekt‘ abgrenzt und sich selbst den SprecherInnen des ‚besseren Dialekts‘ zuordnet.

Negativ bewertet wurden der ‚Dialekt‘ bzw. die SprecherInnen des ‚Dialekts‘ auch dann, wenn vonseiten eines Sprechers bzw. einer Sprecherin keinerlei Bemühen einer

sprachlichen Anpassung (z. B. in Form eines ‚Style-Shiftings‘ bzw. ‚-Switchings‘) besteht:

Also der Mensch wirkt für mich immer gleich einmal ein bisschen sympathischer, wenn er Dialekt redet. Aber in manchen Situationen kann er eben auch wieder extrem patriotisch wirken auf mich, so wie eben im Fall von S., der einfach sowas von gar nicht runtergeht von seinem Tiroler Dialekt und der das einfach gar nicht annimmt, dass man jetzt in der Stadt an der Uni ist und vielleicht einfach einmal ein bisschen schöner reden müsste. Weil das einfach nicht in seine Norm reinpasst und in das, wie er seinen Patriotismus daheim gelernt hat. (Case 5, Z 490).

Geht der Dialektgebrauch folglich in gelebten Patriotismus über und besteht keine Ambition einer sprachlichen Anpassung, so wird der ‚Dialekt‘ stigmatisiert und negativ bewertet. Ähnliches wurde auch von einer weiteren Informantin berichtet:

[...] Wenn es ganz schlimm ist und mir erscheint, da besteht überhaupt kein Bemühen, auf den anderen einzugehen, dass er dich versteht oder womöglich verstehen könnte, finde ich es unsympathisch. Wenn jedoch ein bisschen so Dialekt mitschwingt und du bei deinem Gegenüber merkst, dass er dich eh versteht, dann finde ich es nett, wenn man Dialekt redet. (Case 4, Z 279).

Die Bewertung von Sprachvarietäten hängt, wie am eben genannten Beispiel deutlich wird, stark von den situativen Gegebenheiten der Interaktion bzw. Kommunikation ab.

Generell hat sich bei allen Informantinnen ein interessantes Bild in Bezug auf das Konzept *Dialekt* gezeigt: Die Gewährspersonen bezeichneten sich selbst alle als Sprecherinnen des ‚Mürztaler Dialekts‘, der aufgrund seines identitätsstiftenden Potenzials in den ‚Köpfen‘ der Informantinnen auch mit einem gewissen Prestige assoziiert wird. Gleichzeitig grenzten sich alle Informantinnen vom *wilden, derben Bauern- und Grabendialekt* ab, der aufgrund seiner kleinräumigen Verständlichkeit und den Negativassoziationen in Hinblick auf Bildungsgrad tendenziell stigmatisiert wird. Sie verstehen sich folglich als Sprecherinnen eines *besseren und verständlicheren steirischen ‚Dialekts‘*.

3.4.2.1.2 ‚Umgangssprache‘

Auf die Frage, wie die Gewährspersonen die dem ‚Dialekt‘ entgegengesetzte Sprechweise bezeichnen würden, kamen die Antworten ‚Hochdeutsch‘ (Case 3, Z 285), ‚eine Art von Hochdeutsch‘ (Case 5, Z 404), ‚schönere Umgangssprache‘ (Case 2, Z 101), ‚Versuch hochdeutsch zu sprechen‘ (Case 4, Z 175) und ‚schönes Deutsch‘ (Case 1, Z 7). Interessanterweise wurde an dieser Stelle von einer Informantin gesagt, sie spreche ‚schönere Umgangssprache‘, sofern sie nicht ‚Dialekt‘ spreche. Auf die Frage, was genau mit ‚Umgangssprache‘ gemeint sei, kam die Antwort: „Also schon Steirisch, aber schöner.

Also nicht so arg Dialekt.“ (Case 2, Z 104). Hier wird bereits deutlich, dass sämtliche Intentionen eines standardsprachlichen Sprachgebrauchs vom dialektalen Pol als ‚Default‘-Pol ausgehen. Folglich wird das Konzept ‚Umgangssprache‘ eher aufseiten des ‚Dialekts‘ positioniert und weniger mit dem Pol ‚Hochdeutsch‘ assoziiert.

Grundsätzlich, und diese Beobachtung ist sehr interessant und aufschlussreich, wurden in Zusammenhang mit dem Konzept *Umgangssprache* vielfach Begriffe wie „eine Mischung“ (Case 3, Z 301), „ein Mix aus Hochdeutsch und Steirisch“ (Case 4, Z 196), „ein Mittelding“ (Case 1, Z 87) oder „ein Mischmasch“ (Case 4, Z 342) genannt. Diese unscharfen Umschreibungen weisen darauf hin, dass den Informantinnen für den *Zwischenbereich* zwischen Standardsprache und Dialekt ein Fundus an expliziten Begrifflichkeiten zu fehlen scheint. Die laiensprachlichen Bezeichnungen sprechen allerdings einen wenig strukturierten und unscharf definierten Bereich an, der dem linguistischen Konzept *Umgangssprache* nahekommt. Der Terminus *Umgangssprache* selbst wurde nur zweimal explizit genannt. Hier wurde dann allerdings deutlich, dass der Begriff *Umgangssprache* die ‚Sprache im Umgang‘ im Sinne von *Alltagssprache* und folglich Dialekt meinte. Einzig die laienlinguistische Beschreibung ‚schönere Umgangssprache‘ (vgl. Case 2, Z 101) könnte mit dem linguistisch konzipierten ‚umgangssprachlichen‘ Bereich definitiv kongruieren.

Interessanterweise bezeichnete sich keine der Informantinnen selbst als wirklich kompetente Sprecherin des ‚Hochdeutschen‘, weshalb der (subjektiv postulierte) Sprachgebrauch wohl tatsächlich am ehesten dem linguistischen Konzept ‚Umgangssprache‘ entspricht. So äußerte eine Informantin z. B., dass sie ihre intendiert standardsprachliche Sprechweise eigentlich nicht als ‚Hochdeutsch‘ bezeichnen würde, sondern als ‚schöneres Deutsch‘ (vgl. Case 1, Z 6–7). Eine Informantin, die jetzt selbst als Lehrerin arbeitet, war der Meinung, dass ‚schönere Umgangssprache‘ im Sinne einer „Schulsprache“ (Case 2, Z 114) von jedem Lehrer bzw. jeder Lehrerin unbedingt konsequent umzusetzen sei. Im Gegensatz dazu ergänzt sie, dass ‚reines Hochdeutsch‘ jedoch im Kontext *Schule in der Steiermark bzw. am Land* wiederum nicht angemessen sei, zumal das nicht mehr *natürlich* sei (vgl. Case 2, Z 110). Folglich sollten die Lehrer „schön, aber nicht zu schön“ (Case 2, Z 112) sprechen. Abhängig ist diese ‚Schulsprache‘ jedoch abermals von den situativen Gegebenheiten der Interaktion: In Case 2 sowie in Case 5 wurde betont, dass der Gebrauch der ‚Hochsprache‘ bzw. der ‚schöneren Umgangssprache‘ ein *in eine Rolle*

hineinschlüpfen markiert, weshalb eine (aus linguistischer Sicht) umgangssprachliche Varietät für Unterrichtssituationen den Informantinnen wohl adäquat erscheint. Außerhalb des Unterrichts, wie etwa in Projektzeiten o. Ä., sollten Lehrpersonen jedoch auch „Mensch sein können“ (Case 5, Z 422) und folglich ‚Dialekt‘ sprechen. Der Formalitätsgrad der Gesprächssituation bestimmt demgemäß die Varietätenwahl.

Ferner haben alle Informantinnen immer davon gesprochen, dass ihnen während einer ‚hochdeutschen‘ Sprechweise Dialektales *rausrutsche* oder sie während dessen von ‚Hochdeutsch‘ in den ‚Dialekt‘ *verfallen* (vgl. Case 4, Z 217). Das verdeutlicht, dass ‚Hochdeutsch‘ an sich nicht zum natürlichen Sprachvarietäten-Repertoire der Informantinnen gehört und es mit einem gewissen Grad an Mühe verbunden ist, konsequent in der standardnahen Sprechlage zu interagieren.

3.4.2.1.3 ‚Hochdeutsch‘

Das Konzept *Hochdeutsch* wurde im Rahmen dieser Interviews unweigerlich mit *Deutschland* assoziiert. Gleichzeitig grenzten sich alle Interviewpartnerinnen explizit von dieser ‚hochdeutschen‘ Sprechweise ab und explizierten, dass sie selbst, wenn überhaupt, höchstens eine „Abwandlung“ (Case 3, Z 296) davon sprechen.

‚Hochdeutsch‘ wurde areal in den österreichischen Städten Graz und Wien lokalisiert, wobei auch am Land zunehmend die Tendenz einer ‚hochdeutschen‘ Sprechweise bemerkt wird:

Mir fällt es schon auf, dass sich daheim viele bemühen. Vor allem in Graz finde ich es ganz schlimm, wenn du unterwegs bist und nicht mehr weißt, ob du in Wien oder in Graz bist, weil sie eh schon ganz gleich reden [,gleich‘ im Sinne von ‚Hochdeutsch‘, I. R.]. Und das finde ich eigentlich nicht so gut, weil ich finde, dass Dialekt irgendwie dazugehört und uns das auch ausmacht. Das ist halt Identität [...]. (Case 4, Z 251).

Das „Grazer Hochdeutsch“ (Case 5, Z 418) wurde in den Interviews wie auch das ‚Wienerische‘ sehr ambivalent beurteilt. So bewertete eine Informantin (Case 1) das Grazer ‚Hochdeutsch‘ als das ‚schönste Hochdeutsch‘, da die GrazerInnen nicht so „übertrieben hochdeutsch“ (Case 1, Z 85) sprechen, wohingegen eine andere Informantin (Case 5) anmerkte, dass sie die stetige Entwicklung in Richtung ‚Hochdeutsch‘ in Graz nicht gutheißen kann (vgl. Case 5, Z 469).

Die Spracheinstellungen der Informantinnen in Bezug auf ‚Hochdeutsch‘ waren sehr ambivalent: Einerseits wurde eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise in gewissen Gesprächskontellationen (hier v. a. im formal-öffentlichen Bereich) positiv bewertet. ‚Hochdeutsch‘ wurde hier etwa mit *höherer Bildung* und *Intellekt* konnotiert. So äußerte etwa eine Informantin:

Ja, er [der ‚Hochdeutschsprecher‘, I. R.] wirkt einfach, als wäre er jemand, der sich überall ein bisschen besser auskennt. [...] Er strahlt halt so ein bisschen ein Wissen und ein bisschen mehr aus für mich. (Case 5, Z 492).

Gleichzeitig, und diese Haltung zeigte sich wesentlich häufiger, fand eine Abwertung der SprecherInnen des ‚Hochdeutschen‘ statt. Kritisiert wurden diese insbesondere in Hinblick auf deren *hochnäsige, besserwisserische* Art. Zudem konnotierte eine Informantin ‚Hochdeutsch‘ konkret mit Personen, die einen höheren gesellschaftlichen Rang aufweisen:

Naja, ich erinnere mich genau an das, dass die Familien, die ein bisschen mehr Geld gehabt haben, die sich ein bisschen besser vorgekommen sind, da sind die Kinder in Hochdeutsch erzogen worden. Und die normalen Familien im Dialekt. Das heißt, es hat eine gesellschaftliche Wertigkeit gehabt auf die Art. Also so habe ich es daheim kennengelernt. In Wien habe ich schon andere Sachen jetzt auch kennengelernt, dass das einfach nur wegen der BILDUNG gemacht worden ist. Aber daheim war es halt einfach wirklich, dass da halt einfach, ja, die Familien, die es ein bisschen dicker gehabt haben beziehungsweise halt einfach ein bisschen mehr Geld, sich ein bisschen besser vorgekommen sind. Und die haben halt dann in Hochdeutsch geredet. Wo die Eltern halt sehr Wert gelegt haben auf das und so. [...] (Case 5, Z 415).

‚Hochdeutsch‘ wird somit im Mürztal als atypische Sprachvarietät wahrgenommen, die auch mit gewissen Stigma-Anteilen aufgeladen ist.

3.4.2.1.4 Zur ‚sozialen Bedeutung‘ der Sprachvarietäten

Im Sinne eines Kulturgutes wurde ‚Dialekt‘ von den Informantinnen mit Begriffen wie bspw. ‚Heimat‘, ‚Zuhause‘, ‚Steiermark‘ und ‚Kernöl‘ assoziiert. Es zeichnet sich folglich ab, dass die Informantinnen ‚Dialekt‘ grundsätzlich als identitätsstiftend im Sinn eines Brauchtums empfinden. Dialektloyalität steht hier folglich in engem Zusammenhang mit der Orts- bzw. Bundesländerloyalität. ‚Dialekt‘ wird als Verbindung zur *Heimat*, zum *Ursprung* und zur steirischen bzw. österreichischen Kultur wahrgenommen, ein Medium das auch ein Zusammengehörigkeits- bzw. Gemeinschaftsgefühl transportiert und eine

Gruppenfestigung nach innen markiert. In dieser Konstellation ist ‚Dialekt‘ prestigeträchtig. ‚Dialekt‘ wird zudem von den Informantinnen als alltägliche Normalsprechweise wahrgenommen, die v. a. im Kommunikationskontext *Familie* und *Freunde*, in Form eines „Familiendings“ (Case 1, Z 76), eine Prestigeaufwertung erfährt. Eigner und anderer ‚Dialekt‘ wurde des Weiteren mit den Attributen „persönlich“, „familiär“, „lieb“, „gemütlich“ (Case 1, Z 28; 70; 78), „natürlich“ (Case 3, Z 316), „lustig“, „exotisch“, „sympathisch“, „höflich“ (Case 4, Z 230; 222; 223; 179) und „nett“ (Case 5, Z 442) in Zusammenhang gebracht.

Gleichzeitig wurde ‚Dialekt‘ von allen Informantinnen auch als defizitäre Sprachvarietät und in diesem Zusammenhang als Sprach- bzw. Kommunikationsbarriere wahrgenommen und vor diesem Hintergrund offen stigmatisiert. Die Informantinnen betonten die kleinräumigere Verständlichkeit des ‚Dialekts‘ und hier insbesondere Kommunikationsschwierigkeiten mit Rezipienten aus dem deutschsprachigen Ausland (vgl. Case 5, Z 404) sowie allgemein Personen mit Migrationshintergrund (vgl. Case 3, 367). ‚Dialekt‘ wird zudem vielfach als *derb*, *aggressiv* und *gschert* perzipiert⁷⁰. Dieser ‚derbe Dialekt‘ wird vielfach mit einem niedrigeren Bildungsgrad assoziiert (vgl. Case 2, Z 164). Die Informantinnen grenzten sich selbst jedoch bewusst von diesem unverständlichen, ‚derben Dialekt‘ ab und bezeichneten sich indes als SprecherInnen eines ‚besseren‘, ‚verständlicheren Dialekts‘.

Das ‚Hochdeutsche‘ hat insbesondere im Sinn einer überregionalen, normierten, *korrekten* Sprachvarietät Prestige. Die Informantinnen erwähnten, dass sie es wichtig fänden, dass z. B. in der Schule, und hier v. a. im Deutschunterricht, Wert auf eine standardsprachliche Sprechweise gelegt werde. Das ‚Hochdeutsche‘ wird zudem in formellen Kommunikationskontexten, wie z. B. Universität und Arbeitswelt sowie in (halb-)öffentlichen Kommunikationssituationen wie etwa bei einer Präsentation, als besonders prestigeträchtig wahrgenommen. In derartigen Kontexten erfährt der ‚Dialekt‘ eine Abwertung.

⁷⁰ Beinahe dieselben Ergebnisse lieferte auch GOLDGRUBER (2011: 77). In ihrer Erhebung wurde der ‚steirische Dialekt‘ mit u.a. mit *derb*, *aggressiv* und *bellend* assoziiert.

3.4.2.1.5 Fazit

Die erste Forschungsfrage („Welche Konzepte von Varietäten der deutschen Sprache haben die Probandinnen im Lauf ihrer Sozialisation erworben und welche ‚soziale Bedeutung‘ [insbesondere Prestige bzw. Stigma] indizieren diese Konzepte?“) lässt sich demnach wie folgt beantworten:

Die linguistischen LaiInnen besitzen im Wesentlichen eine bivarietäre Konzeption der deutschen Sprache von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘. Eine Informantin (Case 2) explizierte ihren (situativ determinierten) Varietätengebrauch jedoch konkret gemäß der linguistisch konzipierten Trias *Standard – Umgangssprache – Dialekt*. Der Bereich der ‚Umgangssprache‘ wurde allerdings, wenn überhaupt, eher indirekt miteinbezogen, und je nach situativen Erfordernissen, innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums mit graduierenden Unterschieden einmal eher dem dialektalen, dann eher dem standardsprachlichen Pol zugeordnet. Ein ‚Shifting‘ bzw. ‚Switching‘ vollzieht sich folglich zwischen dem ‚Dialekt‘ und einer dialektal gefärbten ‚Umgangssprache‘.

Zudem hat sich gezeigt, dass auch das Konzept ‚Dialekt‘ mehrere Sprachebenen bzw. Phänomene umfasst: So unterschieden die Informantinnen innerhalb der ‚Mürztaler Dialekte‘ hier zwischen einem derberen ‚Bauern‘- bzw. ‚Grabendialekt‘ und dem ‚schöneren‘, ‚besseren Dialekt‘. Zudem nehmen die linguistischen LaiInnen wahr, dass ‚Dialekte‘ bereits kleinräumig in sehr unterschiedlichen Realisierungen auftreten, weshalb ihnen das Definieren eines prototypischen ‚Mürztaler Dialekts‘ eher schwer fiel.

‚Hochdeutsch‘ wird von den Informantinnen angeblich kaum gesprochen. Der Versuch, ‚hochdeutsch‘ zu sprechen bzw. diese Art von intendiertem Standard oder standardnaher Sprechweise, die den Aussagen der Informantinnen zufolge am ehesten realisiert wird, ist linguistisch ebenfalls am ehesten dem Konzept ‚Umgangssprache‘ zuzuordnen. Dies kennzeichnet sich insbesondere dadurch, dass die Informantinnen bei einer intendiert standardsprachlichen Sprechweise ungewollt immer wieder Richtung ‚Dialekt‘ shiften bzw. switchen – im Sinne eines *Verfalls* in den ‚Dialekt‘ – und somit eine standardnahe Sprechweise einen gewissen Grad an Mühe erfordert.

In Bezug auf die *soziale Bedeutung* von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ konnte dargelegt werden, dass diese Varietätenkonzepte situationsspezifisch bewertet werden und vor diesem Hintergrund auch je nach situativen Gegebenheiten Prestige und Stigma indizieren. Der ‚Dialekt‘ wurde etwa in alltäglichen, informellen Kommunikationssituationen –

mit Ausnahme der Kommunikation mit Kindern – als situationsadäquat und folglich als prestigereich und positiv im Sinne einer *unmarkierten* Sprechweise bewertet. Konnotiert wurde diese Sprachvarietät etwa mit Attributen wie *Familie, Kultur, Identität, Brauchtum, Tradition, natürlich* und *authentisch*. ‚Hochdeutsch‘ wird in formellen bzw. öffentlichen Gesprächskontexten als die prestigeträchtigere und geeignetere Sprechweise betrachtet. Eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise indiziert hier etwa einen *höheren Bildungsgrad* und *Intellekt*. Des Weiteren wird ‚Hochdeutsch‘ als die normierte Sprachvarietät wahrgenommen, die im Sinn einer überregionalen Verständlichkeit Prestige hat. Die Spracheinstellungsanalyse auf Basis der qualitativen Interviews konnte gleichzeitig zeigen, dass ‚Hochdeutsch‘ in alltäglichen, informellen Gesprächssituationen eindeutig stigmatisiert und als inadäquate Sprachvarietät perzipiert wird: ‚Hochdeutsch‘ wird hier etwa mit *schnöselig, besserwisserisch, Snob, Stadtmensch, High Society, eigenartig, unsympathisch* und *hohnäsig* konnotiert und abgewertet. Umgekehrt wird der ‚Dialekt‘ in formell-öffentlichen Gesprächskontexten als unangebracht und die SprecherInnen als *schlampig, egoistisch, nicht anpassungsfähig, derb* im Sinn eines *Bauerndialekts* bzw. *Grabendialekts* deklassiert. Die Informantinnen meinten zudem, dass der ‚Dialekt‘ aufgrund der *fehlenden Grammatik* eine defizitäre Sprechweise sei und eine restringierte, kleinräumigere Verständlichkeit aufweise.

Die Haltung der Informantinnen legt dar, dass neben ‚Hochdeutsch‘ auch der ‚Dialekt‘ in bestimmten Kommunikationskonstellationen sehr hohes Sozialprestige genießt. Wie schon ZIEGLER (1996: 238) eruierte, ist der ‚Dialekt‘ insbesondere im sozialen *Nahraum* prestigeträchtig, ‚Hochdeutsch‘ im sozialen Fremdraum. Interessanterweise konnte auch die vorliegende Studie belegen, dass das Gespräch mit Kindern in dieser Hinsicht eine sprachliche Sonderstellung einnimmt, wie im Folgenden expliziert wird.

3.4.2.2 *Kommunikation mit Kindern*

Wie im Theorieteil vorliegender Arbeit schon erwähnt, nimmt die Kommunikation mit Kindern sprachlich eine sprachliche Sonderstellung ein (vgl. etwa STEINEGGER 1998: 132). Ist der ‚Dialekt‘ grundsätzlich diejenige Sprachvarietät, die insbesondere im familiären Kontext besonders prestigeträchtig ist, konnte auch die vorliegende qualitative Studie jenes Postulat unterstreichen, dass mit (den eigenen) Kindern tendenziell *anders* gesprochen wird als mit Erwachsenen (als Familienangehörigen). Gewissermaßen evoziert

die Anwesenheit von Kindern bei den Informantinnen per se ein ‚Style-Shifting/-Switching‘-Verhalten, denn es passiert quasi ‚automatisch‘, dass man in Anwesenheit von Kinder bzw. mit Kindern *anders* spricht (vgl. Case 1, Z 60). Zugleich scheint das Thema sprachliche Sozialisation von Kindern ein hoch brisantes und emotionalisiertes Thema zu sein: So bezeichnete eine Informantin den Themenkomplex Kommunikation mit Kindern etwa als „DAS Diskussionsthema Nummer eins“ (Case 4, Z 260) ihrer Beziehung.

Die Informantinnen vorliegender Studie haben derzeit noch keine Kinder, befinden sich jedoch in einer festen Beziehung, in der der Kinderwunsch bereits geäußert wurde. Aufgrund dieser Tatsache äußerten die Informantinnen in Hinblick auf den Fragenblock zur Kommunikation mit Kindern hier einerseits zahlreiche Intentionen, andererseits beruhen die Äußerungen auf individuellen Erfahrungen, die die Informantinnen mit (bekannten) Kleinkinder gemacht haben.

3.4.2.2.1 Zur ‚sozialen Bedeutung‘ der Sprachvarietäten im Rahmen der Kindererziehung

Die Informantinnen aus Case 1 und Case 2 erwähnten gleich zu Beginn, dass sie mit Kindern *anders*, im Sinne von *schöner*, sprechen würden. Auch die Informantin aus Case 4 antwortete, dass sie mit Kindern *schöner* spricht, jedoch auch bewusst dialektale Worte in ihr Gespräch einbaut, sodass die Kinder auch den ‚Dialekt‘ von Beginn an lernen (vgl. Case 4, Z 261). Bei diesen drei konkreten Fällen zeigt sich somit die Tendenz, die alltägliche, dialektale Sprachvarietät im Rahmen einer hochsprachlichen bzw. umgangssprachlichen Kindererziehung aufzugeben. Stark abhängig ist diese Entscheidung jedoch von der subjektiven Einschätzung der individuellen Hochdeutschkompetenz. So äußerten jene Informantinnen, die sich selbst gewissermaßen eine Hochdeutschkompetenz zuschrieben (Case 1, Case 2, Case 4), dass sie als sprachliche Vorbilder bei einer Kindererziehung am Land auf jeden Fall ‚Hochdeutsch‘ bzw. ‚Umgangssprache‘ mit ihren Kindern sprechen würden. Intendiert wird, dass die Kinder über eine multivarietaire Sprechkompetenz⁷¹ ver-

⁷¹ Referiert wird hier auf den Aspekt der *inneren Mehrsprachigkeit*, im Gegensatz zur *äußeren Mehrsprachigkeit*, die sich auf Fremdsprachen bezieht. Das Konstrukt *innere Mehrsprachigkeit* bezieht sich auf die Kompetenz, mehrere Varietäten bzw. Register bzw. Sprechlagen/Sprechweisen des Deutschen situationsadäquat zu beherrschen.

fügen. Jene zwei Informantinnen, die sich subjektiv eine geringere Hochdeutschkompetenz zuschreiben, würden in Folge auch mit ihren Kindern eher ‚Dialekt‘ sprechen und nur in gesonderten Fällen auf das ‚Hochdeutsche‘ zurückgreifen.

Auf die Frage, ob es wichtig wäre, dass Kinder auch den ‚Dialekt‘ lernen, antworteten bei LICHTENEGGER (2015: 96) 62,00 % mit Ja. Wie zuvor bereits diskutiert, verstehen die Informantinnen vorliegender Studie den ‚steirischen Dialekt‘ als Teil der österreichischen Kultur und des Brauchtums, weshalb alle Informantinnen auch der Ansicht waren, dass eine Dialekt-Kompetenz ebenso wichtig wie eine ‚hochsprachliche‘ sei. Interessanterweise konnte LICHTENEGGER (2015: 96) herausfinden, dass die Linzer Mütter der Meinung waren, ihre Kinder würden ‚Hochdeutsch‘ ohnehin, quasi automatisch, in der Schule lernen. Verglichen damit zeigt sich in vorliegender qualitativen Studie ein sehr differentes Bild: Sämtliche Informantinnen haben selbst erlebt, dass in der Schule auf LehrerInnen-seite kaum bis überhaupt nicht ‚hochdeutsch‘ gesprochen wird. Insofern waren die Informantinnen aus Case 1, Case 2 und Case 4 der Meinung, sie müssten selbst den ‚hochsprachlichen‘ Ausgleichspol zur sonst ‚dialektalen‘ Umgebung formieren. Die Informantinnen aus Case 3 und Case 5, die sich gemäß ihrer Selbsteinschätzung weniger ‚Hochdeutsch‘-Kompetenz‘ zuschreiben, plädieren dahingegen für eine strikt ‚hochsprachliche‘ Sprechweise der LehrerInnen, da die Schule ihres Ermessen nach u. a. für die sprachliche Erziehung der Kinder zuständig sei:

Ich finde, die Lehrer sollten hochdeutsch reden. Überall. In jeder Klasse, in jeder Stufe, alle. Ich finde, vor allem am Land ist das halt irgendwie wichtig, weil da lernst du es sonst halt einfach nicht. Und es ist schon /, ich habe einfach ganz viele, ganz schlechte Präsentationen gesehen an der Uni, [...] wo die Leute, die einfach vom Land kommen, einfach absolut NICHT hochdeutsch reden können. Einfach gar nicht. Und ich finde, sowas sollte man schon lernen eigentlich. Also, wie man das dann im Privatbereich macht, wann man wo hochdeutsch redet oder nicht, das ist eh jedem selbst überlassen, aber dass man bei einer Präsentation, wenn es darauf ankommt, einfach das Hochdeutsch kann, das ist einfach schon wichtig, finde ich. Und das muss man in der Schule lernen. (Case 5, Z 421).

Alternativ zur sprachlichen Erziehung in der Schule haben sich die Informantinnen aus Case 3 und Case 5 für einen ‚hochsprachlichen‘ Ausgleichspol in Form von Vorlesen o. Ä. ausgesprochen. Gehen die Linzer Mütter in LICHTENEGGER (2015) somit davon aus, dass ihre Kinder implizit über die Schule ‚Hochdeutsch‘ lernen, postulieren die jungen Frauen dieser Studie, dass sie selbst für die ‚sprachliche Erziehung‘ ihrer Kinder zuständig seien und sie diesen eine ‚hochsprachliche‘ Varietät somit explizit beibringen müssten.

Zugleich spricht LICHTENEGGER (2015: 97) vom Phänomen der *sozialen Inklusion* aufgrund des ‚Dialekts‘. Der ‚Dialekt‘ sei für die Kinder im Sinne eines sozialen Miteinanders von Bedeutung, wodurch eine Gruppenfestigung nach innen stattfindet. Die Informantinnen der vorliegenden Untersuchung sagten diesbezüglich, dass Kinder, die am Land ausschließlich ‚hochdeutsch‘ sprechen würden, wahrscheinlich ausgegrenzt werden. So kamen auf die Frage, ob Kinder, die ausschließlich ‚hochdeutsch‘ sprechen, in der Schule einen Nachteil haben könnten, folgende Antworten:

Ja, es kommt darauf an. Also wenn die Kinder in einer Klasse sind, in der die anderen Kinder alle Dialekt reden, dann ist es vermutlich ein Nachteil. Weil dann würden sie vielleicht ausgelacht werden oder so. Oder ausgeschlossen. (Case 3, Z 391).

Das kommt wieder so darauf an, woher das ist. Also wenn ich mir daheim [= in der Steiermark, I. R.] 20 Kinder vorstelle, wo 19 Dialekt reden und eines hochdeutsch, dann würde es für mich schön-selig klingen. Man weiß halt nicht, woher die Eltern sind und ob sie was Besseres sind oder so. [...] (Case 4, Z 275).

In der Klasse oder im Unterricht nicht, aber sozial. (Case 5, Z 487).

Vor dem Hintergrund dieser sozialen Ausgrenzung aufgrund einer ‚hochdeutschen‘ Sprechweise der Kinder besitzt ‚Dialekt‘ auch in der Kindererziehung Prestige. ‚Hochdeutsch‘ ist folglich am Land sozial markiert: Kinder, die (ausschließlich) ‚hochdeutsch‘ sprechen werden als *schön-selig* und *verzogen* wahrgenommen. Zugleich schließen die Informantinnen sofort auf eine gut situierte, wohlhabende Familie. Außerhalb des Unterrichts, wie etwa im „Pausengespräch ist es [daher] vorteilhaft, wenn man Dialekt kann“ (Case 4, Z 268), so eine Informantin. Analog dazu forderte eine Informantin auch konkret, dass Lehrkräfte in informelleren Kontexten, wie etwa zu Projektzeiten oder in Pausen, mit den SchülerInnen ‚Dialekt‘ sprechen sollten (vgl. Case 5, Z 422). Begründen lässt sich dies neuerdings vor dem Hintergrund eines Nahe- und Beziehungsverhältnisses: Indem die Lehrkräfte in spezifischen Situationen ihre ‚Rolle‘ bewusst verlassen, nähern sie sich sozial und hierarchisch an die SchülerInnen an. Das Rollenverhältnis wird durch ein varietätenspezifisches ‚Shifting‘ bzw. eine Anpassung an die Sprache der SchülerInnen somit aufgebrochen und die soziale Distanz verringert sich.

3.4.2.2.2 Beliebtheit der Sprachvarietäten

Wie auch in LICHTENEGGER (2015: 88) behandelt, stand im Fokus der Erhebung vorliegender Studie zudem die Frage nach der Beliebtheit von Sprachvarietäten, wenn sie von Kindern realisiert werden. Dem Faktor *Beliebtheit* ist sowohl hinsichtlich der Spracheinstellungen der Informantinnen sowie für die spätere sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder ein hoher Stellenwert zuzuschreiben. Es wurde folglich gefragt, ob die Informantinnen es mögen bzw. gerne hören, wenn Kinder ‚Dialekt‘ bzw. das ‚Hochdeutsche‘ sprechen. Hier zeigten sich besonders spannende Ergebnisse: Für den ‚Dialekt‘, der im Sinn einer identitätsstiftenden Varietät auch im Rahmen der intendierten Kindererziehung durchaus im oberen Feld der Beliebtheitsskala rangiert, zeichneten die Informantinnen ein sehr ambivalentes Bild: ‚Dialekt‘, der an und für sich als *sympathisch* und dessen SprecherInnen als *natürlich* bewertet werden, wird bei Kindern eher abgewertet. Alle Informantinnen antworteten auf die Frage, wie es klinge, wenn kleine Kinder ‚Dialekt‘ sprechen, ad hoc *lieb*. In einigen Fällen wurde dieses *lieb* dann jedoch relativiert. So ergänzte die Informantin aus Case 5 z. B.:

Ich habe gerade an so einen Bauernbuben gedacht: 'Do HOUNI, do HOUNI.' [Nachahmen der Diphthongierung [„Bellen“], I. R.] Ja ich meine, man tut den Kindern schon was an eigentlich. Es klingt manchmal lieb; aber manchmal klänge es auch lieb, wenn ein Kind so hochdeutsch redet. [...] Weil die Kinder ja dann so, weißt eh, dass klingt dann so, als würden sie sich voll auskennen und das klingt dann schon lieb. Und der Dialekt ist einfach schon PF. Bei einem Kind schon oft ein bisschen hart eigentlich. Aber im Grunde ja, ist halt so. (Case 5, Z 484).

Diese Informantin sprach sich interessanterweise für eine ‚dialektale‘ Kindererziehung aus und erwähnte auch mehrmals, dass sie mit SprecherInnen des ‚Hochdeutschen‘ tendenziell Negatives assoziiert. Gleichzeitig legte sie dar, dass sie selbst mehrmals aufgrund ihres ‚Dialekts‘ als fachlich inkompetenter wahrgenommen wurde (etwa in Anwesenheit von Personen aus Deutschland) (vgl. Case 5, Z 449). Vor diesem Hintergrund ist es interessant, und hier wird die widersprüchliche Haltung der Informantin offengelegt, dass die Informantin in oben zitierter Äußerung deponiert, dass Kinder, die ‚hochdeutsch‘ sprechen, so klingen, als würden sie sich besser auskennen, und genau diese Tatsache findet sie *lieb*. ‚Hochdeutsch‘ wurde zuvor aufgrund der Assoziation mit *besserwisserisch* u. Ä. deklassiert und negativ bewertet. Wendet ein Kind diese Sprechweise jedoch an, besitzt das ‚Hochdeutsche‘ für die Informantin Prestige, wohingegen der ‚Dialekt‘ eine Abwer-

tung (Konnex ‚Dialekt‘ und *Bauern*) erfährt. Analog dazu erfährt der ‚tiefe Grabendialekt‘ im Kontext *Kommunikation mit Kindern* erneut eine Abwertung. So erläutert die Informantin aus Case 4:

Teilweise denke ich mir, echt schlimm, dass man das so lernen kann. Also wenn es so richtig schlimm ist. Halt so, dass überhaupt keine Bemühung besteht, dass man schöner redet. Dann finde ich es echt peinlich teilweise. [F: Was verstehst du unter ‚keine Bemühung‘?] Wenn ich in die Veitsch fahre. Da ist ein Bergbauer und die reden SOU. ‚He BUA, geh weig dou! Wos isn do lous?‘ Und dann sagt der kleine Bub zu dir: ‚He du, geh weig dou, wous isn do mit dir lous?‘. Also sowas finde ich einfach arg. Das ganz Tiefe im Graben drinnen. (Case 4, Z 270).

In summa lässt sich somit folgern, dass der ‚Dialekt‘ bei Kindern klanglich negativ bewertet wird. Additional sollte auch eruiert werden, wie die Informantinnen über Kinder, die ‚hochsprachlich‘ erzogen wurden, denken. Hier zeigt sich die schillernde Ambivalenz, denn so antworteten die Informantinnen:

[F: Wie klingt es für dich, wenn Kinder hochdeutsch sprechen?] Ja, sicher denkt man sich natürlich zuerst, POA [abwertende Interjektion, I. R.]. Die kommt von weiß ich nicht welchen Eltern. Aber irgendwie auch schön, weil die stechen halt irgendwie auch raus. Die Kinder, die dann einfach so schön reden. Weil es halt einfach die wenigsten machen. Und ja. [...] Aber irgendwie finde ich es auch schön, ja, wenn die schön reden. Aber es tun halt auch die wenigsten. (Case 1, Z 73).

Die Informantin aus Case 1, die sich generell als *hochdeutschloyal* erwies, konnotiert eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise hier mit etwas *Besonderem, Herausragendem, Speziellem*, da es im Ort nicht üblich ist. Zuerst, und das ist sehr bemerkenswert, deklassiert sie – durch die abwertende Interjektion markiert – eine hochsprachliche Sprechweise der Kinder jedoch. Sie äußert neuerdings das Stereotyp, wonach nur wohlhabende, *hochnäsiger* Eltern ihre Kinder in ‚Hochdeutsch‘ erziehen. Diese widersprüchliche Haltung könnte der Selbstreflektion der Informantin zugrunde liegen, zumal sie durch die erste, emotionale, abwertende Äußerung auch ihre eigene Intention hinsichtlich der Sozialisation von Kindern – die gemäß ihrem subjektiven Postulat in ‚schönem Deutsch‘ erfolgen soll – abwertet. Abgeschwächt wird diese abwertende Haltung durch eine ‚aber‘-Konstruktion, in der sie ihre vorherige Äußerung gewissermaßen revidiert.

Generell werden Kinder, die ‚hochdeutsch‘ sprechen – wie in Kap. 3.4.2.2.1 schon expliziert – von den Informantinnen als *hochnäsig, schnöselig* und *versnobt* degradiert. Interessanterweise äußerten sich die Informantinnen, und zwar auch jene, die sich an und für sich als äußerst dialektloyal bis dialektpflegerisch positionierten, dahingehend dass

auch ‚Dialekt‘ bzw. ‚tiefer Dialekt‘ nicht unbedingt immer positiv perzipiert wird. Stigmatisiert zu sein scheint hier insbesondere wieder das zuvor schon angesprochene ‚Bel-len‘ der SteirerInnen, da die Informantinnen aus Case 5 und Case 4 v. a. diese Diphthongierung in ihren Sprachbeispielen imitierten und besonders betonten (vgl. Zitate oben). Obgleich ‚Dialekt‘ somit soziosymbolisch sehr bedeutend ist, zeichnet sich das Bild ab, dass sich diese Bedeutung im Spiegel der Kindererziehung verschiebt und allmählich auch ‚umgangssprachliche‘ Sprechweisen im Sinne einer ‚unmarkierten Alltagssprache‘ an Bedeutung gewinnen.

3.4.2.2.3 ‚Dialekt‘ als Sprach- und Kommunikationsbarriere

Als maßgeblichen Einflussfaktor für die Entscheidung hinsichtlich des Sprachgebrauchs bei der Kindererziehung scheint für die Informantinnen zudem die Problematik der vermeintlichen Sprach- bzw. Kommunikationsbarriere eine Rolle zu spielen, vor der sie die nächste Generation bewahren wollen.

An dieser Stelle ist es insbesondere interessant, einen Blick auf die Ergebnisse der subjektzentrierten Analyse zu werfen: Die Informantin aus Case 1 meinte, dass sie niemals Schwierigkeiten aufgrund ihrer dialektalen Erziehung hatte (etwa im schulischen Bereich o. Ä.). Zugleich berichtete sie, dass zahlreiche MitschülerInnen durchaus Probleme in der mündlichen, hochsprachlichen Interaktion hatten. Case 2 berichtete, dass sie in der Schule während (öffentlicher) Präsentationen Schwierigkeiten hatte und parallel zu ihrer Unsicherheit in Bezug auf eine ‚hochdeutsche‘ Sprechweise auch die Nervosität stetig stieg. Die Informantin aus Case 3 berichtete von sprachbiographischen Negativerlebnissen in Hinblick auf eine Sprach- und Kommunikationsbarriere: eine Sprachbarriere etwa als Folge einer ‚dialektalen‘ SMS-Schreibweise und damit einhergehender Probleme im schriftsprachlichen Bereich (wie etwa Schularbeiten o. Ä.). Vor einer solchen Kommunikationsbarriere stand sie bereits mehrmals: in Wien wie auch im deutschsprachigen Ausland.

Die Informantin aus Case 4 hob hervor, dass sie im Schulfach Deutsch – schriftlich wie auch mündlich – immer eher Probleme hatte, ihr der Konnex ‚Dialekt‘ und *Sprachprobleme* aber erst in den letzten Jahren wirklich augenscheinlich wurde.

Die qualitativen Interviews konnten zeigen, dass Entscheidungen hinsichtlich der Sprach-
erziehung von Kindern und somit die Weitergabe einschlägiger Sprachgebrauchsmuster
vor dem Hintergrund derartiger sprachbiographischer Schlüsselerlebnisse interpretiert
werden müssen. So berichtete etwa die Informantin aus Case 1, dass ihr eine standardnahe
Sprechweise mit den Kindern in Hinblick auf den *richtigen* Erwerb der deutschen Schrift-
sprache wichtig sei (vgl. Case 1, Z 59). Sie möchte damit erreichen, dass ihre Kinder
weder im schriftlichen (etwa in Bezug auf die Orthographie) noch im mündlichen Bereich
(etwa bei Präsentationen) Probleme haben. Die Informantin aus Case 2 vertrat die Mei-
nung, dass ihre Kinder verstehen sollen, wie die *Grammatik hinter der Sprache* funkzio-
niert. Ferner sollen sie die deutsche Sprache grundsätzlich besser beherrschen, als sie es
tut, und zugleich intendiert sie, ihre Kinder auf das (soziale) Leben vorzubereiten, indem
die Kinder sprachlich situationsadäquat agieren können (vgl. Case 2, Z 160). Ihre Kinder
sollen in Hinblick auf sprachliche Anpassungsfähigkeit und situationsangemessenes Ver-
halten mit einem möglichst breiten Varietäten- bzw. Variationsspektrum ausgestattet wer-
den. Die Informantin aus Case 3 plädiert grundsätzlich für eine dialektale Spracherzie-
hung der Kinder. Zugleich deutet sie an, dass ihre Kinder, sofern sie monovarietär erzo-
gen werden, einen Nachteil haben könnte. Dies beziehe sich insbesondere auf die sozialen
Aufstiegsmöglichkeiten der Kinder: „Weil, wenn du an der Uni bist oder bei der Arbeit,
dann versuchst du halt auch oder kommst du halt dann auch in Bereiche, wo es wichtig
ist, dass du hochdeutsch redest.“ (Case 3, Z 389). Die Informantin aus Case 4 konnotierte
mit einer ‚hochsprachlichen‘ Kindersozialisation ebenfalls berufliche Aufstiegchancen
der Kinder und unterstrich, dass es natürlich am erstrebenswertesten wäre, wenn die Kin-
der beide Varietäten (‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘) perfekt beherrschen würden (vgl.
Case 4, Z 190). Wie auch schon bei STEINEGGER (1998: 163 f.) wird ‚Dialekt‘ im Grunde
genommen als „karrierehemmende Sprachebene“ (STEINEGGER 1998: 163) bewertet. Vor
diesen beruflichen Aufstiegsschwierigkeiten möchten die Informantinnen die nächste Ge-
neration bewahren. Angestrebt wird auch hier wieder ein situationsadäquates sprachli-
ches, Kommunikationsvermögen der Kinder. Die nächste Generation soll folglich die
Kompetenz der *inneren Mehrsprachigkeit* ausbilden.

3.4.2.2.4 Sprechen lernen vs. sprechen können

STEINEGGER (1998: 133) und auch LICHTENEGGER (2015: 80) konnten zeigen, dass in der Kommunikation mit Kindern die Dichotomie *sprechen lernen* vs. *sprechen können* eine Rolle spielt, da Eltern bzw. Mütter des Öfteren das Bedürfnis haben, mehrere Sprechweisen in der Kommunikation mit Kindern anzuwenden. Es sollte im Rahmen vorliegender Studie geprüft werden, ob dies auch für den obersteirischen Untersuchungsraum zutrifft. In diesem Zusammenhang äußerten die Informantinnen, dass sie mit Kindern, die noch nicht sprechen können, tendenziell anders sprechen als mit Kindern, die gerade sprechen lernen bzw. bereits sprechen können. So meinte eine Informantin etwa:

Mit Babys redet man ja so den Baby-Talk. Und ich glaube, das ist besser als Fremdwörter zu verwenden. Das brauchen sie. Man redet eher Dialekt, wenn sie Babys sind, und erst dann schöner, wenn man merkt, dass sie aufmerksamer sind und lernen zu sprechen. (Case 4, Z 283).

Eine weitere Informantin äußerte sich folgendermaßen:

Mit Babys zum Beispiel redet man sowieso irgendwie anders, das ist halt so – alles so lieb und klein. Da redet man schon eher so verniedlichend. [...] Aber ja schon eher Dialekt. Erst wenn sie dann zum Reden eigentlich anfangen, dass du dann wirklich schön redest. (Case 2, Z 98).

Mit Babys, also mit Kindern, die weder gerade sprechen lernen noch bereits sprechen können, tendieren die Informantinnen dazu, eher dialektal zu sprechen. Der Varietätenwechsel erfolgt, sobald die Kinder aufmerksamer werden und sprechen lernen – in dieser Phase beginnen die Informantinnen ‚schöner‘ zu sprechen. Dies kongruiert auch mit den Ergebnissen in LICHTENEGGER (2015: 80): Hier gaben 62 % aller Probandinnen an mit Kindern, die gerade sprechen lernen, ‚nahe am Hochdeutschen‘ zu sprechen. 16 % waren der Ansicht, sie sprechen in dieser Situation ‚Hochdeutsch‘. An dieser Stelle lohnt sich auch ein Blick auf die Ratingskalen, die Teil der Interviews für die vorliegende Untersuchung waren: Sämtliche Informantinnen positionierten ihre Sprechweise mit Kindern, die gerade sprechen lernen, näher am Pol ‚reines Hochdeutsch‘. Auf die Frage, wie mit Kindern, die noch nicht sprechen können, interagiert wird, positionierten sich fast alle Informantinnen – exklusive Case 2 – näher am Pol ‚reiner Dialekt‘. Die Informantin aus Case 2 gab an, diesbezüglich sprachlich nicht zu unterscheiden und mit allen Kindern ‚schönere Umgangssprache‘ zu sprechen. Diese Angaben wurden selbstverständlich mit graduierenden Unterschieden getätigt, da jede Informantin ihre Sprechweise auf der 7-stufigen Skala unterschiedlich einschätzte und nicht davon ausgegangen werden kann, dass

sämtliche Informantinnen unter den vorgegebenen Konzepten ‚reiner Dialekt‘ bzw. ‚reines Hochdeutsch‘ auch wirklich dasselbe verstehen.

Die Informantinnen aus Case 1, Case 2 und Case 4 berichteten des Weiteren, dass sie mit Kindern, die schon sprechen können ‚schöner‘ kommunizieren. Die Informantinnen aus Case 3 und Case 5 erklärten, dass sie hier keinen Unterschied mehr machen würden: Immerhin sprechen sie mit jedem ‚Dialekt‘, weshalb sie auch mit Kindern in ihrer gewohnten, alltäglichen Normalsprechweise interagieren würden:

Wenn ich merke, dass mich die Kinder verstehen, dann rede ich auch im Dialekt. Weil warum sollte ich da einen Unterschied machen. Es ist nur, wenn ich halt merke, dass sie sich schwertun. (Case 3, Z 377).

Ja, ich glaube, es gibt irgendwann so einen Punkt, wo man mit einem Kind anfängt in der normalen Sprache zu reden. Und der ist halt irgendwann da, wenn sie halt dann auch schon reden. Aber ich finde es blöd, dass man das tut. Ich finde, man sollte mit einem Kind gleich reden wie mit einem Erwachsenen. [...] (Case 5, Z 477).

Obwohl die Informantinnen aus Case 3 und Case 5 meinten, sie würden auch mit Kindern ‚Dialekt‘ sprechen, zeigte sich hier ein interessanter Widerspruch: Wenn es nämlich darum geht, dass die Kinder einerseits die kommunikative Interaktion vollständig verstehen sowie andererseits grammatikalisch wohlgeformte Sätze formulieren sollen, so deuten auch diese Informantinnen an ‚Spracherziehungsmaßnahmen‘ zu ergreifen:

Ja, ich rede eigentlich mit (...), ich merke schon auch, dass ich ein paar so hochdeutsche Wörter also hochdeutsch ausgesprochene Wörter einfließen lasse, wenn ich mit kleinen Kindern rede. Also mit Kindern, die auch schon reden können. Einfach, damit sie mehr verstehen. Weil ich weiß ja nicht, wie sie jetzt reden oder so. Ich glaube, ich rede schon ein bisschen im Dialekt, aber ein paar Wörter spreche ich dann hochdeutsch aus, damit sie mich auch verstehen. (Case 3, Z 376).

[F: Wie würdest du deine Kinder erziehen?] Gleich wie ich erzogen wurde. Wenn ich etwas Falsches gesagt habe, dann hat mich die Mama ausgebessert. Also so grammatikalisch. Das haben wir einfach von Haus aus immer gelernt. [...] Also wir sind halt mit dem groß geworden, dass man einfach richtig redet. Und da hat sie uns schon ausgebessert auch, ja. Und so würde ich das bei meinen Kindern auch machen. (Case 5, Z 414).

Die Informantin aus Case 5 erklärte, dass sie bei Kindern gezielt auf Grammatikfehler hinweisen, ansonsten jedoch im Dialekt interagieren würde (vgl. Case 5, Z 481).

In der Phase, in denen die Kinder folglich den Wortschatz aufbauen bzw. die Sprache erwerben, wird auch von diesen Informantinnen darauf geachtet, dass sie hier – zumindest

in bestimmten Situationen – auf die normnahe Sprechweise zurückgreifen. Das ‚Hochdeutsche‘ erfährt folglich in dieser spezifischen Gesprächskonstellation eine (Pres-tige)Aufwertung, wohingegen der ‚Dialekt‘ als *defizitäre, schlampige* Sprachvarietät an dieser Stelle (tendenziell) abgewertet wird. Die Wahl der Sprechweise hängt somit u. a. auch von der Sprachbeherrschung des Kindes ab: In der Phase der (Primär-)Sozialisation, in der Kinder gerade das Sprechen lernen, intendieren die Informantinnen tendenziell dazu eine *schönere* Sprechweise zu realisieren als mit Kindern, die noch nicht sprechen können. Interessant wäre zudem, ab wann sich dieser Sprechweisenwechsel ein weiteres Mal vollzieht: Sprechen Eltern bspw. mit Kinder im Volksschulalter tendenziell noch *schöner* oder legt sich dieser Drang der ‚hochsprachlichen‘ Erziehung im Lauf der Zeit? Dieser Frage konnte im Zuge der vorliegenden Erhebung nicht nachgegangen werden.

3.4.2.2.5 Lob und Tadel – ‚Style-Shifting‘

PENZINGER (1994: 141) wies zudem darauf hin, dass der Grad der Emotionalisiertheit entscheidend für die Wahl einer Sprachvarietät ist. Dabei unterschied PENZINGER (1994: 142) zwischen privatem Ärger (tendenziell in der ‚Intimsprache‘, d. h. ‚Dialekt‘) und offizieller Rüge (Standardvarietät) (vgl. PENZINGER 1994: 142). Aus diesem Grund wurde in der vorliegenden Erhebung auch gefragt, wie die jungen Frauen Kinder tadeln bzw. loben würden und ob diese spezifische Kommunikationssituation in einer nicht-usuellen-Sprechweise geschieht.

Hier war besonders interessant, dass die Ergebnisse innerhalb der vorliegenden Erhebung in dieser Hinsicht sehr unterschiedlich waren: Case 1 wies darauf hin, dass *Schimpfen* im ‚Dialekt‘ erfolge, *Lob* jedoch in der ‚Hochsprache‘: „Ja, wenn du schnell so irgendwie was rauslässt, ist es eher im Dialekt halt einfach, glaub ich.“ (Case 1, Z 64). Wenn sich die Informantin folglich *vergisst*, nimmt sie von der usuell mit Kinder praktizierende standardnahen Sprechweise Abstand und markiert die *Ernsthaftigkeit* der Lage, indem sie den ‚Dialekt‘ verwendet. Wenn dahingegen ein überlegtes Lob ausgesprochen wird, erfolgt dieses auf ‚Hochdeutsch‘ (vgl. Case 1, Z 65). Die Informantin, die subjektiv von sich behauptet, mit Kindern ‚schönes Deutsch‘ zu sprechen, switcht für eine Zurechtweisung – gemäß ihrer Selbsteinschätzung – in eine spezifische, andere Sprechweise. Diese Vorgehensweise kongruiert mit den Thesen PENZINGERS (1994: 141):

Kommunikative Interaktionen haben immer mindestens einen Fokus, d.h. einen thematischen oder Interessens-Schwerpunkt [...]. Dieser Schwerpunkt manifestiert sich u. U. darin, daß zu seiner

sprachlichen Realisierung Formen einer spezifischen Variante verwendet werden, die dadurch markiert sind, daß sie sich vom Rest-Text unterscheiden [...]. (PENZINGER 1994: 141).

LICHTENEGGER (2015: 82) arbeitete ein umgekehrtes Phänomen heraus und zwar, dass *Schimpfen* v. a. in der ‚hochdeutschen‘ Varietät erfolgt. Diese konträren Ergebnisse können vor dem Hintergrund der intimen und der offiziellen Rügen interpretiert werden. Die Informantin aus Case 1 berichtet etwa, dass sie aus dem Affekt heraus eher ‚dialektal‘ spreche. Es wäre wohl möglich, dass die Linzer Mütter aus LICHTENEGGER (2015) von einer Situation der offiziellen, überlegten Rüge ausgehen, die folglich in der ‚hochsprachlichen‘ Sprechweise erfolgen würde.

Die Informantin aus Case 2, die angab, mit Kindern durchgehend in der ‚schöneren Umgangssprache‘ zu interagieren, änderte ihre Meinung auch hinsichtlich diesen spezifischen Kommunikationssituationen des Tadels und des Lobes nicht. Sie gab an, Kinder auch in der ‚schöneren Umgangssprache‘ rügen und loben zu wollen (vgl. Case 2, Z 156).

Die dritte Informantin (Case 3) meinte, dass insbesondere die Deutlichkeit der Mitteilung für sie im Vordergrund stünde. Zugleich differenziert sie zwischen überlegtem und unüberlegtem Tadel:

Ich glaube, wenn es [das Schimpfen, I. R.] überlegt wäre, wahrscheinlich in Hochdeutsch. Nein, würde ich nicht. Aber halt schon verständlich. Und wenn es nicht überlegt wäre, dann wahrscheinlich im Dialekt. [...] (Case 3, Z 378).

Eine unüberlegte Affekthandlung (= privater Ärger) erfolge demnach im ‚Dialekt‘, wohingegen ein durchdachter Tadel bzw. eine ‚offizielle Rüge‘ (vgl. PENZINGER 1994: 142) wenngleich auch nicht in ‚Hochdeutsch‘, so zumindest in einer *verständlicheren* erfolgen würde.

Selbiges berichtete auch die Informantin aus Case 4:

[F: Wie würdest du ein Kind schimpfen?] Wenn ich nicht nachdenke, wahrscheinlich eher steirisch, wenn ich nachdenke, wahrscheinlich eher hochdeutsch. Also da rede ich, glaube ich, schon eher steirisch. (Case 4, Z 266).

Die unüberlegte Affektrüge würde auch bei dieser Informantin am ehesten im ‚Dialekt‘, also in ‚Steirisch‘ erfolgen. Die Tatsache, dass das *überlegte Schimpfen* in der ‚hochdeutschen‘ Sprechweise erfolgen würde, deutet darauf hin, dass dem ‚Hochdeutschen‘ an sich ein autoritatives Potenzial zugeschrieben wird.

Besonders interessant war in diesem Kontext der sprachbiographische Bericht der Informantin aus Case 5. Sie explizierte, dass ihr Vater bei Diskussionen bzw. „im Streit“ (Case 5, Z 411) zwischen den Elternteilen in das ‚Hochdeutsche‘ gewechselt – im Sinne eines ‚Style-Shifting/Switching‘ – hat (vgl. Case 5, Z 411–412). Dadurch wurde einerseits größere Distanz zwischen den GesprächspartnerInnen geschaffen und gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Rezipienten bzw. der Rezipientin sichergestellt. Dieses Kindheitserlebnis evoziert eine besondere Stigmatisierung des ‚Hochdeutschen‘ in derartigen Streit- bzw. Diskussionssituationen. Sie berichtet:

Ich würde versuchen nicht hochdeutsch zu schimpfen. Weil ich hasse das einfach selbst SO sehr. Und ich würde versuchen, und zwar mit jeder Person, dass ich einfach nicht hochdeutsch rede. Weil ich das einfach so hasse, wenn man mit mir schimpft und hochdeutsch schimpft. Weil da stellt sich derjenige einfach nochmal über dich, finde ich. Indem er einfach hochdeutsch anfängt zu reden, stellt er sich über dich und dann ist er nicht mit dir auf einer Ebene. Ich meine sicher, als Elternteil bist du natürlich immer über den Kindern. Aber halt vor allem wenn du Partner bist, dann ist das einfach so ungut. Da bist du in keiner guten Position, wenn du das tust. Man sollte sich die Sachen einfach auf gleicher Ebene diskutieren. Und wenn beide im Dialekt reden, dann ist das einfach im Dialekt, auch beim Streiten. [...] Aber deshalb würde ich einfach versuchen, auch als Elternteil, nicht in Hochdeutsch zu schimpfen, weil ich das nicht mag. (Case 5, Z 478–479).

Die Informantin konnotiert mit dem Wechsel von einer alltäglichen, usuellen Sprachvarietät (hier ‚Dialekt‘) in die nicht-alltägliche, formellere Sprachvarietät (etwa ‚Hochdeutsch‘) zugleich eine Hierarchisierung der GesprächspartnerInnen. PENZINGER (1994: 142) erklärt, dass dieser Wechsel weg vom ‚Dialekt‘ hin zum Standard von Eltern bewusst als distanzschaffendes Moment im Sinn einer ‚Kommandosprache‘ gebraucht wird. Dieser Wechsel wird von der Informantin sehr negativ bewertet, da die GesprächspartnerInnen folglich nicht mehr auf Augenhöhe kommunizieren würden. Diese negative, sprachbiographische Erfahrung hat sich folglich im Bewusstsein der Informantin verankert, wodurch sie mit ‚Hochdeutsch‘ in dieser spezifischen Gesprächssituation nur Negatives assoziiert. Dies führt zur Intention, eine andere kommunikative Handlung zwischen Mutter und Kind einzunehmen, als es die Informantin, gemäß ihrer Selbsteinschätzung, als Kind erfahren hat.

Dieser sprachbiographische Befund legt zugleich dar, dass derartige Erlebnisse durchwegs Gewicht in Hinblick auf die ‚soziale Bedeutung‘ von Sprachvarietäten haben: Aufgrund derartiger Erlebnisse intendiert die Informantin eine rein dialektale Kindererziehung – ‚Hochdeutsch‘ indiziert aus Sicht der Informantin (tendenziell) Negatives.

3.4.2.2.6 Bundesländer-, Orts-, Dialektloyalität

Es wurde zudem die These aufgestellt, dass Bundesländer- bzw. Ortsloyalität und Dialektloyalität zusammenhängen. Zugleich hat ein bundesländer- bzw. ortsloyales Verhalten eine Auswirkung auf die Intention den ‚Dialekt‘ an die nächste Generation weiterzugeben. Interessanterweise kann diese These auf Basis der Ergebnisse vorliegender Studie nicht zur Gänze bestätigt werden.

Die Informantinnen aus Case 1 und Case 2 erwiesen sich als durchwegs bundesländer- und ortsloyale Personen. Dies zeigt sich nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass die Informantinnen die Steiermark nie für längere Zeit verlassen hatten und sie auch während ihrer Studienzeit in Graz jedes Wochenende den Heimatort besuchten. Direkt im Anschluss an ihre Ausbildung kehrten die Informantinnen in den Heimatort zurück. Der logische Schluss wäre folglich, dass diese Informantinnen – als zudem sehr dialektloyale Menschen – ihren Heimatdialekt auch an die nächste Generation tradieren: Genau diese Informantinnen plädierten jedoch für eine standardnahe Sozialisation der eignen Kinder. Selbstverständlich wäre diesen Informantinnen auch eine Dialektkompetenz der künftigen Kinder sehr wichtig. Diese soll jedoch über das soziale Umfeld erworben werden.

Die Informantinnen aus Case 3, Case 4 und Case 5 bekundeten ebenfalls ein enges Verhältnis zu ihrer Heimat, formulierten jedoch nicht den Wunsch, in ihren Heimatort zurückzukehren. In der Steiermark zu wohnen könnten sie sich jedoch grundsätzlich vorstellen. Diese Informantinnen sprachen sich zwar auch für irgendeine Form der standardsprachlichen Sozialisation ihrer zukünftigen Kinder aus: etwa in Form von Vorlesen (Case 5) bzw. über einen ‚hochdeutschen Ausgleichspol‘ (Case 3) oder, sofern die Erziehung am Land stattfindet, in Form einer hochsprachlichen Kommunikation mit den Kindern (Case 4). Wichtiger erscheint ihnen jedoch, dass ihre künftigen Kinder den ‚Dialekt‘ aktiv und passiv auch beherrschen. Diese Informantinnen, die grundsätzlich ‚weniger‘ Bundesländer- und Ortsloyalität aufwiesen als die Informantinnen aus Case 1 und Case 2, schätzen ihren ‚Dialekt‘ sehr und möchten diesen auch unbedingt an die nächste Generation weitergeben.

Es besteht somit grundsätzlich definitiv ein Konnex zwischen Bundesländer-, Orts- und Dialektloyalität, eine realiter tiefe Verankerung in den eigenen steirischen Wurzeln bedeutet jedoch nicht unweigerlich auch den Vorsatz, die eigenen Kinder dialektal zu sozialisieren.

3.4.2.2.7 Fazit

Im Licht dieser Ausführungen lassen sich die Forschungsfragen [(Inwiefern) beeinflusst die von den Probandinnen erworbene soziale Bedeutung der Varietäten der deutschen Sprache ihre (postulierte bzw. intendierte) Mutter-Kind-Kommunikation? und (Inwiefern) erfolgt in diesem Zusammenhang eine Tradierung der sozialen Bedeutung von Sprachvarietäten?] wie folgt beantworten:

Die inhaltszentrierte Analyse der Interviews in Hinblick auf den spezifischen Kommunikationskontext Mutter-Kind konnte herausarbeiten, dass sich die interviewten jungen Frauen in einem sprachlichen Zwiespalt befinden: Idealerweise sollen die Kinder über eine multifunktionale und multivariäre Sprachkompetenz, sprich: ‚innere Mehrsprachigkeit‘ verfügen. Für eine explizit ‚hoch‘- bzw. ‚umgangssprachliche‘ Sozialisation sprachen sich die Informantinnen aus Case 1, Case 2 und Case 4 je nach kontextuellen Bedingungen aus. Case 3 und Case 5 intendieren eine ‚dialektale‘ Sozialisation der Kinder, was v. a. mit Hinblick auf die soziosymbolische Bedeutung dieser *traditionellen, identitätsstiftenden* Sprachvarietät begründet werden kann. Die Entscheidung der Informantinnen aus Case 1, Case 2 und Case 4 wird v. a. im Spiegel der jeweils persönlichen sprachbiographischen Erfahrungen erklärbar: So berichtete die Informantin in Case 1 von einem besonders positiven Erlebnis in Bezug auf ‚Hochdeutsch‘, wohingegen die Informantinnen aus Case 2 und Case 4 mehrmals mit Sanktionen aufgrund einer ‚dialektalen‘ Sprechweise konfrontiert waren. Ihre vermeintliche *Deutschschwäche* führt zum Vorsatz einer ‚hochsprachlicheren‘ Kindererziehung. Diese Erziehung wäre folglich stärker standardsprachlich geprägt, als es ihre eigene – gemäß ihrer Selbsteinschätzung – war.

Analog dazu zeigten die Informantinnen eine sehr ambivalente Haltung in Bezug auf die Beliebtheit von ‚Hochdeutsch‘ und ‚Dialekt‘, wenn diese von Kindern gesprochen werden. So wurde deutlich, dass grundsätzlich keine der zwei Varietäten wirklich vorurteilsfrei perzipiert wird. ‚Hochdeutsch‘ hat diesbezüglich als *versnobte, besserwisserische* Sprachvarietät Stigma, während Kinder, die ‚Dialekt‘ sprechen, unweigerlich mit einem geringeren Bildungsgrad in Verbindung gebracht werden. Gemäß den Äußerungen der Informantinnen, denen diese Stigmatisierungen bewusst zu sein scheinen, könnte sich folglich eine Art ‚Umgangssprache‘ als *unmarkierte* Sprachvarietät für die Spracherziehung der nächsten Generation etablieren, die dazu führen würde, dass die Kinder die Fä-

higkeit ausbilden, je nach situativen Erfordernissen innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums *hin* und *herzushiften* bzw. *-switchen*. Zudem möchten die Informantinnen, dass ihre Kinder ein sprachliches *Anpassungsvermögen* besitzen und sich je nach Gesprächskonstellation sprachadäquat artikulieren können.

4 Conclusio

Die qualitativen Tiefeninterviews haben gezeigt, dass sich die fünf befragten Informantinnen durchaus als *dialektloyal* charakterisieren lassen. ‚Dialekt‘ ist insbesondere in informellen Kommunikationssituationen wie etwa innerhalb der Familie oder im Freundeskreis prestigeträchtig. Zudem identifizieren sich die Informantinnen mit dem ‚Dialekt‘: Im Sinn eines steirischen (bzw. österreichischen) *Kulturgutes* und *Brauchtums* bildet der dialektale Pol des Dialekt-Standard-Kontinuums der deutschen Sprache jene Seite der Kommunikationsmedaille, die, wie Kernöl, immanent mit der Steiermark und Heimat verbunden wird. ‚Dialekt‘ impliziert für die Informantinnen ferner eine Gruppenfestigung nach innen: So kreiert der Gebrauch des ‚Dialekts‘ bundesländerübergreifend ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und somit soziale Identität. Gleichzeitig dient eine ‚dialektale‘ Sprechweise als Differenzierungsmerkmal in Abgrenzung zu den ‚Hochdeutsch-SprecherInnen‘, die vielfach mit den *WienerInnen* gleichgesetzt werden. ‚Hochdeutsch‘ konstituiert sich hier etwa als Fremdgruppenphänomen, von dem man sich durch den ‚Dialekt‘ bewusst abzuheben versucht.

Gleichzeitig wird ‚Dialekt‘ im Sinn einer Sprach- und Kommunikationsbarriere mitstigmatisiert. Das verdeutlicht insbesondere (sprach-)biographische Berichte der Informantinnen, die sich konkret auf negative Erlebnisse in Hinblick auf eine dialektale Sprech- und (unter Vorbehalt) Schreibweise beziehen. In diesem Zusammenhang wurde mehrmals auch von einer *schlampigen* und *fehlerhaften* Sprachform gesprochen, wodurch bekräftigt wird, dass ‚Dialekt‘ von linguistischen LaiInnen nach wie vor als defizitär wahrgenommen wird. Stigmatisiert wurde zudem der derbe *Bauern-* bzw. *Grabendialekt*, dessen SprecherInnen sich durch eine geringe Verständlichkeit und ein restringiertes sprachliches Anpassungsvermögen kennzeichnen. ‚Dialekt‘ in dieser besonderen Erscheinungsform wird folglich als *Unterschichtsphänomen* wahrgenommen, von dem sich die Informantinnen bewusst abzugrenzen versuchten. Genannt wurde in diesem Zusammenhang auch das ‚Steirisch‘-Stereotyp des *Bellens* (auffallende Diphthongierung), das auto- und heteroperspektivisch sehr salient zu sein scheint und unweigerlich mit dem *tiefen Dialekt* konnotiert wird.

In diesem Kontext wird der gegensätzliche Varietätenpol, das ‚Hochdeutsche‘, als prestigeträchtig wahrgenommen. V. a. in formellen Gesprächskontexten (etwa mit Arbeitgebern, ProfessorInnen, bei Präsentationen oder Ansprachen etc.) hat ‚Hochdeutsch‘ Prestige. Attitudinal-perzeptiv wurde ‚Hochdeutsch‘ von den Interviewpartnerinnen jedoch tendenziell mit negativen Attributen beschrieben. So nehmen die jungen Frauen der vorliegenden Erhebung SprecherInnen des ‚Hochdeutschen‘ als *versnobt*, *gekünstelt* und *überheblich* wahr. Gleichzeitig, und dieses Exempel unterstreicht die ambivalente Haltung der Informantinnen zu ‚ihren‘ Varietäten, wird ‚Hochdeutsch‘ unweigerlich mit einer *besseren Bildung* und *mehr Intellekt* in Zusammenhang gebracht. ‚Dialekt‘ wie auch ‚Hochdeutsch‘ werden, je nach situativen Gegebenheiten, somit negativ oder positiv bewertet. Der Varietätengebrauch ist dabei sozial determiniert. Gemäß der Selbsteinschätzung der Informantinnen bewegen sie sich zwar unter bestimmten Umständen immer wieder in Richtung ‚Hochdeutsch‘, als tatsächliche kompetente ‚Hochdeutschsprecherin‘ bezeichnete sich selbst jedoch keine der Informantinnen.

Ein interessantes Ergebnis konnte die vorliegende Studie auch in Hinblick auf den linguistisch konzipierten Bereich der ‚Umgangssprache‘ zeigen: So rekurrten alle Informantinnen implizit – mit graduierenden Unterschieden – auf diesen Bereich des Ausgleichs. Besonders prestigeträchtig scheint diese uneindeutig definierte Varietät v. a. in Hinblick auf eine ‚unmarkierte‘, ‚neutrale‘ Sprechweise zu sein, die insbesondere in all jenen Gesprächskonstellationen Prestige hat, in denen – gemäß subjektiver Einschätzung – weder ‚Dialekt‘ noch ‚Hochdeutsch‘ als situationsadäquat wahrgenommen werden (etwa in der Schule sowie im Gespräch mit älteren Personen und Kindern). Die ‚Umgangssprache‘ wäre hier ein passender Kompromiss zwischen den Sprechweisen, der den Informantinnen ermöglicht, „eher schön, aber nicht zu schön“ (Case 2, Z 112) – um es mit den Worten einer Informantin zu sagen – zu sprechen.

Dass ‚Dialekt‘ im obersteirischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag Bedeutung hat zeigt sich u. a. auch anhand der Tatsache, dass sich alle Informantinnen für eine Tradierung des ‚Dialekts‘ an die nächste Generation aussprachen. Dabei war interessant, dass diese Weitergabe über unterschiedliche Kanäle erfolgen soll: Wollen die Informantinnen aus Case 3 und Case 5 mit ihren zukünftigen Kindern im ‚Dialekt‘ (als alltägliche Sprechweise) interagieren, so sprachen sich die Informantinnen aus Case 1, Case 2 und Case 4 für eine ‚hochdeutsche‘ Sozialisation ihrer künftigen Kinder aus. Der ‚Dialekt‘ werde in

Folge über das Umfeld (Großeeltern, Peer-Group usw.) erworben. Es hat sich gezeigt, dass dieses Postulat v. a. von der subjektiven Einschätzung der persönlichen ‚Hochdeutschkompetenz‘ determiniert ist. Jene Informantinnen, die sich selbst als nur mäßig bis kaum ‚hochdeutschkompetent‘ einstufen, intendieren eine ‚dialektale‘ Spracherziehung ihrer künftigen Kinder, wobei gezielt ‚Spracherziehungsmaßnahmen‘ (wie etwa Vorlesen, Korrektur von Grammatik- und Satzbaufehlern im Gesprochenen) ergriffen werden sollen. Plädiert wird in diesem Kontext auch für ‚Hochdeutsch‘ bzw. ‚schönere Umgangssprache‘ als Unterrichtssprache in Schulen. Es zeigt sich folglich, dass beide Pole des Dialekt-Standard-Kontinuums in der (intendierten bzw. postulierten) sprachlichen Sozialisation der künftigen Kinder involviert sein sollen. Ziel aller Informantinnen war es dennoch, dass ihre Kinder über eine *innere Mehrsprachigkeit* verfügen und die Varietäten der deutschen Sprache je nach kontextuellen Gegebenheit situationsadäquat anwenden können.

Es hat sich weiters gezeigt, dass im Gespräch mit Kindern, die noch nicht sprechen können bzw. gerade erst sprechen lernen, und Kindern, die schon sprechen können unterschiedlich interagiert wird. So dominiert der ‚Dialekt‘ bzw. eine ‚dialektale Varietät‘ tendenziell den Bereich der Kommunikation mit Kindern, die noch nicht sprechen können. ‚Hochdeutsch‘ bzw. eine ‚schönere Umgangssprache‘ wird v. a. dann bedeutend, wenn die Kinder aufmerksamer werden und allmählich zu reden beginnen.

In Hinblick auf das ‚Shifting-/Switching‘-Verhalten in Situation des Lobes bzw. des Tadels hat sich herauskristallisiert, dass hier zwischen ‚überlegtem‘ und ‚unüberlegtem‘ Tadel unterschieden werden muss: Ist die Rüge durchdacht, so hat ‚Hochdeutsch‘ im Sinn einer distanzschaffenden *Kommandosprache* Prestige, während der unüberlegte Affektadel eher im ‚Dialekt‘ stattfindet. Anhand derartiger Äußerungen, wonach die Informantinnen bei *spontanen* Gesprächssituationen in den ‚Dialekt‘ *verfallen*, wurde mehrmals deutlich, dass es sich bei ‚Hochdeutsch‘ nicht um die alltägliche *Normalsprechweise* der Informantinnen handelt. Eine konsequente Interaktion in der ‚ungewohnten‘ Sprechweise wäre daher – gemäß Selbsteinschätzung – in zahlreichen Kommunikationssituationen eher problematisch.

Wie also in zahlreichen empirischen Erhebungen deutlich wurde (z. Bsp. MOOSMÜLLER 1991; SOUKUP 2009; GOLDGRUBER 2011; LICHTENEGGER 2015) haben auch die ober-

steirischen Informantinnen ein sehr ambivalentes Verhältnis zu ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘: Obgleich die ObersteirerInnen ein dialektloyales Völkchen zu sein scheinen, etablieren sich nach und nach ‚umgangssprachliche‘ Sprechweisen in ihrem Diskurs. Es wird deutlich, dass auch die (teilweise) dialektpflegerische Einstellung der Informantinnen sprachdynamische Prozesse nicht aufhalten kann. Es wäre aus diesem Grund äußerst lohnend, die vorliegende Erhebung, die konkret nur mit subjektiven Sprachdaten operierte, um eine objektive Perspektive auf Basis von Sprachgebrauchsdaten zu ergänzen. Ertragreich wäre aber auch eine attitudinal-perzeptive Erhebung, die das Stigmatisierungspotenzial systeminhärenter (phonetischer) Merkmale des ‚Steirischen‘ berücksichtigt.

Interessant wäre es zudem, die vorliegende Studie um die Sichtweise männlicher Informanten zu ergänzen: Wie denken folglich junge Männer in der Obersteiermark über die sprachliche Sozialisation ihrer (künftigen) Kinder? Hält sich die These, die MALLIGA (1997) aufstellte, wonach Frauen wirklich prestigeorientierter agieren, oder haben sich die entsprechenden Verhältnisse bereits gewandelt? Womöglich wären es gerade die jungen Väter, die eher für eine ‚hochdeutsche‘ Erziehung der Kinder plädieren, oder kann man an der Annahme festhalten, dass (junge) Männer eine ‚dialektale‘ Sprechweise bevorzugen?

In Hinblick auf das Postulat, wonach der ‚Dialekt‘ vom *Aussterben* bedroht ist, wäre auch eine generationenübergreifende Untersuchung spannend: In welchen Situationen hatte der ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ anno dazumal, zu Zeiten der Großeltern Prestige und Stigma und wie nehmen ältere Menschen die heutige Sprache der jüngeren Generation wahr?

Im Zuge der Erhebung war es möglich, dem Forschungsdesiderat *Kommunikation mit Kindern in der Obersteiermark im Lichte der Prestige-Stigma-Ambivalenz* mit einem kleinen Mosaikstein nachzukommen. Gleichzeitig wurde, aufbauend auf LICHTENEGGER (2015), der Grundstein für zahlreiche Folgeinvestigationen gelegt, denn, das ist sicher, die Varietäten der deutschen Sprache im Licht der Mutter-Kind-Kommunikation bieten noch unzählige, spannende Forschungsaspekte.

Geschlossen werden soll die Arbeit mit einem eindrucksvollen und aussagekräftigen Zitat einer Informantin aus vorliegender Studie:

Dialekt verbinde ich mit Steirisch. Und Steirisch und die Steiermark verbinde ich mit Kernöl. [...] Der [Dialekt; I. R.] macht uns Steirer einfach aus. (Case 5, Z 454).

Literaturverzeichnis

- ALLPORT, GORDON W. (1954): Attitudes in the History of Social Psychology. In: WARREN, NEIL / JAHODA, MARIE (Hg.): Attitudes. Selected Readings. Harmondsworth: Penguin, 19–25.
- AMMON, ULRICH (1979): Dialekt als Sprachbarriere? In: ERMET, KARL (Hg.): Gibt es die Sprachbarriere noch? Soziolinguistik – Sprachdidaktik – Bildungspolitik. Düsseldorf: Schwann, 48–58.
- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin / New York: de Gruyter.
- AMMON, ULRICH (2003): Dialektschwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses Dialekt – Standardvarietät im deutschen Sprachgebiet. In: ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K. / ZIEGLER, EVELYN (Hg.): „Standardfragen“. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt a. Main: Lang, 163–171.
- AMMON, ULRICH / BICKEL, HANS / LENZ, ALEXANDRA N. (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin / New York: de Gruyter.
- BARDEN, BIRGIT / GROßKOPF, BEATE (1998): Sprachliche Akkomodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. (Phonai 43). Tübingen: de Gruyter.
- BERNSTEIN, BASIL (1972): Studien zur sprachlichen Sozialisation. (Sprache und Lernen. Internationale Studien zur pädagogischen Anthropologie 7). Düsseldorf: Schwann.
- BESCH, WERNER (u. a.) (Hg.) (1981): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt 1. Berlin: Schmidt.
- BESCH, WERNER (1983): Vorwort. In: BESCH, WERNER (u. a.) (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt 2. Berlin: Schmidt, 9–11.

- BUßMANN, HADUMOD (Hg.) (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft, 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage. Stuttgart: Kröner.
- CASPER, KLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. (Heidelberger Schriften zur Sprache und Kultur 6). Norderstedt: Books on Demand.
- DEPREZ, KAS / PERSOONS, YVES (1987): Attitude. In: AMMON, ULRICH (u. a.): (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. First Volume. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1). Berlin / New York: de Gruyter, 125–131.
- DIEKMANN, ANDREAS (2010): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Originalausgabe, vollständig überarbeitet u. erweiterte. Neuausgabe., 4 Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- EAGLY, ALICE H. / CHAIKEN, SHELLY (1993): The psychology of attitudes. Fort Worth, Tex. (u. a.): Hartcourt Brace Jovanovich.
- EIPPER, MARTINA (2001): Sehen – Erkennen – Wissen. Arbeitstechniken rund ums Mind Mapping. 2. Auflage mit 35 Bildern. (Kontakt und Studium 525). Renningen: expert.
- FASOLD, RALPH W. (1984): The sociolinguistics of society. Oxford: Basil Blackwell.
- FISKE, SUSAN T. / GILBERT, DANIEL T. / LINDZEY, GARDNER (Hg.) (2010): Handbook of Social Psychology. Fifth Edition, Volume 1. New Jersey: Wiley.
- GARRETT, PETER / COUPLAND, NIKOLAS / WILLIAMS, ANGIE (2003): Investigating Language Attitudes. Social Meanings of Dialect, Ethnicity and Performance. Cardiff: University of Wales Press.
- GARRETT, PETER (2010): Attitudes to Language. New York: Cambridge.
- GLUDOVACZ, BARBARA (2016): ‚Dialekte‘ in Österreich aus Wiener Sicht. Eine empirische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsuntersuchung. Diplomarbeit Universität Wien.
- GOLDGRUBER, BARBARA (2011): Einstellungen zu Dialekt und Standardsprache in Österreich. Eine empirische Untersuchung in Graz und Wien. Diplomarbeit Universität Wien.
- GÜTTLER, PETER O. (2000): Sozialpsychologie. Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderungen. 3., überarbeitete und stark erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.

- HERNÁNDEZ-CAMPOY, JUAN MANUEL (2008): Overt and covert prestige in Late Middle English. In: *Folia Linguistica Historia* (29), 1–26.
- HERRGEN, JOACHIM (2015): Entnationalisierung des Standards. Eine perzeptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: LENZ, ALEXANDRA N. / GLAUNINGER, MANFRED M. (Hg.): *Standarddeutsch im 21. Jahrhundert – Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich*. (Wiener Arbeiten zur Linguistik 1). Göttingen: Vienna University Press, 139–164.
- HESS-LÜTTICH, ERNEST W. B. (1987): *Angewandte Sprachsoziologie. Eine Einführung in linguistische, pädagogische und soziologische Ansätze*. Stuttgart: Metzler.
- HUFSCHEIDT, JOCHEN / MATTHEIER, KLAUS (1981): Sprachdatenerhebung. Methoden und Erfahrungen in Feldforschungen. In: BESCH, WERNER (u. a.): *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt 1*. (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Universität Bonn). Berlin: Schmidt, 178–205.
- HUNDT, MARKUS (2011): Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt – Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie. In: ELEMENTALER, MICHAEL / HOINKES ULRIKE (Hg.): *Gute Sprache, schlechte Sprache. Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel*. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 2) Frankfurt a. Main: Lang, 77–105.
- HUNDT, MARKUS / ANDERS, CHRISTINA ADA / LASCH, ALEXANDER (2010): Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology). In: ANDERS, CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin / New York: de Gruyter, XI–XXI.
- KALLMEYER, WERNER (2005): Qualitative Methoden. In: AMMON, ULRICH (u. a.) (Hg.): *Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society*. 2nd completely revised and extended edition. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2). Berlin / New York: de Gruyter, 978–992.

- KATZ, DANIEL / STOTLAND, EZRA (1959): A Preliminary Statement of a Theory of Attitude Structure and Change. In: KOCH, S. (Hg.): *Psychology: A Study of a Science*. Vol. III. New York: McGraw-Hill, 423–475.
- KREFELD, THOMAS / PUSTKA, ELISSA (2010): Für eine perzeptive Varietätenlinguistik. In: KREFELD, THOMAS / PUSTKA, ELISSA (Hg.): *Perzeptive Varietätenlinguistik*. Frankfurt a. Main: Lang, 9–31.
- LABOV, WILLIAM (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Oxford: Basil Blackwell.
- LAMNEK, SIEGFRIED (2005). *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte, 125). Wiesbaden: F. Steiner.
- LENZ, ALEXANDRA N. (2010): Zum Salienzbegriff und zum Nachweis salienter Merkmale. In: ANDERS, CHRISTINA ADA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin / New York: de Gruyter, 89–110.
- LICHTENEGGER, LISA (2015): Linzer Kinder zwischen „Dialekt“ und „Hochdeutsch“. Eine Untersuchung der Spracheinstellungen von Müttern. Diplomarbeit Universität Wien.
- LÖFFLER, HEINRICH (2003): *Dialektologie. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- LÖFFLER, HEINRICH (2016): *Germanistische Soziolinguistik*. 5., neu bearbeitete Auflage. (Grundlagen der Germanistik 28). Berlin: Schmidt
- MALLIGA, FREYA (1997): Tendenzen in der geschlechtsabhängigen Sprachverwendung und Spracheinschätzung. Am Beispiel der Stadt Villach in Kärnten. (*Schriften zur deutschen Sprache in Österreich* 19). Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1994): Varietätenzensus. Über die Möglichkeiten, die Verbreitung und Verwendung von Sprachvarietäten in Deutschland festzustellen. In: MATTHEIER, KLAUS J. / WIESINGER, PETER (Hg.): *Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen*. (Reihe Germanistische Linguistik 147). Tübingen: Niemeyr, 413–442.

- MAYRING, PHILIPP (2005): Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: MAYRING, PHILIPP / GLÄSER-ZIKUDA, MICHAELA (Hg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim / Basel: Beltz, 7–20.
- MAYRING, PHILIPP (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12., überarbeitete Auflage. Weinheim / Basel: Beltz.
- MAYRING, PHILIPP (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 6. Auflage. Weinheim / Basel: Beltz.
- MICKARTZ, HEINRICH (1983): Einstellungsäußerungen zur Verwendung von Hochsprache und Mundart in der Kindererziehung. In: BESCH, WERNER (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt 2 (Schriften der Abteilung für Sprachforschung). Berlin: Schmidt, 60–113.
- MISOCH, SABINA (2015): Qualitative Interviews. Berlin (u. a.): de Gruyter.
- MOOSMÜLLER, SYLVIA (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. (Sprachwissenschaftliche Reihe 1). Wien (u. a.): Böhlau.
- MUHR, RUDOLF (1984): Sprachförderung dialektsprechender steirischer Kinder. Bericht über ein Unterrichtsprojekt. In: WIESINGER, PETER (Hg.): Beiträge zur bairischen und ostfränkischen Dialektologie. Ergebnisse der Zweiten Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung Wien, 27. Bis 30. September 1983. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik). Göppingen: Kümmerle, 219–234.
- OPPENHEIM, B. (1982): An exercise in attitude measurement. In: BREAKWELL, G. / FOOT, H. / GILMOUR, R. (Hg.): Social Psychology: a practical manual. Basingstoke: Macmillan, 38–56.
- PATOCKA, CHRISTA (1986): Sprachgebrauch und Spracheinschätzung in Österreich. Eine Auswertung von Fragebögen. Diplomarbeit Universität Wien.
- PENZINGER, CHRISTINE (1994): Hochsprache und Dialekt der Modellsprecher (Eltern) gegenüber Kindern im Vorschulalter. In: BURGER, HARALD / HÄCKI BUHOFFER, ANNELIES (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. (Zürcher Germanistische Studien 38). Bern: Lang, 129–147.

- PRESTON, DENNIS R. (2005): Preceptual Dialectology. In: AMMON, ULRICH (u. a.) (Hg.): An International Handbook of the Science of Language and Society. 2nd completely revised and extended edition. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft). Berlin / New York: de Gruyter, 1683–1696.
- PRESTON, DENNIS (2010): Variation in Language Regard. In: GILLES, PETER / SCHARLOTH, JOACHIM / ZIEGLER, EVELYN (Hg.): Variatio declarat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. (VarioLingua 37). Frankfurt a. Main (u. a.): Lang, 7–27.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt.
- SCHONER, PATRICIA (2011): Sekundäre sprachliche Sozialisation von Kindern in Wien und außerhalb. Diplomarbeit Universität Wien.
- SOUKUP, BARBARA (2009): Dialect use as interaction strategy. A sociolinguistic study of contextualization, speech perception, and language attitudes in Austria. (Austrian Studies in English Volume 98). Wien: Braumüller
- SPIEKERMANN, HELMUT (2010): Visualisierungen von Dialekten: Ein Beitrag zum Nutzen der Laiendialektologie. In: ANDERS, ADA CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, 221–244.
- STEINEGGER, GUIDO (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 26). Frankfurt a. Main: 1998.
- STRASSER, HERMANN / BRÖMME, NORBERT (2004): Prestige und Stigma. In: AMMON, ULRICH (u. a.) (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. 2nd completely revised and extended edition. Volume 1. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1). Berlin / New York: de Gruyter, 412–417.
- TOBERER, MARGIT (2013): Tendenzen in der Sprachbewertung und im Sprachgebrauch in St. Pölten und dem Pielachtal. Eine empirische Untersuchung. Diplomarbeit Universität Wien.
- TOPHINKE, DORIS / ZIEGLER, EVELYN (2002): Plädoyer für eine kontextsensitive Modellierung von Spracheinstellung. In: WIESINGER, PETER (Hg.): „Zeitwende – Die

- Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses, Wien 2000, 3. Bern: Lang, S. 187–193.
- TRIANDIS, HARRY C. (1975): Einstellungen und Einstellungsänderungen. Weinheim / Basel: Beltz.
- TRUDGILL, PETER (1983): On Dialect. Social and Geographical Perspectives. Oxford: Basil Blackwell.
- WIESINGER, PETER (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, WERNER (u. a.) (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. (HSK 1.2). Berlin / New York: de Gruyter, 807–900.
- WIESINGER, PETER (1992): Zur Interaktion von Dialekt und Standardsprache in Österreich. In: LEUVENSTEIJN, J.A. VAN / BERNS, J.B. (Hg.): Dialect and Standard Language in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas. Amsterdam (u. a.): North-Holland Publ. Co, 290–311.
- WIESINGER, PETER (1997): Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: STICKEL, GERHARD (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin / New York: de Gruyter, 9–46.
- WIESINGER, PETER (2014): Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte. 3., aktualisierte und neuerlich erw. Auflage. (Austria: Forschung und Wissenschaft – Literatur und Sprachwissenschaft 2). Berlin (u. a.): LIT.
- ZIEGLER, EVELYN (1996): Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. (VarioLingua 2). Frankfurt a. Main: Peter Lang.

Internetquellen

- DEPPERMAN, ARNULF (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (14/3; Artikel 13). URL: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584> (letzter Zugriff: 5.3.2017).
- DiÖ (2017): Überblick. In: DiÖ-Online. URL: <https://dioe.at/ueber-dioe/ueberblick/> (letzter Zugriff: 21.5.2017)
- DRESING, THORSTEN / PEHL, THORSTEN (2013): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 5. Auflage. Marburg.

URL: http://www.audiotranskription.de/download/praxisbuch_transkription.pdf?q=Praxisbuch-Transkription.pdf (letzter Zugriff: 3.4.2017)

Land Steiermark – Amt der Steiermärkischen Landesregierung (2017): Landesstatistik Steiermark:

URL: <http://www.statistik.steiermark.at/cms/beitrag/11685488/103034513/> (letzter Zugriff: 27.3.2017)

MAYRING, PHILIPP / FENZL, THOMAS (2013): QCAmap. A software for Qualitative Content Analysis.

URL: <https://www.qcamap.org/> (letzter Zugriff: 20.4.2017).

Anhang

Interviewleitfaden

Demographische Daten der Gewährsperson

Name:

Derzeitiger Wohnort:

Geburtsort:

Geburtsjahr:

Längste Wohnsitze (ORT/JAHRE):

Geburtsorte der Eltern:

Mutter:

Vater:

Berufe der Eltern:

Mutter:

Vater:

Höchster Bildungsgrad:

Beruf der Gewährsperson:

Hinführung zum Thema: Mindmap

Wie würdest du⁷² deine alltägliche Art zu sprechen bezeichnen?

Was ist deiner Meinung nach das Gegenteil von dieser Art zu sprechen?

Sprachbiographische (Schlüssel-)Erlebnisse

Sozialisation der GP

Wie haben deine Eltern in deiner Kindheit miteinander gesprochen?

Wie haben deine Eltern in deiner Kindheit mit dir gesprochen?

Welche Art zu sprechen hast du als Erstes gelernt?

Wenn du dich jetzt zurückerinnerst, wie hast du als Kind gesprochen?

reiner Dialekt

x

x

x

x

x

x

x

reines Hochdeutsch

⁷² Da es sich um Bekannte der Exploratorin handelte wurde das Interview in der informellen ‚du-Form‘ geführt.

(Soziale) Bedeutung von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ in der Kindheit und in der Schulzeit

Welche Rolle hat Dialekt in deiner Kindheit in deiner Umgebung gespielt (im Dorf/der Stadt, innerhalb der Familie, im Freundeskreis, im Kindergarten usw.)?

Hat sich mit deinem Volksschuleintritt etwas an deiner Sprache verändert?

Wie sollen Lehrpersonen deiner Meinung nach mit den Schülern und Schülerinnen sprechen?

Gab es hier Unterschiede zwischen Volksschule, Unterstufe und Oberstufe?

Wie haben die Lehrpersonen an deiner Schule/deinen Schulen grundsätzlich mit dir gesprochen?

Fallen dir Situationen ein, in denen von den Lehrpersonen sprachlich bewusst gewechselt wurde?

Was sind die möglichen Gründe, dass Lehrpersonen so gesprochen haben, wie sie gesprochen haben?

Kannst du auf der folgenden Skala die alltägliche, durchschnittliche Sprache der Lehrpersonen beurteilen (bzw. VS/US/OS)?

reiner Dialekt	x	x	x	x	x	x	x	reines Hochdeutsch
-----------------------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	---------------------------

Hat der Wechsel in eine weiterführende Schule etwas an deinem Sprachverhalten verändert?

Fühltest du dich wohl, wenn du z. B. bei Präsentationen hochdeutsch sprechen musstest?

Sind dir Besonderheiten deiner MitschülerInnen in Erinnerung geblieben? Gab es SchülerInnen, die überhaupt keinen Dialekt bzw. überhaupt nicht hochdeutsch sprechen konnten?

Kannst du von besonders negativen oder positiven Momenten in deiner Schulzeit berichten (in Bezug auf Dialekt/Hochdeutsch)?

Hat sich dein Sprachverhalten deiner Meinung nach im Laufe der Schullaufbahn bzw. der Ausbildung verändert?

Hast du persönlich also in der Schule generell eher Dialekt oder eher hochdeutsch gesprochen (mit Freunden/Lehrpersonen usw.)

Wie würdest du deine Sprache zum Zeitpunkt der Matura beurteilen?

reiner Dialekt	x	x	x	x	x	x	x	reines Hochdeutsch
-----------------------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	---------------------------

(Soziale) Bedeutung von ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘ in der späteren Ausbildung

Welche generellen Erfahrungen hast du außerhalb deines Wohnortes (am Ausbildungsort, Studienort, usw.) in Bezug auf deine Sprache und die Sprache anderer gemacht?

Wie erging es dir z. B. in der ersten Zeit, als du zum Studieren an einen anderen Ort gezogen bist?
 Welche Erfahrungen hast du an diesem Ort in Bezug auf deine Sprache gemacht? Wurdest du
 öfter auf deine Sprache abgesprochen?
 Warst du für längere Zeit im Ausland (Erasmus/Praktikum usw.)? Wo?
 Hast du dort bezüglich deiner Art zu sprechen Erfahrungen gemacht, die sich eingeprägt haben?
 Wie sprichst du heute in der Arbeit? Gibt es hier Unterschiede (Situation/Personen)?
 Wovon hängt es ab, wie du sprichst?

Kannst du dich an Situationen erinnern, in denen du hochdeutsch gesprochen hast und in denen
 du aufgrund deiner Art zu sprechen kritisiert wurdest?
 Kannst du dich an Situationen erinnern, in denen du das Gefühl hatten, wegen deines Dialekts
 anzuecken bzw. du aufgrund deiner dialektalen Art zu sprechen kritisiert wurdest?
 Kannst du dich an Situationen erinnern, in denen du aufgrund deiner Art zu sprechen (Dialekt
 oder Hochdeutsch) Vorteile hattest?

Wenn du dich jetzt an deine Ausbildungslaufbahn zurückerinnerst, welchen Stellenwert hatte Di-
 alekt für dich in der Schule/während dem Studium/heute?
 Resümierend, hattest du jemals Nachteile in der Schule aufgrund deiner dialektalen Erziehung?
 Hättest du dir jemals gewünscht, du wärest nicht im Dialekt erzogen worden?
 Wie würdest du deine heutige, alltägliche Sprechlage auf einer Skala beurteilen?

reiner Dialekt	x	x	x	x	x	x	x	reines Hochdeutsch
-----------------------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	---------------------------

Orts-, Bundesländerloyalität

Wie würdest du dein Verhältnis zu deinem Bundesland beschreiben? Fühlst du dich mit deinem
 Ort/Bundesland verbunden?
 Wie oft fährst du durchschnittlich nach Hause?
 Bist du Mitglied eines örtlichen Vereins? Welche Aufgabe hast du in diesem Verein?
 Wo befindet sich deiner Meinung nach dein aktueller Lebensmittelpunkt⁷³?
 a) Würde es dir schwerfallen, von hier (Heimatort) wehzuziehen? Könntest du dir vor-
 stellen, aus z. B. beruflichen Gründen von hier wegzuziehen?
 b) Wie ist es dir ergangen, als du von deinem Heimatort weggezogen bist (Studium)?
 Kannst du dir vorstellen, je wieder in deinen Heimatort zurückzuziehen?

⁷³ Anm: Je nachdem, wo sich der aktuelle Lebensmittelpunkt befand, wurde a) oder b) gefragt. Bei den
 Probandinnen, die sich also noch am Studien- bzw. Arbeitsort befanden, wurde Frage b) gestellt.

Würdest du aus beruflichen Gründen nicht mehr in deinen Heimatort zurückziehen?

Denkst du, du sprichst einen prototypischen Dialekt des Bundeslandes?

Wie gut sprichst du den ortsüblichen Dialekt/Steirisch deiner Meinung nach?

sehr gut	x	x	x	x	x	x	x	überhaupt nicht gut
-----------------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------------------------

Denkst du, deine Art zu sprechen hat sich im Laufe der Zeit verändert, oder würdest du sagen, dass du nach wie vor einen prototypischen Dialekt sprichst?

Kannst du Merkmale oder Besonderheiten deines Dialekts nennen?

Es gibt in Österreich Gegenden, in denen zunehmen weniger Dialekt gesprochen wird. Nimmst du das in Bezug auf deinen eigenen Ort ähnlich wahr? Wie findest/fändest du das?

Würdest du sagen, dass es Unterschiede zwischen der älteren Generation in deinem Heimatort (Großelterngeneration) und deiner Generation in Bezug auf Dialektgebrauch gibt? Spricht man heute anders als früher?

Kannst du den Dialekt deiner Großeltern mit einem Wort/einem Satz beschreiben?

Wie würdest du deinen alltäglichen Dialekt mit einem Wort/einem Satz beschreiben?

Glaubst du, dass der Dialekt deines Heimatortes bzw. der Steiermark aussterben wird oder vom Aussterben bedroht ist?

Kommunikation mit Kindern

(Soziale) Bedeutung von Dialekt und Hochdeutsch: Intendierte sprachlicher Sozialisation der eigenen Kinder

Wie sollen deine Kinder deiner Meinung nach einmal sprechen? Möchtest du, dass sie deinen Dialekt sprechen?

Sprichst du in Anwesenheit von Kindern anders als normal?

Gibt es Unterschiede in deiner Sprache bei Kindern, die noch nicht sprechen können, und Kindern, die schon sprechen können?

Wie würdest du deine Sprache auf folgender Skala einschätzen, wenn du mit Kindern sprichst, die erst sprechen lernen?

reiner Dialekt	x	x	x	x	x	x	x	reines Hochdeutsch
-----------------------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	---------------------------

Wie würdest du am ehesten mit Kindern sprechen, die schon sprechen können?

reiner Dialekt	x	x	x	x	x	x	x	reines Hochdeutsch
-----------------------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	----------	---------------------------

Fallen dir Situationen ein, in denen du mit Kindern anders sprichst bzw. du deine Art zu sprechen bewusst änderst? Wie würdest du bspw. sprechen, wenn du ein Kind schimpfst? Wie würdest du ein Kind loben?

Wenn du jetzt ein Kind bekommen würdest, wie würdest du mit diesem Kind deiner Meinung nach am ehesten sprechen?

Findest du es wichtig, dass Kinder bzw. deine Kinder einmal Dialekt lernen? Warum ja/nein?
Denkst du, dass dein Kind Nachteile hätte, wenn es nicht Dialekt sprechen könnte (im Alltag)?
Glaubst du, dass Kinder generell Nachteile in der Schule haben, wenn Sie nur Dialekt sprechen können?

Wie klingt es für dich, wenn Kinder Dialekt sprechen?

Findest du es wichtig, dass deine Kinder Hochdeutsch lernen? Warum ja/nein?
Denkst du, dein Kind hätte Nachteile, wenn es nicht hochdeutsch sprechen könnte?
Glaubst du, dass Kinder Nachteile in der Schule haben, wenn sie nur hochdeutsch sprechen können?

Wie klingt es für dich, wenn Kinder hochdeutsch sprechen?

Spracheinstellungen allgemein

Wie wirkt es allgemein auf dich, wenn jemand Dialekt spricht?

Wie wirkt es allgemein auf dich, wenn jemand hochdeutsch spricht?

Gefällt dir der Dialekt, den du sprichst?

Gefällt dir dein Dialekt besser als anderen Dialekt in Österreich oder im deutschsprachigen Raum?

Gefällt dir Hochdeutsch?

Mindmap

(Zusammenschau der gesammelten Assoziationen)

Konzept ‚dialektale Varietäten‘

Bezeichnungen:

‚DIALEKT‘ (2x)

‚STEIRISCH‘ (2x)

‚GSCHERT‘

Assoziationen:

zu Hause (3x)/Heimat (2x)

Familie/Freunde

Abend, feiern, lustig

leichtere Verständigung

‚geht scha‘/,eissn‘/,is ma wurscht‘/,lafn‘

vereinfach – verkompliziert

Sprache – Deutsch – Dialekt / Umgangs-
sprache

Steiermark – Kernöl

‚Steirisch is net Steirisch‘

sympathisch / höflich / nett

‚gshlampert‘/Grammatikfehler

‚keine Wienerin‘/Patriotismus

Konzept ‚Standardvarietät‘

Bezeichnungen:

‚HOCHDEUTSCH‘ (2x)

‚SCHÖNES DEUTSCH‘

‚SCHÖNERE UMGANGSSPRACHE‘

‚EINE ART VON HOCHDEUTSCH‘

Assoziationen:

Deutschland (2x)/Hannover

‚Wir sind anders.‘

Schule (4x)/Uni (2x)/Beruf bzw. in der
Arbeit

Ausdruck

Karriere/gute Noten

bessere Verständigung untereinander

höflich/ernst/arrogant

‚Sie‘

Ansprechen/Besprechungen/Präsentatio-
nen (2x)/wichtige Gespräche

‚Können SIE das holen gehen?‘

Im Umgang mit Kindern/ausländische Be-
kannte bzw. Freunde/Gespräch mit Deut-
schen

Kurzfassung

Den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Diplomarbeit bilden ausgewählt Aspekte der ‚sozialen Bedeutung‘ von Varietäten der deutschen Sprache im obersteirischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag. Der Fokus liegt auf der Mutter-Kind-Kommunikation vor dem Hintergrund der Prestige-Stigma-Ambivalenz sprachlicher Varietäten. Es handelt sich dabei um eine qualitative empirische Studie die sich innerhalb der soziolinguistischen Spracheinstellungs- und -perzeptionsforschung positioniert.

Ausgangspunkt für die empirische Erhebung ist die quantitative Studie von LICHTENEGGER (2015), die ein interessantes Bild der Spracheinstellungen von jungen Linzerinnen im spezifischen Kontext der Kommunikation mit Kindern zeichnete. An diese Erhebung wurde mittels vorliegendem Projekt (zum Teil) angeschlossen, wobei eine Kontrastierung mit den Ergebnissen von LICHTENEGGER (2015) möglich war.

Mittels qualitativen Tiefeninterviews wurde der Frage nachgegangen, welche Konzepte der deutschen Sprache die Informantinnen der vorliegenden Studie im Lauf ihrer Sozialisation erworben haben und welche *soziale Bedeutung* (insbesondere Prestige und Stigma) diese Konzepte indizieren. Gefragt wurde in diesem Zusammenhang auch nach (sprach-)biographischen Schlüssel-erlebnissen, die möglicherweise Erklärungsansätze für die erworbenen Spracheinstellungen bieten. Des Weiteren wurde herausgearbeitet, ob die von den Informantinnen erworbene soziale Bedeutung von varietätenspezifischen Sprachkonzepten die (intendierte bzw. postulierte) Mutter-Kind-Kommunikation beeinflusst und ob in diesem Zusammenhang auch eine Bereitschaft zur Tradierung von Sprachvarietäten und ihrer sozialen Bedeutung erfolgt.

Dabei konnte gezeigt werden, dass die Informantinnen im Grunde und explizit über eine bivarietäre Konzeption des Deutschen, nämlich ‚Dialekt‘ und ‚Hochdeutsch‘, verfügen. Der linguistisch konzipierte Bereich der ‚Umgangssprache‘ wurde hingegen implizit, mittels Beschreibungen von einem ‚Mittelding‘, ‚Mix aus Hochdeutsch und Dialekt‘ etc., angesprochen. Alle erhobenen Varietätenkonzepte indizieren jeweils Prestige und Stigma: ‚Dialekt‘ ist v. a. in Hinblick auf die Konstruktion einer regionalen Identität prestigeträchtig, ‚Hochdeutsch‘ insbesondere in Form einer ‚normahren‘ Sprechweise, die in formalen Gesprächskontexten besonderes positiv bewertet wird. Gleichzeitig ist ‚Hochdeutsch‘ in informalen Kontexten (Familie, Freunde sowie allgemein im Heimatort) mit einem Stigma behaftet. ‚Dialekt‘ wiederum wurde einerseits im Licht einschneidender biographischer Erlebnisse als Sprach- und Kommunikationsbarriere sowie andererseits auch in der Kommunikation mit Kindern von den Informantinnen stigmatisiert.

Es hat sich zudem gezeigt, dass die individuellen (sprach-)biographischen Schlüsselerlebnisse die jungen Frauen hinsichtlich ihrer (postulierten/intendierten) Mutter-Kind-Kommunika-

tion tendenziell beeinflussen. Diese intendierte Mutter-Kind-Kommunikation ist – mit graduierenden Unterschieden – stärker standardsprachlich geprägt als es die jeweils eigene sprachliche (Primär-)Sozialisation gemäß Selbsteinschätzung war.

Abstract

The subject matter of the present thesis are selected aspects of the 'social significance' of language varieties of the German language in the styrian district Bruck-Mürzzuschlag. The focus is on mother-child communication against the backdrop of the prestige-stigma ambivalence. It is an empirical study according to the qualitative paradigm and positioned within the sociolinguistic research of language attitudes and language perception.

The quantitative study by LICHTENEGGER (2015) provided an interesting picture of the attitudes of language varieties of young women from Linz in the specific communication context with children. The present project was partly connected to the survey of LICHTENEGGER (2015), whereby an interesting contrast between the results was possible.

By means of qualitative in-depth interviews, the question was posed which concepts of the German language the informants from the present study acquired during their socialisation and which social significance (especially prestige and stigma) these concepts indicate. Moreover, it was investigated if there were key moments in their language learning biography, which might trigger acquired language attitudes. Furthermore, it was examined whether the 'social meaning' acquired by the informants influences the (intended and postulated) mother-child communication, and if the social significance of language varieties is also transmitted in this context.

The survey showed that the informants principally had a bivariate concept of German language varieties, namely 'Dialect' and 'High German'. The linguistically conceived area of 'Umgangssprache' was implicitly described as 'mishmash', a 'mix of High German and dialect', etc. These concepts of language varieties in each case indicate prestige and stigma: 'Dialect' is particularly prestigious in terms of the construction of a regional identity, 'High German' especially in the context of a 'standardised' language variety, which is primarily positively evaluated in formal conversations. At the same time, 'High German' is stigmatised in informal contexts (family, friends etc.). 'Dialect' on the other hand was, above all, stigmatised by the interviewees in view of language and communication barriers as well as, among other things, the communication with children.

Additionally, it has been shown that the individual biographical key moments influence the young women in their (postulated and intended) mother-child communication. It is, according to their self-assessment, with varying distinctiveness more or less strongly standardised than their own past (language) socialisation.